TAYLOR INSTITUTION
DOMINUS ILLUMINATIO MEA
Vet. Ger. III A. 479

1/6

Digitized by Google

Edith Speakmann 1870
386

Orient und Occident.

Erzählungen und Mährchen

von

Amalie Krafft.

Leipzig.
Friedrich Fleiſcher.
1838.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
15 MAR 1961
OF OXFORD
LIBRARY

Inhalt.

Seite.

Sangesgabe, Mährchen 1
Geheimniſſe der Nacht, Phantaſie 45
Nachtigall und Roſe, Mährchen 67
Sommernachts-Phantaſie 111
Träume des Orients 141
Plinganſer, hiſtoriſche Erzählung 207
Das Reihergelübde, hiſtoriſche Erzählung aus dem
13. Jahrhundert nach St. Palaye 307

Digitized by Google

Sangesgabe.

Sangesgabe.

Ein Mährchen.

In einem ſchönen Palmenthale lag hinter dichten Roſengebüſchen ein großer Brunnen, deſſen friſches cry=ſtallreines Waſſer die Reiſenden oft ſehr erquickte, wenn ſie, von drückender Sonnenhitze ermattet, vor der hohen Mittagsgluth Schutz in ſeinem Schatten ſuchten, von dem aber auch die Sage ging: daß eine mächtige Fee ſeine Tiefen bewohne, welche man zum Erſcheinen auf der Oberfläche und zu irgend einer Prophezeihung oder Gabe zwingen könne, wenn man im Neumond zur Mitternachtszeit einen Stein hinein werfe, der aus einem Stück Land gegraben wurde, das noch nie ein Strahl der Sonne getroffen.

Wunderbare Begebenheiten erzählte man ſich, wie die ſchöne Fee ſchon ſo manchem unglücklichen Liebenden durch Enthüllung der Zukunft, oder durch reiche Gaben von ihren unermeßlichen Schätzen geholfen; aber den=noch hatten Wenige den Muth, mit ihrem Anliegen

ſich zu dem geheimnißvollen Brunnen zu wagen, da auch ſchon Mancher — der vielleicht nicht mit ganz reinen Abſichten gekommen, oder wohl etwas in der Beſchwörungsformel verſäumt hatte — des andern Morgens todt bei demſelben gefunden wurde.

Auch Kaba, des reichen Ismael Tochter, trug ſchon lange den geheimen Wunſch im Herzen, die Fee des Brunnens um ihre Zukunft zu befragen, von deſſen Ausführung ſie aber bisher immer durch ein unbezwingbares Grauen abgehalten wurde. Doch, als Selim in der deutungsvollen Sprache der Blumen — die er zu einem Kranz gewunden, und durch ihre vertraute Sclavin überreichen ließ — ſeine Sehnſucht: die ſchönſte Perle, welche jemals dem Grunde des glänzenden Meeres entnommen wurde, zum Ruhm ſeines Hauſes, in deſſen Harem zu verſetzen, kund that; als ſelbſt ihre Eltern dieſe Verbindung wünſchten, da flammte der Gedanke: die Fee um das Heil der Zukunft zu befragen, wieder mächtig in ihr empor. Mit Ungeduld ſah ſie daher der Zeit des Neumondes entgegen, und als dieſe endlich erſchien, begab ſie ſich auch wirklich zur Mitternachtsſtunde, nur von der treuen Sena begleitet, leiſe aus dem Hauſe ſchleichend, auf den Weg zum geheimnißvollen Brunnen. Nicht ohne Herzklopfen ſah ſie das Ziel ihrer Wanderung hinter den Palmen, vom

Dunkel der Nacht bedeckt, in undeutlichen Riſſen her=vor ſchimmern; aber ſich ermannend trat ſie herzu, und wie von unſichtbarer Macht geleitet, war der ver=hängnißvolle Stein plötzlich ihrer Hand entſunken, und rollte hinab in die endloſe Tiefe des Brunnens. Hoch auf ſchäumte das Waſſer, als wolle es über das Mar=morbecken weithin in tobendem Grimm ſich ergießen, und der Boden bebte, von unterirdiſchem Donner er=ſchüttert. Bleich vor Entſetzen ſtand Kaba mitten im wildeſten Aufruhr der Elemente, aber ihr Entſchluß blieb unerſchütterlich, das einmal herauf beſchworene Schickſal über ihrem Haupte walten zu laſſen. Wirk=lich kehrte auch bald das brauſende Waſſer beruhigt in ſein Bette zurück, der rollende Donner verhallte in weiter Ferne, und ſanfte Melodieen, welche aus der Tiefe drangen, ſchienen den aufgeregten Sturm in Schlummer ſingen zu wollen. Immer näher, immer lieblicher klangen die Töne, als endlich, wie von den Wellen getragen, die Bewohnerin des Brunnens auf der Oberfläche des Waſſers empor tauchte. Ein Kleid, aus flüſſigen Diamanten gewoben, umſchloß die zarten Glieder, und um die ſchöne Stirne ſchlang ſich ein Per=lenband, deſſen Ende in den wallenden Locken ſich verlor.

»Was verlangſt Du von mir?« ſprach ſie freund=lich lächelnd zur ſtaunenden Kaba.

»Meine Zukunft!« entgegnete dieſe.

»Du wirſt glückliche Gattin, glückliche Mutter von drei Söhnen!« tönte es von den Lippen der Fee. Doch als Kaba mit dieſem Ausſpruch nicht zufrieden ſchien, flog eine leichte Wolke des Unmuthes über ihre ſchönen Züge, und ſie begann:

»Mir däucht, als läge in Deiner Zukunft alles, was dem Weibe wünſchenswerth erſcheinen kann! Damit aber Deine Hoffnung auf meine Großmuth Dich nicht getäuſcht hat, will ich drei Wünſche Dir gewähren. Nimm dieſe Muſcheln; ſobald Du eine von ihnen öffneſt, wird Dir erfüllt, was Du verlangſt. Lebe wohl, und mache einen weiſen Gebrauch von meinen Gaben.«

Nach dieſen Worten rauſchte die Fee in die Tiefe zurück; die bisher ruhige Quelle ſchäumte wieder hoch auf, und die Erde wankte wieder von unterirdiſchem Donner erſchüttert. Als endlich alles vorüber war, und im tiefen Schweigen der Nacht kein Lüftchen die Zweige der Roſenbäume bewegte, ſah Kaba ſich nach ihrer Begleiterin um, die, unfern des Brunnens auf einem Stein eingeſchlummert, nicht das Geringſte von allem, was vorgefallen war, bemerkt hatte. Sie eilten nun wieder nach Hauſe, und am andern Morgen würde Kaba beinahe verſucht geweſen ſein, alles für einen Traum zu halten, hätte ſie nicht die drei verhängniß=

vollen Muſcheln neben ſich liegen ſehen, welche ſie ſogleich ſorgfältig verſchloß.

Selims Haus war mit den auserleſenſten Blumen geſchmückt, von den Gallerieen ſeines Hofes tönte fröhliche Muſik, und um den großen Springbrunnen, in der Mitte deſſelben, lagerten die männlichen Gäſte, von den geſchäftigen Sclaven reichlich mit Kaffe, Sorbet und Pfeifen bedient, während die weiblichen Verwandten in den rund um den Hof laufenden Zimmern mit Geſang, Mährchen und Verkleidungen ſich beluſtigten; denn es war endlich der Tag erſchienen, an welchem Selim die ſchönſte Perle, welche jemals aus dem Grunde des glänzenden Meeres geholt wurde, ſein nennen durfte.

Mit Gold und Edelſteinen bedeckt, ſaß die ſchöne Braut in der Mitte ihrer Freundinnen, und hörte ſchweigend die frohen Lieder der Sclavinnen, welche, den Stand der Ehe als das Seligſte preiſend — ſich bemühten, durch die Ausſicht auf die frohe Zukunft die läſtige Gegenwart zu verſüßen; denn ſo ermüdend auch die Ceremonien waren, an dieſem Tag durfte keine irdiſche Nahrung die Lippen der Braut befeuchten, ſie gleichſam nur an die reine Liebe mahnend, deren Heimath das Paradies ſei. Oft war es Kaba, als müſſe

ſie von einer der Muſcheln Gebrauch machen, um ſich weit aus dieſem Gedränge weg zu wünſchen, ein Blick aber in den Hof, wo der ſchöne Selim mit dem ſeligſten Ausdruck eines erreichten, längſt erſehnten Wunſches in den Zügen — in der Mitte ſeiner Gäſte ſaß, verſöhnte ſie wieder mit dem läſtigen Zwang, und ſie ſah mit Geduld dem Ende des Feſtes entgegen. Die Sonne neigte ſich, der Iman rief zum Gebet, welches der gläubige Muſelmann unter keinem Verhältniß verſäumt, und die Gäſte ſchieden unter den heißeſten Segenswünſchen für das neuvermählte Paar.

Beinahe vergeſſen, ruhte das Käſtchen mit den Muſcheln in einem Wandſchrank verborgen, denn Kaba's Tage verfloſſen im ſtrahlenden Schimmer des Glückes und der Liebe, wo kein anderer Wunſch in ihrem Herzen Raum fand, als die Dauer ihrer Wonne. So hatte ſeit ihrer Verbindung mit Selim die Erde die lange Bahn um die Sonne vollendet, als ein neues Ereigniß ihr Glück erhöhen ſollte, denn der Augenblick, wo das ſüße Band der Mutterfreude ſie noch inniger an den Gatten knüpfen ſollte, war nicht mehr ferne, und ſie erwartete daher mit unendlicher Sehnſucht die Stunde, in welcher ihre Hoffnung erfüllt wer-

den würde. Aber Gott iſt groß! und er läßt zuweilen einen Tropfen Wermuth in den Becher der Freude fallen, wann der Menſch es am wenigſten vermuthet, damit er, treu den Geboten des Korans, in Demuth ſich beuge vor ſeinem Willen, und nicht vom Glanze des Glückes geblendet — ſich erhebe in eitlem Stolz und Hochmuth. Die verhängnißvolle Stunde kam, als Selim eben auf einer kleinen Reiſe ſich befand; doch wer beſchreibt den Schrecken Kaba's, als das neugeborne Kind in ihre Arme gelegt wurde, und ſie — trotz aller Mutterliebe — ſich dennoch nicht über deſſen ausnehmende Häßlichkeit täuſchen konnte. Bitterlich weinend, drückte ſie ihr Antlitz in die Kiſſen des Bettes, denn was mußte Selim bei ſeiner Rückkehr empfinden, wenn er den heißgewünſchten Sohn in ſolcher Geſtalt erblickte! was mußten ihre Freundinnen ſagen, wenn ſie ſolch ein Kind in das Bad mitbringen würde! Dieſe Gedanken nagten quälend an ihrem Herzen und verſenkten ſie in tiefen Kummer, als ihr plötzlich die Gaben der Fee einfielen. Auf der Stelle ließ ſie von der Sclavin, welche die Nacht bei ihr wachte, ſich das Käſtchen reichen, und zitternd vor Erwartung öffnete ſie eine der Muſcheln, während ihre Lippen den Wunſch: »das Kind möge an Schönheit ſeines Gleichen nicht finden!« ausſprachen.

Eine kleine durchſichtige Wolke von der Farbe der Roſe ſenkte ſich aus der geöffneten Muſchel auf den Knaben, und er lächelte wie im Traume; und ſein Lächeln geſtaltete ſich immer ſchöner, immer lieblicher, und als die Wolke in der Luft zerfloſſen war, lag das Kind in blendender Schönheit vor den entzückten Blicken der Mutter.

Mit frohlockender Freude legte Kaba den ſchönen Knaben am nächſten Abend in Selims Arme, und der beglückte Vater dankte Gott in heißem Gebet für das liebliche Geſchenk ſeiner Huld. Jeder Tag brachte nun neue Freuden in Selims Haus, denn der kleine Almanzor wurde immer ſchöner; und als allmählig auch ſeine geiſtigen Fähigkeiten ſich zu entwickeln anfingen, als er die erſten Worte zu ſtammeln verſuchte, da prieſen die Eltern ſich als wahrhaft glückſelig, von Gott ſolch ſchönes und kluges Kind erhalten zu haben.

Aber es dauerte nicht all zu lange, als eine neue Sorge Kaba's Stirn umwölkte, denn ſie ſollte abermals Mutter werden, und der Gedanke: der Zweitgeborne möge vielleicht dann ihren Liebling verdunkeln, erfüllte ſie ſchon im voraus mit Eiferſucht; und dennoch fand ſie es nicht wünſchenswerth, daß er ein Gegenſtück zu ſeinem ſchönen Bruder ſein ſollte. Sie dachte Stunden lang darüber nach, ohne mit ſich einig werden zu kön=

nen, und erſt als das Kind das Licht der Welt erblickte und einer Sclavin die unbedachtſame Aeußerung entfuhr: der Kleine ſei noch ſchöner als Almanzor, glaubte ſie einen Ausweg in dieſem Labyrinth der Zweifel gefunden zu haben, und ſie öffnete ſchnell eine der Muſcheln, wünſchend: »das Kind möge, der Eitelkeit der Welt entſagend, ein allgemein verehrter Marabut werden!«

Eine goldartige Wolke ſenkte langſam aus der Muſchel ſich auf das Bette des Knaben, und ſein Haupt umſtrahlend, lächelte er, wie von lieblichen Träumen erfreut, aus dieſem Heiligenſchein, der nur unmerklich nach langer Dauer in der Luft zerfloß.

Obwohl der kleine Thakur beinahe eben ſo ſchön wie ſein Bruder zu werden verſprach, ſo entwickelte er doch ſchon frühzeitig einen ſtillen, frommgläubigen Sinn, der ihn die fröhlichen Kinderſpiele verſchmähen ließ; und griff er ja einmal nach einer ſchönen Blume oder einem glänzenden Spielzeug, ſo überließ er daſſelbe doch augenblicklich ſeinem Bruder, wenn dieſer mit lebhafter Ungeduld es verlangte, ohne nur den geringſten Unwillen zu zeigen. Kaba bemerkte dies mit ſtillem Vergnügen, und ſie pries ihren glücklichen Gedanken, wodurch nun beiden Kindern einſt die Bewunderung der Menge werden mußte, ohne daß ihre Wege ſich

kreuzten, wo leicht Neid oder Haß in ihren Herzen ſich hätte entzünden können. Drei Jahre des ſtillen Glückes und der Wonne waren verfloſſen, als endlich die Zeit nahte, wo Kaba, nach dem Ausſpruche der Fee, zum dritten und letzten Male die Mutterſeligkeit, ein Kind in ihren Armen ſich entwickeln und emporblühen zu ſehen, genießen ſollte. Zwei Wünſche hatte ſie ihren erſten beiden Kindern geopfert; es däuchte ihr grauſam, nicht auch den dritten für ihren letzten Liebling hin zu geben; aber ſo leicht auch dem liebenden Mutterherzen dies Opfer ſchien, ſo war es doch deſto ſchwerer, die Art und Weiſe der Anwendung aufzufinden. Stundenlang lag ſie auf ihrem Divan in tiefes Nachſinnen verloren, ohne mit ſich einig werden zu können. Denn wenn ſie auch einen Thron in Anſpruch nahm, war dieſer Bürge für das künftige Glück ihres Kindes?— Wie viele Sultane hatten nicht ſchon unglücklich geendet! und konnte nicht Almanzors Schönheit ſich auch den Weg zu einem Throne bahnen? — Dieſe und ähnliche Gedanken umſtrickten ſie mit dem Schlangenband nagender Zweifel, und ſchon war die verhängnißvolle Stunde nicht mehr ferne, und noch hatte ſie keinen Ausweg aus dieſem Labyrinth gefunden. —

Da traf es ſich einmal, daß unter den Frauen eine ſehr lebhafte Bewegung herrſchte, als Kaba, von

ihren Sclavinnen begleitet, in den Saal des Badhauſes trat, in welchem ſich gewöhnlich die reichſten und vornehmſten Bekennerinnen Mahomeds zu verſammeln pflegten. Neugierig drängte ſie ſich in den Kreis, denn es mußte etwas Außerordentliches ſein, was die Zungen ihrer Freundinnen ſo ſehr in Bewegung ſetzte; allein, die Unterhaltung war ſchon zu weit über ihren Urſtoff hinweggeſchritten, um ſich aus den einzelnen Ausrufungen und Gleichnißen einen Sinn bilden zu können.

»Sagt mir nur, was es eigentlich giebt?« wandte ſich Kaba endlich an Zaide, die Frau des reichen Juwelen-Händlers Mouktar, welche ihr gerade am nächſten ſaß.

»Was es giebt?« rief dieſe verwundert. »Allah, ſteh' mir bei! das weißt Du noch nicht? Iſt ja beinahe kein Kind mehr in der Stadt, das nicht von dieſem Ereigniß unterrichtet wäre!«

»Ich war drei Tage nicht ganz wohl,« entſchuldigte ſich Kaba.

»Nun, für was haſt Du denn Sclavinnen?« eiferte Zaide. »Es ſollte einmal eine Neuigkeit nur vierundzwanzig Stunden in der Stadt im Umlauf ſein, ohne daß meine Sclavinnen mir dieſelbe hinterbracht

hätten, ſie ſollten in acht Tagen noch die Zeichen der Ruthe auf dem Rücken tragen.«

»Nun, ein ander Mal will ich auf beſſere Ordnung halten,« ſprach Kaba lächelnd; »doch theile mir jetzt die große Neuigkeit mit.«

»So höre! begann Zaide. »Du erinnerſt Dich doch wohl noch des Thoren Haſis, der immer mit ſich ſelber ſprach, und oft in ſeiner Zerſtreuung ſogar ſich in den Geboten des Korans ſo weit verging, daß er den Frauen, welche an ihm vorübergingen, ſtarr in die Augen ſah? Nun, jener arme Haſis, der beinahe als ein Bettler vor drei Jahren nach der Hauptſtadt zog, um dort ſein Glück zu ſuchen, iſt geſtern wieder hier angekommen, um, wie er ſagt, ſeinen alten Vater abzuholen, mit einer Pracht, einem Reichthum, der das Auge blendet. Die Decken ſeiner Kameele ſind ganz von Gold; ſeine Pferde finden nicht ihres Gleichen, und die zahlreichen Sclaven ſind beſſer gekleidet, als hier der erſte Moslim. Und dieſer ſchnelle Reichthum ſoll allein der Quelle ſeines Geiſtes entſpringen, denn die ſchönen Lieder, welche ſeit einiger Zeit uns ſchon ſo ſehr ergötzten, ſind alle von ihm; die Tochter eines Paſcha war ſo bezaubert von dieſen Moahls, daß ſie ihn zum Manne erkor, und er umgiebt ſich nun ſeitdem mit

einem Glanz, der mit dem Glanze des Mondes wett=
eifern zu wollen ſcheint.«

Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr Kaba's Lippen, doch bald verſank ſie in tiefes Nachdenken, und ohne weiter an dem allgemeinen Geſpräche Antheil zu nehmen, brach ſie früher als die andern Frauen auf, um nach Hauſe zurückzukehren, eine ſchnelle Unpäßlichkeit vorgebend.

Noch in derſelben Nacht erblickte ihr dritter Sohn zum erſten Male das Licht der Welt. Kaum fing der Tag an zu grauen, als Kaba voll Ungeduld ſich auf ihrem Lager emporrichtete, und von der treuen Sena den Neugebornen begehrte. Mit einem überaus ſeligen Lächeln betrachtete ſie lange das ſchlafende Kind in ihren Armen, öffnete endlich die letzte Muſchel, ihrem Sohne des Sanges Gabe wünſchend. Eine ſchwarze Wolke ſenkte aus der Schaale ſich auf den Knaben, ihn mit Nacht bedeckend; doch als ein zuckender Lichtſtrahl — ähnlich dem Leuchten des Blitzes, die Wolke in der Gegend des Herzens zertheilte, ſchrie das Kind laut auf, und nur mit der äußerſten Mühe gelang es Kaba und der Wärterin, ſein ſeltſam erregtes Weinen zu ſtillen.

Jahre vergingen, Almanzor reifte ſchon zum Jüngling heran, Thakur ſchwebte noch zwiſchen dem Knaben- und Jünglingsalter, und nur Halebi war beinahe noch ein Kind zu heißen, denn ſein ungleiches, meiſt düſteres Gemüth wirkte ſtörend auf die Entwicklung ſeiner Kräfte und warf ihn oft auf das Krankenlager, als Selim, von einem böſen Fieber dahingerafft, dem Kreiſe ſeiner Familie entriſſen wurde. Kaba's Jammer war grenzenlos, und ſie fühlte ihren unerſetzlichen Verluſt um ſo mehr, da ſie weder bei Almanzor, der kalt und ſelbſtſüchtig — ſich wenig um den ſterbenden Vater bekümmert hatte, noch bei Thakur — der mit gemeſſener Ruhe alles dem Willen des Himmels zuſchrieb, gegen welchen der Menſch nicht murren dürfe — Troſt fand. Nur Halebi, das ſonſt ſo finſter und theilnahmlos ſcheinende Kind, begriff ihren Schmerz, und es ſchien, als entfalte, durch dieſes unglückliche Ereigniß erweckt, ſich die Gabe der Fee in ſeinem Herzen zur Blüthe, denn ſeine Klagen wie ſeine Tröſtungen kleideten ſich in ſo ſeltſame Worte, welche trotz ihres Reichthums an Bildern, dennoch nicht im mindeſten gewählt, nur dem Innerſten ſeiner Bruſt entſtiegen. Der Strahl der ſcheidenden Abendſonne ſpiegelte ſich oft in Kaba's thränenerfüllten Augen, wenn ſie ſich nicht zu trennen vermochte vom Grabe des geliebten Gatten; aber Halebi's

Beredſamkeit gelang es dann immer, den Sturm des Schmerzes zu beruhigen, und ſchweigend ließ ſie ſich heim geleiten, den Worten des theuern Sohnes lauſchend, und aus den dunklen Wogen des Kummers tauchte manchmal die roſige Flamme der Freude und Hoffnung auf, wenn Halebi's Troſt ſich unbewußt in das ſchimmernde Gewand der Poeſie hüllte und ſeine Seele ſich immer höher zu ſchwingen ſchien, nachdem einmal die bindende Feſſel ihrer Fittige gelöſt war.

So wie Halebi's Geiſt, von Schmerz um den geliebten Vater genährt, ſich ſchnell ausdehnte zur Rieſengröße, ſo entwickelten ſich nun auch ſeine phyſiſchen Kräfte, und in wenig Jahren hatte das ſchwache, krank ſcheinende Kind ſich zum blühenden Jüngling verwandelt. Mit Mutterſeligkeit in den trunkenen Blicken, betrachtete oft Kaba den Liebling, und ihr Herz bebte vor Freude bei dem Gedanken: wie dieſer einſt mehr noch als Hafis der Gegenſtand allgemeiner Bewunderung werden, und wie hinter dem Gitter manches Harems geheime Wünſche nach dem Verfaſſer ſo ſchöner Lieder den verſchwiegenen Abendwinden vertraut werden würden. Dieſer Freude geſellte aber bald ſich der Wermuthsbecher des Kummers bei, denn Halebi, auf welchen nur kurze Zeit der Frohſinn der Jugend ſein Recht geltend zu machen ſchien, verſank bald wieder

in jenes ſtille Hinbrüten, das die Tage ſeiner Kindheit ſo ſehr verdüſtert hatte, und nichts war vermögend, ihn aus dieſer Schwermuth empor zu reißen. Mit unermüdlichem Eifer forſchte Kaba nach der Quelle dieſer Trauer, ohne daß es ihr gelingen wollte, dieſelbe aufzufinden; denn Halebi — ſtill und in ſich verſchloſſen — wich allen Fragen aus, und begrub ſich dann Tage lang in den dunkelſten Schatten eines Olivenwaldes, nur, um, wie es ſchien, allen Erklärungen zu entgehen. Als aber Almanzor die ſchöne Galibdad, Mouktars und Zaidens Tochter, als Gattin heimführte, und Halebi bei der allgemeinen Freude der Hochzeitsfeier düſterer als jemals mit ſichtbarem Verlangen nach dem Augenblick haſchte, wo er unbemerkt ſich entfernen konnte — um in ſeinen geliebten Wald zu eilen, glaubte Kaba den Schlüſſel zu dieſem ſeltſamen Betragen gefunden zu haben. Wirklich beſtätigte ſich ihre Vermuthung, denn ein vertrauter Sclave ihres Hauſes, welcher Halebi beobachten mußte, brachte bald die Nachricht, daß derſelbe jeden Abend am Brunnen der Fee mit Sidi-Aid, der Tochter einer armen Wittwe, eine geheime Zuſammenkunft hatte. So unwillkommen Kaba dieſe Verbindung mit einem Mädchen war, das, in Dürftigkeit erzogen, die Anſprüche ſo weit hinter ſich ließ, welche die künftige Gattin

Halebi's mit Recht hätte machen dürfen, ſo entſchloß ſie ſich dennoch, dem Glücke ihres Lieblings das Opfer zu bringen, welches ihre ſchönſten Hoffnungen vernichtete; denn hatte Hafis die Tochter eines reichen Paſcha durch ſeine Dichtung errungen, ſo durfte — nach ihrer Meinung — Halebi ſchon auf die Hand einer Prinzeſſin Anſpruch machen. Allein, im Buche des Schickſals ſtand es nun einmal anders geſchrieben, und ſie tröſtete ſich mit dem Gedanken, daß ſein einſtiger Ruhm dagegen aber auch, ohne Beimiſchung eines fremden Glanzes, ſein Haupt mit einer Glorie umgeben würde, wie man ſeit Menſchengedenken nicht erlebt habe.

Sidi-Aid war Halebi's Gattin geworden, aber das Glück ſchien nicht mit ihr eingezogen zu ſein, denn mehr wie jemals herrſchte der Unfriede unter dem Dach, welches nur glückliche Menſchen hätte decken ſollen.

Almanzor lebte nur ſich und ſeiner ungemeſſenen Eitelkeit; ſeine Frau Galibdad hatte ganz das hochfahrende Weſen ihrer Mutter Zaide, wodurch oft Zank und Streit im Hauſe entſtand.

Thakur war, um ſeinem beſchaulichen Leben ungeſtört nachhängen zu können, in ein halb verfallenes Grabmal gezogen, wo er ſich von Früchten und Kräu-

tern nährte; und Halebi ſchien in ſeiner Verbindung mit Sidi=Aid nicht das Traumbild ſeiner Phantaſie verwirklicht zu ſehen, denn unglücklicher als je in ſeinem Leben, ſuchte er bald wieder die Einſamkeit auf, um einer düſtern Trauer ſich zu überlaſſen, welche bald für Kaba zum unauflöslichſten Räthſel wurde. Freilich entſtrömten hier oft wunderſchöne Lieder dem Innerſten ſeiner Seele, welche trotz ihres dunklen Sinnes dennoch das Herz der Mutter mit Bewunderung und Entzücken erfüllten; aber auch nur von dieſer Seite allein wurde ihm Beifall zu Theil, denn Almanzor lächelte mit Geringſchätzung über die Träume ſeines Bruders; Galibdad ſtimmte mit dem Urtheil der großen Menge überein, welche meinte, Halebi ſei ein Thor, der ſich ſelbſt das Leben vergälle, welches er bei ſeinem Reichthum ſo angenehm als möglich ſich machen könnte; und ſeine Gattin Sidi=Aid beſchäftigte ſich allzuſehr mit ihrem Putz, um Zeit zu finden, über die Quelle ſeiner Klagen nachzudenken.

Die Sonne war längſt untergegangen und die Zeit des Gebetes vorüber, als einſt Halebi noch ſeiner Gewohnheit gemäß im Garten luſtwandelte. Gedankenvoll durchſchritt er die dunklen Orangengänge, nur wie es ſchien, mit widerſtreitenden Gefühlen beſchäftiget, denn er hatte keinen Blick für das majeſtätiſche

Himmelszelt mit ſeinen glanzvollen Geſtirnen, und das Lied der Nachtigall verhallte ungehört, ohne von ſeiner Seele aufgenommen zu werden. Da trat Kaba ihm entgegen, und ſeine Hand ergreifend — zog ſie ihn auf eine Raſenbank zu ſich nieder, hoffend, daß er ſein düſteres Schweigen brechen und ſein geheimes Leid in ihr theilnehmendes Mutterherz ausſchütten werde. Allein, in Halebi's Bruſt war der Schmerz längſt ein theuerer Gaſt geworden, welchen er ſorgſam pflegte und mit eiferſüchtigen Blicken bewachte; unangenehm fühlte er ſich daher von dem Gedanken berührt, irgend ein ſterbliches Weſen — ſei es auch die geliebte Mutter — in das Heiligthum ſeines Buſens ſchauen zu laſſen.

»Halebi!« nahm nach einer langen, lautloſen Pauſe Kaba endlich das Wort, »Halebi, haſt Du keine Ahnung der Qualen, die mein Herz erduldet bei dem Anblick Deiner Leiden, die Du vergebens zu verbergen ſtrebſt? Warum hat Deine Mutter, die alles für Dein Glück zu opfern ſtets bereit iſt, kein Recht auf Dein Vertrauen?«

»Vergieb!« rief Halebi, ihre Hand erfaſſend, »theuere Mutter, vergieb! Ich weiß, Du warſt immer gütig gegen mich, gütiger als gegen meine Brüder. Vielleicht wäre es beſſer, wenn Du weniger Nachſicht gegen mich geübt hätteſt. Darf ich durch unnütze Kla-

gen ein Leben verbittern, das nur von den Roſen der Freude verſchönert werden ſollte?« —

»Deine Brüder lieben mich nicht,« ſprach Kaba; »wenn ich daher mein Herz gegen Dich neigte, ſo gehorchte ich nur den Geſetzen der Natur, die Liebe durch Liebe erzeugen läßt. Doch habe ich den Sinn Deiner Worte recht verſtanden, ſo hätte ich Deine Verbindung mit Sidi-Aid nicht zugeben ſollen. Iſt es nicht alſo?«

Halebi holte tief Athem.

»Wie ſehr biſt Du zu beklagen!« fuhr Kaba fort; »doch der Koran erlaubt Dir vier Frauen; treffe eine zweite — eine beſſere Wahl!«

»In den Tagen der Leidenſchaft, wo Sidi-Aid's ſchöne Hülle mir eine ebenſo ſchöne Seele log,« entgegnete Halebi, »gelobte ich ihr, keine zweite Frau unter mein Dach zu führen. Der glänzende Traum war bald dahin; denn was ich in meiner Verblendung für ſtilles Sinnen hielt — iſt nur des Geiſtes Armuth, die bald in ihrer ganzen Blöße meinen Blicken ſich entſchleiern mußte. Sidi-Aid begreift mich nicht; ihre Seele iſt der meinen nicht verſchwiſtert, und dennoch ſoll ich nun für mein ganzes Leben den ſchrecklichen Irrthum meines Herzens büßen.«

»Armer Halebi!« ſeufzte Kaba, »ich glaubte ſo

viel für Dein Glück gethan zu haben! Wenn wird einmal zur Frucht reifen, was ich für Dich geſäet?«

»Für mich reift nur die Frucht des Todes!« ſprach Halebi — den Sinn dieſer Worte nicht verſtehend — vor ſich hin; »denn, wenn Dornen unaufhörlich das Herz verwunden, wird es ſich bald verbluten.«

Vergebens bemühte ſich Kaba, den Balſam des Troſtes und der Hoffnung in ſein verletztes Gemüth zu gießen, denn von dem Austauſch der Worte herauf beſchworen — entſtiegen immer dunkler Dämonen der ſonſt verſchloſſenen Bruſt, und ſie gewann bald die Ueberzeugung, daß es beſſer ſei, ihn ſeinen Gefühlen zu überlaſſen, als durch fruchtloſes Bemühen des Troſtes die finſtern Geiſter ſeines Gemüthes noch mehr in das Leben zu rufen. Schweigend wandelten ſie neben einander durch die Laubgänge, zauberiſch vom Lichte des Mondes und der Sterne beleuchtet, dem Hauſe zu, wo jedes ſeine Ruheſtätte ſuchte; doch nicht, um in den Armen des Schlafes ſich auf den glänzenden Fittigen ſüßer Träume zu ſchaukeln, ſondern um ungeſtört nagendem Kummer und bangen Sorgen ſich überlaſſen zu können. —

Immer mehr hatte ſeit jener Unterredung Halebi's Stimmung ſich verdunkelt, und Kaba ſann verge-

bens auf Mittel, das Glück und die Ruhe ihres Lieblings wieder in das Gleichgewicht zu bringen, als plötzlich eine groſse Veränderung mit ihm vorgegangen zu ſein ſchien. Seine Augen belebte ein ungewohnter Glanz, auf ſeinen Lippen ſchwebte zuweilen wieder ein leiſes Lächeln, und obwohl er ſich noch immer Tagelang in des Waldes Einſamkeit begrub, ſo muſsten ſeine Gefühle doch eine ganz andere Richtung genommen haben, denn bei ſeiner Rückkehr des Abends war er gewöhnlich dann viel freundlicher als ſonſt, und nur wenn Sidi-Aid ihn über die Urſache ſeines langen Ausbleibens befragte, wurde er wieder ſtill und in ſich gekehrt, als ob ſie durch ihre Frage ihn an etwas gemahnt hätte, woran er nicht gerne dachte.

Dies Benehmen muſste natürlich bald das Miſstrauen der Gattin erwecken, und einmal aus ihrer ſorgloſen Ruhe aufgeſchreckt, konnte ſie ſich nun nicht länger verhehlen, daſs das Roſenband der Liebe, wodurch ſie den Geliebten auf ewig an ſich gefeſſelt glaubte, verſchwunden — und daſs nur die Dornenkette der Pflicht geblieben ſei. Sidi-Aid weinte bitterlich bei dieſer Entdeckung, und ihrer vertrauten Sclavin wollte es trotz aller Beredſamkeit nicht gelingen, den aufgeregten Schmerz der Herrin zu beruhigen; und nur durch ihr Erbieten, dem Herrn im Walde

nachzuſchleichen, wo vielleicht der Schlüſſel zu dieſem Geheimniß verborgen ſei, brachte ſie dieſelbe wieder auf andere Gedanken. —

»Du haſt Recht!« ſprach ſie — ihre Thränen trocknend, »ohne Urſache konnte Halebi's Herz nicht ſo plötzlich erkalten, und dieſe Urſache birgt allein der Olivenwald, in welchem er beinahe den ganzen Tag verweilt.«

Schon den folgenden Morgen verließ Dely-Mouſſa als Kameeltreiber verkleidet das Haus, um — an der Grenze des Waldes hinter einem Gebüſch verborgen — die Ankunft ihres Herrn abzuwarten, welcher auch bald erſchien, und ohne die Lauſcherin zu bemerken, an ihr vorüber, dem Dunkel des Waldes zuſchritt. Leiſe verließ Dely-Mouſſa ihren Verſteck, und langſam folgend, ſah ſie Halebi am Eingange einer mit wildem Geſtrüpp bewachſenen Felſengrotte verſchwinden.

Lange horchte nun die Sclavin mit zurückgehaltenem Athem; als aber eine Minute nach der andern verſtrich, als die Minuten in lautloſer Einförmigkeit zur Stunde ſich reihten, da wagte ſie ſich immer näher, und endlich ein Herz faſſend — trat ſie ſelbſt in die Grotte. Doch wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie dieſelbe ganz leer fand. Mit flüchtigen Schritten

eilte ſie nun nach Hauſe, um ihrer Gebieterin das geheimnißvolle Verſchwinden Halebi's zu hinterbringen. Allein, Sidi=Aid ſchalt die eifrige Dienerin, daß ſie ihre Augen nicht beſſer zu brauchen verſtehe, indem höchſt wahrſcheinlich auf der entgegengeſetzten Seite der Grotte ein geheimer Ausgang ſich befinde, welcher den Blicken der Nachläſſigen entgangen ſei. Hoch und theuer verſicherte Dely=Mouſſa, alles wohl unterſucht zu haben, da aber die erzürnte Herrin ihren Worten keinen Glauben ſchenken wollte, bat ſie, nur bis morgen Geduld zu haben, wo ſie ihren begangenen Fehler gewiß nach Kräften verbeſſern werde.

Die aufgehende Sonne fand Dely=Mouſſa abermals hinter ihrem Verſteck verborgen, und abermals verſchwand Halebi in der geheimnißvollen Grotte, ohne daß es der Lauſcherin gelang, irgend einen Ausweg zu entdecken. Lange durchſuchte ſie alle Winkel; allein vergebens war ihre Mühe, und ſie ſah ſich endlich gezwungen, unverrichteter Sache wieder heimzukehren, ſo ſehr auch Sidi=Aid ſchelten würde. Zögernd trat ſie daher endlich den Rückweg an, auf Mittel ſinnend, wie ihrer Gebieterin Zorn wohl zu beſänftigen ſei, als dieſe von Unruhe getrieben — in Begleitung ihrer beiden andern Sclavinnen, ſchon vor den Thoren der Stadt ihr entgegen trat. Erſchrocken über die unerwartete Anrede,

berichtete Dely = Mouſſa, was ſie geſehen und wie hier nur ein Zauber obwalten könne. Sidi = Aid aber brach in Verwünſchungen aus, und wäre ſogleich ſelbſt nach der Grotte geeilt, wenn nicht die Sclavinnen ihr vorgeſtellt hätten, daß ſie durch dieſen Schritt den Zorn Halebi's ſich zuziehen und ihre Freiheit ſicher gänzlich einbüßen würde. Nur mit dem größten Widerwillen gab ſie dieſer Vorſtellung Gehör, und grollend — ohne ihre Vertraute mehr eines Wortes zu würdigen, ging ſie nach Hauſe; als aber ihr Gatte ebenfalls heimkehrte, da konnte ſie den lang verhaltenen Grimm nicht länger meiſtern, und ihn mit einer Fluth von Vorwürfen überſtrömend, machte ſie endlich ihrem gepreßten Herzen Luft.

Halebi ſuchte anfangs ſie zu beruhigen; als aber die Tiefgekränkte Anſpielungen auf ſein geheimnißvolles Treiben in der Felſengrotte machte, das gewiß mit ſeinem kaltſinnigen Benehmen gegen ſie in Verbindung ſtehe — da erblaßte er, und wie von böſen Geiſtern getrieben verließ er das Gemach, Sidi = Aid ihrem Kummer und ihren Sorgen überlaſſend. —

In trübe Betrachtungen über ſeine vorſchnell geſchloſſene Verbindung mit Sidi = Aid verſunken,

war einſt Halebi ſeinem Lieblingsaufenthalt, dem Olivenwalde, zugeſchritten, als ein Geräuſch von klagenden Stimmen ihn aus ſeinen Träumen erweckte, und nach kurzem Lauſchen hatte er bald erkannt, daß auf der nahen Landſtraße irgend einem Reiſenden ein Unglück mußte begegnet ſein. Durch das Buſchwerk dringend, hatte er auch bald die Straße erreicht, wo ein Trupp Frauen und Sclaven — ſämmtlich von ihren Kameelen geſtiegen — um eine junge Negerin verſammelt ſtand, die auf ihrem Thiere eingeſchlafen, herunter gefallen und ſich an einem Stein ſchwer verletzt hatte. Halebi leiſtete hilfreiche Hand, ſo viel er vermochte, die Ohnmächtige wieder in das Leben zu rufen; als dies endlich geſchehen, ertönte aber eine Stimme, Befehle ertheilend, deren melodiſcher Ton tief in das Innerſte ſeines Herzens drang. Jetzt erſt gewahrte er eine Frau, die allein nicht abgeſtiegen war, und welche ſchon der Schmuck ihres Dromedars als wahrſcheinliche Gebieterin bezeichnete. Obwohl ſiebenfache Schleier die ganze Geſtalt dicht verhüllten, ſo konnte man doch an der Anmuth ihrer Bewegungen erſehen, daß ſie von ſchöner Form ſein mußte; und als der Zug ſich wieder in Bewegung ſetzte und ſie an Halebi vorüber ritt, da blitzten ein paar Augen — dunkler wie die Nacht, und glänzender wie der Abendſtern — aus ihrer Maske her-

vor, und ihm war, als hätte ihr Blick ſein Herz zu Flammen entzündet, ſo glühend ſtrömte das Blut durch ſeine Adern.

Lange zeigte nur noch eine ferne Staubwolke, wohin der Zug der Reiſenden ſeine Richtung genommen hatte, als Halebi noch immer auf derſelben Stelle ſtand, ohne von dem Platz ſich trennen zu können, wo dieſe ſüße Stimme ſein Herz ſo wunderbar getroffen hatte.

Wochen waren ſeitdem vergangen, Halebi's aufgeregte Phantaſie beſchäftigte ſich immer noch mit dem Bilde der Unbekannten, welchem er alle Farben lieh, die nur ein Weib verſchönern konnten. Seine Gedanken wurden zu Poeſie — und dieſe Poeſie die ſchönſte, welche ſeine Seele jemals ausgehaucht hatte; denn Liebe, Sehnſucht und Alles, was ſein innerſtes Weſen bewegte, war — an keine irdiſche Form ſich ſtoßend — rein geiſtig, da er die Geliebte nicht geſehen, und nur der Klang ihrer Stimme ein Luftgebilde in ſeiner Seele erſchaffen, dem er aber mit aller Kraft der Leidenſchaft anhing. Täglich, wenn er nach dem Olivenwalde ging, ſchlug er erſt den Weg nach jener Straße ein, wo die holde Erſcheinung die Oede ſeines Herzens mit unnennbar ſüßem Weh erfüllt hatte; aber nur Staub — und nach Kühlung lechzendes Geſträuch zeigte hier

ſich ſeinen Blicken, und ſelbſt die Tritte ihres Drome=dars wurden bald von den flüchtigen Winden verlöſcht. Eines Abends aber gewahrte er ſchon in der Ferne einen Negerknaben, welcher, mit einem Stäbchen den dürren Sand aufwühlend, etwas zu ſuchen ſchien. Als Halebi hinzu trat, verdoppelte derſelbe ſein eifriges Bemühen, ſo, daß jener zu der Frage veranlaßt wurde: »welch' koſtbares Kleinod hier wohl verloren gegan=gen ſei?«

»Es ſind gerade heute drei Wochen,« antwortete der junge Neger, »daß meine Gebieterin hier einen Ring verlor, und da wir geſtern wieder von unſerer Reiſe zurückgekehrt, ſo glaubte die ſchöne Gamora, es könne noch möglich ſein, den goldenen Reif — ein An=denken ihrer Mutter — hier auf der wenig begange=nen Straße zu finden.«

»Heute vor drei Wochen?« rief Halebi mit flam=menden Blicken; »war nicht eine Negerin vom Kameel geſtürzt?«

»Ganz recht,« lautete die Antwort; »jene Negerin war ich. Erkennſt Du mich wieder?«

»Und Gamora, Deine Gebieterin!« ſprach Halebi mit bebender Stimme, »wo weilt ſie? wer iſt der

glückliche Beſitzer dieſer ſchönſten Blume des Paradieſes? O! daß ich nur einmal noch den ſüßen Laut ihrer Stimme hören dürfte! daß nur ein ſtrahlender Blick ihrer Augen mit Wohlgefallen auf mir verweilte! wie gerne wollte ich dieſe Huld des Geſchicks mit meinem Leben bezahlen!«

Mit forſchenden Blicken ſuchte die Negerin die Aufrichtigkeit dieſer Worte in ſeinen Zügen zu leſen; dann aber ſagte ſie: »Ein Theil Deiner Wünſche kann vielleicht in Erfüllung gehen, wenn Du morgen, um dieſe Stunde, auf dieſem Platz dich einfindeſt.« Und ohne weiter des verlorenen Ringes zu gedenken, eilte ſie dem Walde zu, in deſſen Dunkel ſie bald ſpurlos verſchwunden war.

Eine neue Welt von Freude und Hoffnung erblühte in Halebi's Bruſt, und ſein Glück, das in der Verbindung mit Sidi-Aid vom Froſte der Erkenntniß getroffen ſchon in der Knoſpe verwelkt, ſchien nun Roſen zu treiben, um kräftiger, unvergänglicher wie das erſte Mal ſeinen Pfad zu ſchmücken; aber zweifelhafte Ungewißheit rauſchte zuweilen mit ihrem dunklen Fittig über die ſonnenhelle junge Saat ſeiner kühnen Hoffnungsträume, und ſo oft dies geſchah, durchzuckte ein banges Weh ſein Herz, und es war ihm, als ob er eine zweite Täuſchung nicht überleben würde.

Ein ganzes Leben voll Angſt, Zweifel und Hoffnung war in den vier und zwanzig Stunden der Erwartung an ihm vorübergezogen, endlich aber erſchien die Zeit der Verheißung, und mit hochklopfendem Herzen eilte Halebi nach dem Orte, wo ſo viel entſchieden werden mußte. Wenig Minuten nach ſeiner Ankunft kam auch die Negerin abermals in Knabenkleidern, und vorſichtig nach allen Seiten ſpähend, winkte ſie dann, ihr zu folgen, indem ſie dem Olivenwalde zuſchritt. Immer nur die Richtung nach den Bergen zu verfolgend, blieb ſie endlich in einer kleinen Felſengrotte ſtehen; doch wie erſtaunte Halebi, als nach leiſem Pochen ſich ſchnell eine mit Moos bedeckte Thüre öffnete, welche ſo kunſtvoll gearbeitet war, daß ſie vollkommen einem ſchwerfällig feuchten Steine glich, durch die man in eine dunkle Höhle gelangte.

»Nur vorwärts!« flüſterte ſeine Begleiterin, die Thüre leiſe wieder hinter ſich ſchließend; »wir werden ſogleich im Hellen ſein.«

Wirklich fiel bald ein Strahl des Lichtes in Halebi's geblendete Augen, und nachdem er um eine Ecke gebogen, ſtand er am Ausgang der Höhle, wo ein herrlich grünes Thal — rings von ſteilen Felſen umſchloſſen, vor ſeinen Blicken lag. In der Mitte deſſel-

den erhoben ſich zwei prachtvolle Zelte, vor den glühenden Strahlen der Sonne Kühlung zu gewähren; und aus der einen Felswand ergoß ſich eine cryſtallreine Quelle, welche die lautloſe Stille belebte, indem ſie, flüchtig zur entgegengeſetzten Seite eilend, auf ihrem Wege die zahlloſen Blumen des Ufers — mit ſchwatzhafter Freundlichkeit begrüßte, um plötzlich in eine dunkle Schlucht ſich zu ſtürzen. Doch Halebi warf nur einen Blick auf dieſes kleine Paradies, welches eine eigne Welt für ſich zu ſein ſchien; denn die Führerin war ihm vorausgeeilt, und die Vorhänge des Zeltes öffnend — winkte ſie lächelnd im Gefühl ihres Triumphes, daß ſeine kühnſte Erwartung die Wirklichkeit nicht erreichen könne.

»Wird Halebi kommen?« flüſterte eine unbeſchreiblich ſüße Stimme, indem aus den reichen Polſtern des Divans ſich eine unverſchleierte Frauengeſtalt erhob; doch der Genannte ſtand ſchon am Eingange des Zeltes, und ſprachlos vor Entzücken, wagte er keinen Schritt näher, aus Furcht: dieſe glänzende Erſcheinung ſei nur ein Spiel ſeiner Phantaſie und werde in Nebel zerfließen, ſobald er ſich bewege. —

Täglich eilte nun Halebi nach der verborgenen Grotte, wo Gamora mit Sehnſucht ihn erwartete; denn

ihr Gatte Aſſin-Bey hatte eine weite Reiſe unternommen, und während eine vertraute Sclavin, unter dem Vorgeben ſtrenger Zurückgezogenheit, auf einem Landhaus ihr Gemach bewohnte, daß ſelbſt die Wächter Aſſins keine Verwechslung ahneten, überließen Beide ſich einem Glücke, das durch das Bewußtſein der Gefahr und den Schleier des Geheimniſſes nur um ſo mehr erhöht wurde. Wäre Gamora noch frei geweſen, hätte Halebi ſie ungehindert unter ſein Dach heimführen können, bald würde ſie vielleicht Sidi-Aid's Geſchick getheilt haben! —

Von Unruhe und Angſt gefoltert, ſuchte nun Halebi vergebens den Schlaf, denn die vorwurfsvolle Aeußerung ſeiner Gattin ließ ihn fürchten, daß ſie ſeinen Schritten nachgeſpürt haben müſſe, wodurch das Leben der Geliebten in die dringendſte Gefahr gerieth, da ſolche Neuigkeit — hatte ſie nur das Ohr einer einzigen Sclavin des Hauſes erreicht — bald in der ganzen Stadt ſich verbreitet haben würde; und dieſen Fall mußte er außer Zweifel ziehen, denn Sidi-Aid konnte allein nicht nach der Grotte gegangen ſein. —

Noch war kaum Mitternacht vorüber, als Halebi ſchon ſein Lager verließ, und leiſe durch das Haus ſchleichend, die Kleider eines ſeiner Sclaven anzog, um

ſo unkenntlich gemacht, nach dem Walde zu eilen und die Geliebte zu warnen.

Der Mond leuchtete auf ſeinen verborgenen Pfad, und bald ſtand er an der Moospforte, welche ihm — zu ſeinem Erſtaunen, ſogleich auf ſein Pochen geöffnet wurde, als hätte man ihn zu dieſer ungewöhnlichen Zeit erwartet.

»Das iſt ſchön, Aktry!« flüſterte Zanga, die Negerin, »daß Du etwas früher kamſt. Gamora mag immer noch eine Stunde ſchlafen, wir kommen doch noch früh genug fort, um dem mondſüchtigen Thoren Halebi das leere Neſt zu überlaſſen, und können einmal ungeſtört mit einander plaudern.« Bei dieſen Worten zog ſie den zu Eis Erſtarrten in die Höhle zu ſich auf einen Stein, wo nur ein ſchwacher Mondſtrahl durch die offen gelaſſene Thüre auf ſie fiel.

»Nicht wahr,« begann ſie abermals, »Du möchteſt gewiß gerne wiſſen, weshalb meine Gebieterin ihren Sinn ſobald geändert und den Heißgeliebten heimlich verlaſſen will?«

Ohne einer Antwort fähig zu ſein, drückte Halebi den Arm der Sclavin, zum Zeichen, daß er zu hören geneigt ſei; dieſe aber rückte vertraulich näher und ſprach: »Du erinnerſt Dich doch, lieber Aktry, daß ich Dir ſchon lange einmal erzählte, wie meine Gebieterin

vor ihrer Verheirathung mit Aſſin=Bey ein Liebesverſtändniß mit Ilderim unterhielt — der ſchnell verſchwand, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihm geworden ſei? — Nun, dieſer Ilderim, an welchem Gamora mit aller Macht der Liebe hing, den ſie ſtets im Herzen trug, der ihr einziger Gedanke war, iſt einer Räuberhorde, welche ihn bisher gefangen hielt, um Löſegeld zu erhalten, glücklich entſprungen und ſcheut nun kein Mittel, Aſſin=Beys Stelle einzunehmen. Alles iſt ſchon eingeleitet, und wir haben uns nur noch von Halebi, welchen ich meiner Gebieterin — ſeiner großen Aehnlichkeit mit Ilderim wegen — zur Zerſtreuung ihres Kummers vorgeſchlagen, und der natürlich jetzt allen Werth verloren hat, ſeit der Todtgeglaubte wieder erſchienen iſt, los zu machen. Aber Du biſt ja heute ſo finſter und kalt! haſt Du denn gar kein Wort der Liebe für Deine Zanga?«

Halebi fühlte von den Armen der Negerin ſich umſchlungen, aber ſeines Zornes nicht länger Meiſter, ſchleuderte er ſie weit von ſich, daß ſie, zum Tod erſchrocken, bewußtlos über hervorragende Felstrümmer ſtürzte; und mit glühenden Rachegedanken beſchäftiget, eilte er durch das Thal nach Gamora's Zelte, wo ſein erhobener Dolch mit dem Herzblute der Falſchen, die nur zu einem Spielzeug ihn gebraucht, ſich röthen ſollte.

Gamora lag ſorglos in den Armen des Schlafes, keine Ahnung, daß der Mordſtahl ſchon gezückt über ihrem Herzen ſchwebte, beſchlich ihre Seele und nur ſchöne Bilder der Zukunft und des Glückes umgaukelten in ſüßer Verworrenheit die Sinne; denn ein ſeliges Lächeln verbreitete ſich eben über ihre Züge, als Halebi den Vorhang öffnete und der Strahl des Mondes das Geſicht der Schlafenden beleuchtete. Wie ſchön, wie entzückend ſchön lag ſie da, im blendend weißen Nachtgewande! und dieſes Meiſterwerk der Schöpfung ſollte eine Bewegung ſeines Armes vertilgen! Ein ſchrecklicher Kampf beſtürmte ſeine Seele; Liebe, Haß, Eiferſucht und Zorn — jeder Dämon ſuchte ſein Recht geltend zu machen. Aber die Liebe, ſtärker als alle andern Leidenſchaften — ſiegte, und weit den Dolch von ſich werfend, verließ er in fliegender Eile das Zelt, als fürchte er, ſein guter Genius möchte einem neuen Kampfe unterliegen.

Nach wenig Tagen verbreitete ſich das Gerücht in der Stadt, Aſſin-Bey ſei auf ſeiner Rückkehr aus einem Hinterhalte von Räubern überfallen und ermordet worden, und dieſem folgte bald die Nachricht, daß deſſen Wittwe mit Ilderim ſich vermählen wollte. —

Widerſtandslos überließ Halebi ſich dem nagendſten Kummer; als aber der Jubel der Freude bei Gamora's

zweiter Vermählung zu ſeinen Ohren drang, da tauchte die Reue aus ſeines Herzens Tiefen, mit Hohngelächter die Großmuth verwünſchend, welche ſeine Hand entwaffnete, während die Furie der Eiferſucht in zügelloſer Wuth ihre fürchterliche Fackel ſchwang. —

Kaba's beſorgten Blicken entging dieſer Sturm in ſeiner Seele nicht, und ihrer Ueberredungsgabe gelang es endlich, daß er ſein übervolles Herz ausſchüttete in den theilnehmenden Mutterbuſen, wo allein noch ein Tropfen der Balſamquelle des Troſtes ihm werden konnte. —

»Gott iſt groß!« ſprach ſie, als Halebi mit der Schilderung ſeiner Leiden zu Ende war, «Gott iſt groß! und er hat Dir gewiß nicht mehr auferlegt, als Du zu tragen vermagſt! Aber, damit der Menſch nicht erliege im Kampfe mit den Leidenſchaften, hat Gott ihm auch tauſend Mittel zum Widerſtand gegeben. Zerſtreuung, Thätigkeit und Glaube an Gottes Macht, das ſind die beſten Waffen, dieſen ſchrecklichen Feind zu bekämpfen! Nimm daher die Kraft Deines Willens zuſammen, verlaß den Ort auf einige Zeit, wo alles an eine grauſame Täuſchung Dich erinnern muß, ziehe hin nach Mekka, und der Prophet wird den Funken des Glaubens in Deinem Herzen zur lodernden Flamme entzünden, auf daß ſie alles Irdiſche verzehre und die Schmerzen von Dir genommen werden.«

Halebi befolgte den Rath der Mutter, und wohl gerüſtet zu ſolch einer langen Reiſe, ſchloß er — nach kurzem Abſchied von ſeiner Familie — einer Caravane ſich an, um in Mekka den verlorenen Frieden zu finden.

Ein Jahr war verfloſſen, Sidi-Aid hatte wenig Monde nach des Gatten Abreiſe einen Sohn geboren, überlebte aber des Kindes Tod nicht lange, und Beide ruhten längſt in kühler Erde, als Halebi von ſeiner Pilgerfahrt zurückkehrte. Ruhig und ergeben vernahm er die Veränderung, welche in der Zeit ſeiner Abweſenheit vorgefallen, und nur zuweilen gleitete ein ſchmerzvolles Lächeln — als der Schatten ſeines Kummers, noch über ſeine Züge, das aber bald wieder verſchwand, wenn ſeine Lippen Worte ſprachen, die nur das Hausweſen und ganz gewöhnliche Dinge betrafen.

Kaba freute ſich im Stillen über des Sohnes geiſtige Geneſung, und pries ihren klugen Einfall, wodurch ſie dieſelbe bewirkt hatte; bald aber machte ſie die Entdeckung, daß ſein Kummer nur gewichen ſei — um einer ſchrecklichen Gleichgültigkeit und einem traurigen Lebensüberdruß Platz zu machen, welche zerſtörender auf ihn wirkten, als der nagendſte Gram jemals fähig geweſen wäre. Vergebens ſuchte ſie ihn zu zerſtreuen, vergebens be-

mühte ſie ſich, ihm irgend eine Klage zu entlocken; ſein Herz war leer — er hatte nichts mehr mitzutheilen! —

Endlich aber gelang es ihr doch in einer ſternhellen Nacht, wo er länger als gewöhnlich auf der Terraſſe des Gartens verweilte, ihn über den Zuſtand ſeines Gemüthes zur Rede zu ſtellen.

»Mutter!« ſprach er, als deren Fragen nicht länger auszuweichen war, »es war nicht wohl gethan, den Schmerz aus meinem Herzen zu reißen! Er war mir lieb geworden, und ich pflegte ihn — wie die Mutter ihr krankes Kind, das ihr ſo unendlich viel Sorge und Mühe macht, und das ſie doch nicht miſſen kann. Er iſt nun geſtorben, ohne daß der leere Raum irgend ein anderes Gefühl dafür zu faſſen vermag.«

»Doch!« tröſtete Kaba — »die Zeit —«

»Die Zeit!« unterbrach ſie Halebi bitter lächend, »es iſt ein ſchreckliches Wort, das: die Zeit! Freudenleer ließ ſie meine Kindheit entſchwinden; als Jüngling mußte ich nur Täuſchung und Kummer ernten. Mein Sohn ſtarb, ehe noch ſein kindliches Lächeln mich erfreute; und Du und ich — werden wir nicht auch der Verweſung Raub, nachdem wir lange genug des Lebens Laſt getragen haben? Dieſes Herz, jetzt noch vom warmen Lebensſtrom durchglüht, wird in Staub zerfallen; der Wind wird mit den Grashalmen auf meinem Grabe

ſpielen, und die Menſchen, gleichgültig vorüber eilend, werden nicht mehr wiſſen, daß ein Halebi gelebt und gelitten hat! Und das Alles hat dann die Zeit gethan! O, es iſt ein ſchreckliches Wort — das: die Zeit! Gierig verſchlingt ſie jede ſelige Minute der Gegenwart, um uns der Vernichtung entgegen zu führen!« —

Kaba ſchwieg; denn ſie wußte, daß gegen ſeine Phantaſie nicht zu kämpfen ſei, wenn ſie einmal auf Irrwege gerathen war; aber ſie verwünſchte im Stillen den unſeligen Augenblick, wo der erſte Gedanke in ihr erwachte — zum Brunnen der Fee zu gehen.

Den folgenden Tag erwartete ſie vergebens des Sohnes Heimkehr. Die Sclaven ſagten: Halebi müſſe die Nacht außer dem Hauſe zugebracht haben, denn ſein Lager ſei noch unberührt, jedoch ſah Niemand ihn gehen.

Namenloſe Angſt erfaßte Kaba, als der Tag ſich neigte und Halebi noch immer nicht erſchien. Sie ging zu Almanzor; doch dieſer, eben beſchäftiget, von ſeinen Lieblingsſclavinnen ſich Bart und Hände mit köſtlichen Spezereien beräuchern zu laſſen, hatte kein Ohr für der Mutter Klagen, und meinte: wenn ein Unfall ihm zugeſtoßen, ſo ſei er gewiß ſelbſt Schuld, da er ja immer die dunkelſten Winkel, wo Schlangen und Tiger hauſen, aufſuche.

Sie eilte zu Thakur, der eben in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne — vor dem Grabmal, das er ſich zur Wohnung auserſehen — ſaß, um frommen Betrachtungen nachzuhängen; doch dieſer ſchenkte ihr noch weniger Theilnahme als ihr Erſtgeborner, denn er verwies ſie mit ſalbungsvollen Worten an den Himmel, deſſen Wille allein es ſei, wenn Halebi ein Unglück widerfahren wäre.

Rathlos, verzweifelnd irrte Kaba umher, vergebens des Verlornen Namen rufend. Die Nacht — ſo ſchön und ſo unheimlich zugleich — umhüllte mit ihrem geheimnißvollen Schleier die Erde, und noch hatte keine Spur ihr gezeigt, wohin der Verſchwundene ſich gewendet haben mochte. Lange hatte ſie ſchon einen Stein ſich in Bereitſchaft gehalten, um die Fee noch einmal über Halebi's Schickſal zu befragen; und ſie eilte, von dieſem Gebrauch zu machen, da es ihr das einzige Mittel ſchien, ihrer Angſt ſich zu entladen. Mit beflügelten Schritten hatte ſie bald den Brunnen erreicht, und der verhängnißvolle Stein entglitt ihrer Hand — um in die endloſe Tiefe deſſelben zu rollen. Hochauf ſchäumte das Waſſer wie damals, als jugendliche Träume von Hoheit und Größe ſie hierher geführt — und der Boden bebte unter ihr, als wolle unterirdiſcher Donner die Erde ſpalten, die Störerin der nächtlichen Ruhe zu

verſchlingen. Und wie damals, ſtand Kaba feſt im wilden Aufruhr der Natur, bis die Donner ferne verhalten und ſanfte Melodien — das Nahen der Fee verkündeten.

»Was verlangſt Du von mir?« ertönte eine Stimme, und die ſchöne Bewohnerin des Brunnens tauchte aus den Wellen empor.

»Wo iſt mein Sohn Halebi?« rief Kaba, in geſpannter Erwartung.

»Seinem Geiſte hat meine Hand die Pforte des Paradieſes geöffnet,« entgegnete die Fee; — »ſeine Hülle ruht dort im Schatten jener Bäume.«

Kaba's Blicke folgten der ausgeſtreckten Hand, und ein leiſe zuckender Lichtſtrahl, gleich dem Leuchten des Blitzes, ließ Halebi's Leiche ſie erkennen, die wenige Schritte von ihr lag. In wilder Verzweiflung ſtürzte ſie ſich auf den entſeelten Liebling, und ihr Schmerz glich dem Strom, der in tobendem Grimm ſeine Ufer verläßt, um alles zu verheeren; denn ihre Lippen ſprachen den gräßlichſten Fluch über das Haupt der Fee, die ihre Gabe auf eine ſo treuloſe Art erfüllt hatte.

Lange ſah die Beherrſcherin des Brunnens mit mitleidigem Lächeln dem Treiben Kaba's zu; doch als dieſe den ſchrecklichen Fluch ausſprach, rief ſie entrüſtet:

»Wahnſinniges Weib! Du ſelbſt haſt ihm ſein Schickſal bereitet — nicht ich! Wollte ich des Sanges Gabe ihm verleihen, mußte ich erſt Glück, Ruhe und Frieden aus ſeinem Herzen nehmen, denn es gibt keinen glücklichen Dichter auf Erden!« Und heftiger Donner erſchütterte die Erde.

Als Kaba wieder zur Beſinnung kam, fiel der erſte Strahl der aufgehenden Sonne auf die bleichen Züge Halebi's, der, im Tode mit dem Leben verſöhnt, nur zu ſchlummern ſchien. Bald lag auch ſie an des Lieblings Seite in kühler Erde gebettet; aber Halebi's glänzender Stern des Ruhmes ging erſt auf, als längſt ſchon der Wind mit den Grashalmen ſeines Grabes ſpielte. Arme Mutter! armer Halebi! was iſt der Ruhm, wenn ſein Glanz nur auf todte Aſche fällt!? Doch Gott iſt groß! und nur ſein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel.

Geheimniſſe der Nacht.

Phantaſie.

Geheimniſſe der Nacht.

Phantaſie.

Glänzend ſtrahlten die Sterne aus dem tiefen Blau des unermeßlichen Himmels und kein Laut unterbrach die feierliche Stille, denn ſelbſt der Zephir war eingeſchlummert am Buſen eines Jasminſtrauches, welchem er lange im ſüßen Spiele die Blüthen entführt, bis dieſer ihn zur Ruhe gewiegt — als die Roſe ſtolz ihr Haupt erhob, um von ihrem grünen Throne herab die ganze Gegend zu überſchauen; und da auch nicht ein lebendes Weſen ſich zeigte, ſo gab ſie der Glockenblume Befehl: die Unterthanen ihres weiten Reiches zu verſammeln. Nur ein leiſes Zeichen derſelben — kaum vernehmbar dem Ohre des kleinſten Inſektes — ertönte, als von allen Seiten, über Berg und Thal, die Blumen herbei ſtrömten, um den Thron der Königin ſich reihend — zu vernehmen den Willen der Roſe.

»Lange iſt es ſchon her,« nahm dieſe endlich das Wort — nachdem alle Blumen und Blüthen, von der hohen Lilie bis zum kleinen Veilchen, ſich verſammelt hatten — »daß keine Nacht eine ungeſtörte Zuſammenkunft uns erlaubte; heute jedoch bedeckt lautloſe Ruhe die ganze Flur, und ſicher vor der Neugier des ſchwatzhaften Windes, der weit nach Weſten gezogen iſt, habe ich Euch daher zuſammenberufen, damit Ihr Rechenſchaft ableget von Eurem Wirken und Leben.«

Eine lange Pauſe erfolgte auf dieſe Anrede, denn keine der Blumen wollte zuerſt ſich des Wortes bemächtigen; doch die Lilie, ihrer Reinheit und Würde ſich bewußt, wollte die Königin nicht länger auf Antwort warten laſſen, und ſie begann: »Du weißt, Herrſcherin! wie ſehr die Menſchen, von blindem Irrwahn befangen, oft Glück und Unglück verkennen und nicht ſelten da weinen, wo ihr Herz frohlocken — oder da jubeln, wo ihr Auge von Thränen überfließen ſollte. Allein, ſie ſind deshalb zu beklagen; da ihrem Blicke die geheimen Fäden verborgen ſind, welche die ſinnliche Welt an die Geiſterwelt binden, ſo können ſie natürlich nur das begreifen, was ſie ſehen; was ſie nicht ſehen, läugnen ſie als Träume eines kranken Gemüthes ab. So auch hat der Herr der Geiſter und der Welten die kleine Ildiz von ihrer ſterblichen Hülle befreit, um

in milder Barmherzigkeit ihr die herben Prüfungen des Lebens zu erſparen, da ihr reiner Geiſt jetzt ſchon reif war, einzugehen in das Licht der ewigen Gnade; — doch die Mutter nennt das Tod! und in troſtloſer Verzweiflung weint ſie nun täglich auf dem Hügel, unter welchem die irdiſche Hülle wieder zu Staub werden ſoll, dem ſie entnommen war. Es ſchmerzte mich, den Jammer der Armen zu ſehen, ohne den Schleier lüften zu dürfen, der dem Blick des Sterblichen das geheimnißvolle Walten der Geiſterwelt verbirgt; doch wollte ich ein Zeichen ihr geben, um die verwundete Seele für den Troſt der Hoffnung empfänglich zu machen, und ſo erhob ich mich denn in einer Nacht vom Grabe des Kindes, meine blendend weißen Blumen zum Himmel empor richtend, — auf daß auch der thränenſchwere Blick der Mutter zum Himmel ſich richte, von woher allein das Licht der Gnade und des Friedens in das Herz des Sterblichen ſich ergießt.«

Zufrieden wiegte die Roſe ſich auf ihrem grünen Blätterthrone, und nachdem ſie, leiſe flüſternd, einen Augenblick zur Myrthe ſich geneigt hatte, winkte ſie dem Veilchen, näher zu treten. Erſchrocken über ſo viel Auszeichnung, ſchmiegte die blaue Blume ſich demuthsvoll unter das dunkle Laubdach eines wilden Thimianſtrauches; doch nochmals aufgefordert, begann

ſie endlich: »Mein Leben, o hohe Roſe, verdient nicht der Beachtung unter ſo vielen glänzenden Blumen, die alle hoch über mir empor ragen. Still und zufrieden verfließen meine Tage in dem Bewußtſein, manchmal einen Wanderer durch meinen Duft zu erfreuen. Zwar haben die Menſchen meine Farbe als Symbol jenes wandelbaren Gefühles gewählt, das ſie Freundſchaft nennen; allein, dieſe Wahl hält ſie nicht ab, mich oft — ſehr oft in den Staub zu treten, und ſo muß ich, tauſend Mal ſterbend, immer wieder in neuer Hülle aufblühen! Aber ich bin dennoch mit meinem Looſe zufrieden, denn wäre es nicht der Wille des Höchſten, ſo würde ich einen höheren und kräftigeren Stengel von der Natur erhalten haben.«

»Auch mir ergeht es nicht beſſer,« nahm hierauf das Vergißmeinnicht das Wort. »Der Scheidende gibt mich als Pfand der Treue zum Abſchied, und hat oft nach wenig Tagen ſchon mich — ſammt der Empfängerin vergeſſen; der Thränen bin ich auch deßhalb ſo gewohnt, daß ich nur mehr in feuchtem Boden mich wohl befinde.« —

Eben wollte auch die Orangenblüthe ihren Bericht beginnen, als der Hufſchlag nahender Roſſe durch die Stille der Nacht ertönte. Eilig flohen die Blumen auf ihre Plätze zurück, und nur die Roſe mit ihrer Umgebung blieb, da man ſie hier unter dieſen Bäumen zu

ſehen gewohnt war, und ihre Anweſenheit daher nicht auffallen konnte. Und immer näher kam der Zug der Reiſenden, an deſſen Spitze ein junger Mann auf einem ganz mit goldenen Decken behangenen Rappen ritt. Er ſchien in tiefes Sinnen verloren zu ſein, denn ſeinen Händen war der reichgeſchmückte Zügel entſunken, und nur, wenn zuweilen der Schein der Fackeln, welche die Sclaven trugen, auf ſein Antlitz fiel, da flammte ein freudiger Strahl aus ſeinen dunkel glänzenden Augen, und ungeduldig trieb er dann plötzlich ſein Roß zu größerer Eile an. Doch ein wilder Ruf des Haſſes und der Wuth unterbrach auf einmal das eintönige Geräuſch der Pferde, und aus einer Felſenſchlucht ſtürzten dunkle Geſtalten ſich auf den friedlichen Zug der Reiſenden, des Todes Schrecken unter ihnen verbreitend. Bald hatten die Sclaven, von der Ueberzahl der Mörder verfolgt, mit verhängtem Zügel die Flucht ergriffen und nur der Anführer derſelben kämpfte noch mit Löwenwuth, obwohl ſchon ſein Blut aus mehrern Wunden quoll. Grauenhaft blitzten die Waffen durch das Dunkel der Nacht, welche von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung geführt wurden; doch einer ſank plötzlich tödtlich getroffen, worauf ſogleich der Sieger das erledigte Roß am Zügel faßte und in fliegender Eile mit demſelben davon jagte. —

»Zoraide!« — hauchte der Sterbende mit ſchwacher Stimme; dann aber wurde es wieder todtenſtill, und nur einige Grillen, welche das warmquellende Blut aus ihren Höhlen aufgeſchreckt hatte, ſuchten zirpend ſich ein neues Lager. —

»Iſt er todt?« flüſterte die Roſe, ſich über den Gefallenen neigend.

»Eben ringt er ſich los von den irdiſchen Banden,« entgegnete eben ſo leiſe ein Rosmarinſtrauch, deſſen Zweige das Geſicht des Sterbenden zum Theil bedeckten.

»Nun, ſo geleite die Seele noch einmal zum Gegenſtand ihres letzten Erdenwunſches, ehe ſie an ein neues Daſein gebunden wird!« befahl die Roſe.

»Ein Ring iſt einem der Kämpfenden entfallen,« berichtete eine Hyazinthe; »mit Blut befleckt liegt er neben mir im Graſe.«

»Die Lilie mag denſelben einſtweilen in ihrem Kelch verbergen,« ſprach die Königin der Blumen; und bald ſtanden die Unterthanen ihres weiten Reiches wieder regungslos, als hätten ſie weder Seele noch Empfindung, denn in Oſten graute der erſte Tagesſtrahl und willenlos ergaben ſie ſich wieder dem launenhaften Spiele des erwachten Zephyr's.

Eine Alabaſter-Lampe, welche von der Decke herab einen matten Schimmer im koſtbar verzierten Gemach verbreitete, ließ nur undeutlich die Gegenſtände erkennen; jedoch gerade dieſes zauberhafte Halbdunkel iſt dem Schlafe am günſtigſten, weßhalb auch Zoraide ſüß zu ſchlummern ſchien unter dem zarten Gewebe des weißen Mouſſelin's, der über ihrem Lager in reichen Falten ſich ausbreitete, während eine leichte ſeidene Decke ſie vor der kühlen Nachtluft ſchützte, die, mit tauſend Wohlgerüchen erfüllt, durch die vergoldeten Fenſtergitter drang. Eben wollte die Schläferin — der ganzen Seligkeit der ungeſtörten Ruhe ſich überlaſſend — zur andern Seite ſich wenden, als ein helltönender Schlag das ganze Gemach erſchütterte.

»Was war das?« rief Zoraide ſchnell ermuntert; und auch die Sclavinnen, welche im Nebenzimmer ihr Lager hatten, eilten herbei — fürchtend, der Herrin möchte ein Unglück begegnet ſein. Bleich vor Schrecken blickten die Frauen ſich gegenſeitig an; doch Albaſſi, welche zuerſt wieder Faſſung errang, ging gegen eine Niſche, in welcher eine große Blumenvaſe ſtand, und mit erleichtertem Herzen ſprach ſie: »Das Räthſel iſt gelöſt, die Vaſe hier iſt zerſprungen, der ganze Teppich iſt ſchon durchnäßt vom hervorquellenden Waſſer, bringt nur ſchnell ein anderes Gefäß herbei, damit es nicht,

ganz ausſtrömend, das Lager der Gebieterin erreiche!« — Und in geſchäftiger Eile ordneten die Mädchen die Blumen in eine neue Vaſe, nachdem ſie das Auslaufen des Waſſers beſeitiget hatten; Zoraide aber ſtützte gedankenvoll das Haupt in die Hand, denn ſie glaubte in dieſem Ereigniß die Weiſſagung eines Unglücks zu ſehen, und düſtere Ahnungen umſtrickten wie Schlangen ihre Seele. — Alles war geſchehen, ſchon wollten die Sclavinnen ſich wieder entfernen, als Albaſſi noch einen Rosmarinzweig dicht neben Zoraidens Lager auf der Erde fand. Verwunderungsvoll — wie dieſer ſo weit weg konnte gefallen ſein — hob ſie ihn auf, um zu den übrigen Blumen ihn zu tragen, doch Zoraide befahl, ihr den Zweig zu reichen, und lange ſchon ſangen die Vögel des Gartens ihr Morgenlied, als ſie noch immer aufrecht auf ihrem Lager ſaß, in wachende Träume verloren, mit den dunkeln Blättern des Rosmarin's ſpielend.

Auf ſeidenen Polſtern ſaß in behaglicher Ruhe Abdaul-Hamid-Bey, den kleinen bläulichen Rauchwolken zuſehend, welche von Zeit zu Zeit aus ſeiner Pfeife aufſtiegen, kräuſelnd einige Minuten in der Luft ſich drehten, um dann langſam ſich verbreitend zu ver-

ſchwinden; während die Frauen und Töchter ſeines Harems in einem Halbkreis ſeinen Divan umſtanden, ehrfurchtsvoll harrend dem Wink des Gebieters. Auch Zoraide befand ſich als die Aelteſte unter der Zahl ſeiner Kinder, und mehr wie ein Mal verweilte heute des Vaters Blick auf ihr, wenn er das Auge zuweilen abwandte von den phantaſtiſchen Figuren des Rauches. Endlich aber, als er die Pfeife in die Hände einer knieenden Negerin gelegt hatte, befahl er der Tochter, hervorzutreten aus den Reihen der Uebrigen; und nachdem ſie in kindlichem Gehorſam ſich vor dem Vater geneigt, begann er: »Du biſt nun bereits an der Zahl Deiner Jahre ſoweit vorgeſchritten, daß es mir Zeit ſchien, für Dein Glück bedacht zu ſein, und ich habe deßhalb auch ſchon gewählt; denn heute noch wird Ramik-Paſcha bei mir erſcheinen, um meinen Vaterſeegen zu erbitten. Halte Dich daher bereit, durch des Harems Gitter ihn zu beobachten, damit Du ſiehſt, daß nur Liebe und Sorge für Dein Glück meine Wahl geleitet hat. Geh' jetzt, mein Kind! Allah verleihe Dir ſeinen Schutz, auf daß Du eine ſo gute Gattin und Mutter werden mögeſt, als Du bisher eine gute Tochter wareſt.«

Zoraide beugte ſich tief herab, den Saum von des Vaters Kaftan an ihre Lippen zu drücken, worauf ſie

ſchweigend den Saal verließ; als ſie aber in ihrem Gemach ſich allein befand, brach ſie in Thränen aus, und mit aller Leidenſchaft eines lebhaften Gemüthes überließ ſie ſich den Ausbrüchen des ungemeſſenſten Schmerzes; denn alle ihre Hoffnungen ſah ſie nun plötzlich durch des Vater Wort zerſtört, und die Zukunft, welche ihren Träumen ſo glänzende Farben verlieh, war in eine dunkle, troſtloſe Einöde verwandelt worden. —

Zoraide hatte kaum das Kindesalter zurückgelegt, als ſie mit Amurath, einem Jüngling von ausgezeichneter Schönheit, durch deſſen Schweſter — einer Geſpielin ihrer Jugend — bekannt wurde. Bald entdeckten jedoch die Mütter der beiden Mädchen deren geheime Zuſammenkunft, und eine ſtrenge Aufſicht machte es ihnen auf lange Zeit unmöglich, das begonnene Verhältniß fortzuſetzen; allein, wenn einmal der zündende Funke gefallen iſt, ſo brennt er nur um ſo tiefer, jemehr Widerſtand von außen ſich ihm entgegenſetzt; und auch Zoraide empfand die Wahrheit dieſer Worte, weßhalb ſie Albaſſi — ihre Lieblingsſclavin — in das Geheimniß ihres Herzens einweihte, um durch dieſe Mittel und Wege zu finden, den Geliebten wieder zu ſehen, was ihr auch gelang, obwohl oft mit größter Gefahr. Einer abermaligen Entdeckung vor-

zubeugen, war die höchſte Vorſicht nöthig. Niemand wußte daher um das Geheimniß, außer Albaſſi und ein Freund Amurath's, welche immer Wache halten mußten; ſelbſt deſſen Schweſter mied Zoraide, um allem Verdacht zu entgehen. So war beinahe ein Jahr unter ſtetem Hoffen, Angſt, Furcht und Sorgen, nur von einzelnen ſeligen Minuten durchſtrahlt, verfloſſen, als ein neuer Sturm am Himmel ihrer Liebe ſich aufthürmte.

Ein verheerender Krieg drohte dem Lande; alles griff zu den Waffen, die Feinde ihres Glaubens zu vertreiben. Auch Amurath blieb nicht frei von der allgemeinen Kampfesluſt, und ſein Entſchluß wurde um ſo feſter, da er hiedurch den Weg zu Zoraiden's Beſitz ſich zu bahnen hoffte. Allein, das zagende Mädchen ſah nur die Gefahren und Schrecken des Kampfes, und ſie wandte daher alle Ueberredungsgabe an, von ſeinem Vorhaben ihn abzubringen; doch zu glänzend war die Ausſicht für den ehrgeizigen Jüngling, und zum erſten Male taub gegen ihre Bitten, ſtellte er allen ihren Thränen — ſein Scheiden als das einzige Mittel, auf ewig mit ihr vereiniget zu werden, entgegen. In das Unabwendbare ſich fügend, ſah Zoraide endlich den Geliebten ziehen. Auch der treue aufopfernde Freund, deſſen Namen ihr ſogar Amurath's

Eiferſucht verſchwieg, den ſie nur einmal ſah, beglei-tete ihn; und ſo blieb ihr Niemand als die treue Albaſſi, welche, eingeweiht in das Geheimniß, ihr die trüben Stunden durch Troſt und Verheißung einer glücklichen Zukunft zu erheitern vermochte.

Drei Jahre waren langſam dahingezogen. Oft erſcholl die Kunde, daß Amurath durch ſeine Tapferkeit ſich zum Paſcha emporgeſchwungen, und Zoraidens Herz bebte vor Freude, denn ſie wußte, daß der Bewerbung eines Paſcha ihr Vater kein Hinderniß in den Weg legen würde.

Der Krieg war beendet, ſchon viele junge Männer, die nicht für den Glauben gefallen, waren heimgekehrt; und ſo nahe ihrem Glücke, mußte plötzlich durch das Erſcheinen Namik-Paſcha's all ihr Hoffen vernichtet werden. Vergebens bemühte Albaſſi ſich, die troſtloſe Gebieterin aus ihrem Schmerz zu reißen. Ihr Entſchluß ſtand feſt: ihr Dolch ſollte am Hochzeitstag von dem aufgedrungenen Gemahl und von ihrem eigenen Leben ſie befreien, das ohne Amurath keinen Werth für ſie mehr haben konnte. — Der Abend kam; kalt und theilnahmlos ſtand Zoraide hinter dem goldenen Gitter, das die inneren Haremsgemächer von dem großen Eintrittsſaal trennte, in welchem ihr Vater von ſeinen vornehmſten Sclaven umringt ſaß, als Namik-

Paſcha erſchien. Anfangs würdigte ſie den Eingetretenen keines Blickes, doch als er von Dank durchdrungen ſich zu ihres Vaters Füßen warf, als er bei der Heiligkeit des Propheten ſchwur, des Glückes, ſolch eine Gattin zu beſitzen, ſtets würdig ſich zu zeigen, da wurde ihr Inneres mächtig durch den Klang ſeiner Stimme erregt, und ſie begann mit ſteigender Aufmerkſamkeit ihn zu betrachten. Namik-Paſcha war keine gewöhnliche Erſcheinung; kühn und würdevoll in ſeinem Benehmen verband er Stolz mit einſchmeichelnder Beſcheidenheit, und aus ſeinen edel gezeichneten Zügen ſtrahlte ein eigen geheimnißvolles Weſen, das durch den ſanften Glanz ſeiner ſchwarzen Augen noch erhöht wurde. Zoraide däuchte es, als müſſe ſie in dieſen Zügen leſen, als ſtünde eine deutliche Schrift in denſelben; aber der wundervolle Schimmer blendete ſie, und ſie ſchlug den Blick zur Erde. Und immer wieder mußte ſie hinſehen, und immer mehr ſchwand der tödtliche Haß in ihrem Herzen, der ſchon den Dolch für Namik geſchliffen hatte; und als endlich der Beſuch beendet war, ging ſie wie träumend in ihr Gemach, wo Albaſſi, die vergebens auf der Herrin Ruf gewartet, ſie noch in ſpäter Nacht auf demſelben Divan fand, auf welchem ſie bei ihrem Eintritt ſich niedergelaſſen. — Der Hochzeitstag rückte immer näher heran;

Zoraide ließ willig ſich jede herkömmliche Förmlichkeit gefallen; ja, es blitzte ſogar oft mühſam verhehlte Freude aus ihren Augen, und ihre Stimme bebte, wenn der Name ihres Bräutigams genannt wurde. Nicht länger fähig, das Geheimniß des Herzens in des Buſens Tiefen zurück zu drängen, geſtand ſie endlich Albaſſi, welchen Eindruck Namik auf ſie gemacht, und da Vertraute ſelten etwas erwiedern, das man nicht auch gerne zu hören wünſcht, ſo billigte ſie vollkommen die Neigung der Gebieterin, des Bräutigams Vorzüge mit den glänzendſten Farben ſchildernd, wobei ſie nicht unterließ zu bemerken, daß man ja nicht wiſſen könne, ob Amurath es nicht vielleicht gerne ſähe, ſeines Schwures entbunden zu werden, da ſein langes Säumen ziemlich deutlich zeige, daß die Gluth ſeiner Liebe wohl verloſchen ſein müſſe.

Reges Leben herrſchte in den Höfen des großen Gebäudes Abdaul-Hamid-Beys, und die Sclaven rannten in geſchäftiger Eile durch die kühlen Säulengänge, denn ſchon waren zahlreiche Gäſte im Hauſe verſammelt zum morgenden Hochzeitfeſte, welche Aufmerkſamkeit und Bedienung erheiſchten, die Menge der Tänzerinnen und Gaukler, die das Feſt verherrlichen ſollten, ungerechnet.

Gedankenvoll ſtand Zoraide hinter dem Gitter

ihres Fenſters, dem Treiben und Drängen der Menſchen zuſehend, welches alles nur ihrem Glücke galt; und in dies beſeligende Gefühl mochte wohl manchmal eine leiſe Mahnung des Gewiſſens, wie aus weiter Ferne, durch die frohen Stimmen ihres Herzens klingen, denn ſie athmete hoch auf, als Albaſſi, mit einem großen Blumenſtrauß in der Hand, in das Gemach trat. »Dieſe auserleſenen Blumen,« nahm die Sclavin das Wort, »hat Namik-Paſcha für Dich — ſelbſt gebrochen, damit keines Mannes Hand das berühre, was in deutungsvoller Sprache die Geſinnungen ſeines Herzens Dir offenbaren ſoll.«

Mit ſtrahlender Freude in den Zügen nahm Zoraide den Strauß. »Und wie großmüthig hat er mich beſchenkt,« fuhr Albaſſi in fröhlicher Schwatzhaftigkeit fort; »ſieh nur, dies Gold iſt alles mein; der Sultan ſelbſt dürfte ſolcher Gabe ſich nicht ſchämen. Und dieſe Blumen, wie ſinnvoll gewählt! Die Roſe, von Immergrün umgeben, ſagt: daß ſeine Liebe unſterblich ſei; des Feldes blaue Blume ſoll ſeine Treue Dir beweiſen; doch die Lilie — ein Sinnbild ſeines reinen Herzens, übertrifft beinahe alle übrigen Blüthen an Pracht. Sieh nur, wie voll! Blume drängt ſich an Blume; ſolch' herrliche Lilien ſind niemals mir noch vor Augen gekommen. Eins, zwei, drei,« und ſie

zählte leiſe fort bis zwölf, ſtockend — ſetzte ſie endlich »dreizehn« hinzu, jedoch ſchnell gefaßt, riß ſie unbemerkt eine der Blumen ab, und nochmals überzählend, rief ſie mit ſcheinbar erleichtertem Herzen: »Zwölf — es ſind nur zwölf! Es hätte mich auch wundern ſollen, wenn Namik-Paſcha's Aufmerkſamkeit die böſe Zahl dreizehn entgangen wäre.« — Um die dreizehnte Lilie den Blicken der Gebieterin zu entziehen, wollte Albaſſi dieſelbe hinter den ſeidenen Vorhang einer Niſche werfen, doch klirrend rollte im nemlichen Augenblick etwas zu Zoraiden's Füßen. Sie hob es auf, es war ein Ring — es war ihr Ring, welchen beim Abſchied ſie Amurath gegeben, der nun, mit vertrocknetem Blute befleckt, in ihren Händen lag. Zum Tod erbleichend, ſank ſie in die Kiſſen des Divans zurück. —

Glanzvoll ſtrahlten die Sterne aus dem dunklen Blau des unermeßlichen Himmels, und kein Laut unterbrach die feierliche Stille, denn ſelbſt der Zephir war eingeſchlummert am Buſen des Jasminſtrauches, der leiſe ſingend ihn zur Ruhe gewiegt, als die Roſe ſtolz ihr Haupt erhob, um von ihrem grünen Blätterthrone herab die ganze Gegend zu überſchauen; und da kein lebendes Weſen ſich zeigte, ſo gab ſie der Glockenblume

Befehl, die Unterthanen ihres weiten Reiches zu verſammeln. Nur leiſe, nicht vernehmbar dem Ohre des Menſchen, hallten die Töne derſelben durch die heilige Feier der Nacht, als von allen Seiten, über Berg und Thal, die Blumen herbeiſtrömten, um den Thron der Königin ſich reihend — zu vernehmen den Willen der Roſe.

»Auf lange Zeit iſt nun der ſchwatzhafte Wind nach Weſten gezogen,« begann dieſe ihre Anrede, »und ich werde, ſeine Abweſenheit benützend, jede Nacht Euch zuſammen berufen, um Rechenſchaft zu fordern von der kleinſten Euerer Handlungen; denn bald wird ſengende Sommergluth mein irdiſches Sein verzehren, und frei und feſſellos mich aufſchwingend — erwarte ich dann das Urtheil des Herrn und Meiſters, ob ich in neuer Roſenhülle wieder die Mitte zwiſchen Menſch und Geiſt einnehmen, ob ich das Eine werden oder das Andere bleiben ſoll! Doch wie auch der Wille des Höchſten über meine Zukunft gebietet, treu werde ich bis zur Auflöſung meines irdiſchen Lebens den angewieſenen Beruf erfüllen, der nach den Begriffen der Sterblichen wirklich ein beneidenswerthes Loos wäre, wenn ſie unſer Glück und unſer Leben zu faſſen vermöchten.«

»Du haſt Recht, o hohe Herrſcherin!« nahm hierauf die Lilie das Wort. »Könnten die Menſchen nur

auf eine Stunde ſich unſere Denkungsart aneignen, ſie würden ihrer Verblendung einen Denkſtein cryſtalliſirter Thränen ſetzen; — allein, dies liegt nun einmal außer dem Kreis ihrer Beſtimmung, und ſo giebt es wohl Wenige, deren Natur der unſern ſich nähert. — Auch Zoraide habe ich gewarnt; doch unbeachtet blieb von ihr — der ſprechende Blick meines Auges. Ich ließ den Ring ihres ermordeten Geliebten aus meinem Kelch, wo er ſo lange verborgen geruht, zu ihren Füſſen hinrollen, doch alles vergebens! Zwar hat ein Blitzſtrahl der Ahnung in dieſem Augenblick ihre Seele durchzuckt, allein, Leidenſchaft und Liebe haben zu ſehr mit ihrem Zaubergarne ſie umſponnen, als daß es ihr möglich werden könnte, ſich wieder loszumachen. Trotz des warnenden Ringes iſt ſie Namik's Gattin geworden, und der Mörder ſeines Freundes ſchwelgt nun in unverdientem Glück.«

»Nicht ſo ungerecht, als es Dir vielleicht ſcheinen mag,« entgegnete die Roſe, »hat hier bei Vertheilung der Looſe das Schickſal gewaltet. Namik, Amurath und Zoraide haben ſchon einmal, unter andern Verhältniſſen und unter einer andern Zone, menſchliche Körper bewohnt. Damals waren Namik und Zoraide die Betrogenen, denn Amurath drängte unheilbringend ſich zwiſchen die Liebenden, und nachdem er das Mädchen

zur Untreue verführt und verlaſſen, tödtete er Namik im Zweikampfe. Von geheimer Sympathie gezogen, haben ſie im neuen Leben ſich abermals gefunden. Amurath mußte die Schuld ſeines früheren Lebens büßen, indem er durch die Hand ſeines einſtigen Opfers fiel. Da jedoch der Menſch nur das Werkzeug des göttlichen Gerichtes, nicht der Richter ſelbſt ſein ſoll, ſo hat auch Namik nun gefehlt, daß er nicht reuevoll, ob der blutigen That, auf Zoraidens Beſitz verzichtete. Auch Zoraide hat den rechten Pfad nicht erkannt, welchen ſie wandeln ſollte. Gewarnt durch der Lilie Wink, hätte ſie den Ring vor Namiks Augen haltend — fragen ſollen: Wo iſt der Beſitzer deſſelben? Ihre Stimme würde die ſchlafende Reue in ſeinem Herzen erweckt, und durch freiwillige Buße würden beide dann den Himmel verſöhnt haben.

Aber Zoraide wollte die warnende Stimme ihres Engels nicht verſtehen, und nur ihrer Leidenſchaft blind folgend, wird ſie nun nochmals dem läuternden Feuer des Unglückes preisgegeben, werden tauſend Dornen auf ihrem Lebenswege ſie verwunden. Und abermals werden Amurath, Namik und Zoraide in neuer Hülle geboren; beſtehen ſie dann die Prüfung, ſo wird die Pforte des ewigen Lichtes ſich ihnen öffnen, und Jahrtauſende fließen wie Wellen eines kleinen Baches an ihnen vorüber, denn der Vollendung Seligkeit fin-

det nicht Raum in der engherzigen Stundenrechnung des Sterblichen.« Ein klagender Wehlaut durchzitterte in dieſem Augenblick die ſtille Nachtluft, und die Blumen tauchten erſchrocken ſich unter das feuchte Gras; doch die Roſe ſprach nach kurzem Lauſchen: »Es iſt Amurath's Geiſt, welcher in den Zweigen der Cypreſſe — die ſein Grab beſchattet — ſchläft! Böſe Träume quälen ihn, jedoch darf er unter zehn Erdenjahren nicht erwachen; denn erſt, wenn Namik und Zoraide ihre ſterblichen Hüllen verlaſſen, wird auch er zu neuem Daſein gerufen. Singt daher, meine Kinder! ſingt Euere ſüßeſten Schlummerlieder, auf daß ſchönere, lieblichere Träume den Schlafenden an ihrem Buſen zur Ruhe wiegen!« — Und die Blumen umſchlangen ſich alle, und in flüchtigen Reihen tanzend, ſangen ſie Amuraths Geiſt in leiſen — leiſen Tönen in Schlummer. Ein verſpäteter Wanderer aber ſah die kleinen, blendend weißen Geſtalten unter der Cypreſſe ſich bewegen, und Allah um Beiſtand anrufend, verdoppelte er ſeine Schritte. Als er die Stadt erreicht hatte und erzählte, was er geſehen, mied man in ſcheuer Furcht den unheimlichen Baum, ahnungslos pflegte man aber die Blumen in ihren Vaſen: denn des Menſchen Verblendung endet nur mit ſeinem Leben.

Nachtigall und Roſe.

Ein Mährchen.

Digitized by Google

Nachtigall und Roſe.

Ein Mährchen.

Als die Menſchen noch nicht ſo viel Geiſt, aber deſtomehr Herz und Gemüth hatten, da war die Welt und das Leben ganz anders als jetzt. Wie ein milder Lufthauch durch die Aeolsharfe zittert und alle Töne in einander ſchmelzend zum harmoniſchen Klange ſich vereinigen, ſo zogen damals Unſchuld und Tugend, auf dieſer Erde noch ganz heimiſch, über Berg und Thal, und fanden überall in den Herzen der Menſchen einen Thron aufgeſchlagen, wo frommer Glaube und kindliche Einfalt Wache hielten. Die Genien, welche unſichtbar ſchützend den Sterblichen zur Seite gehen, konnten ohne Gefahr, verhöhnt und verlacht zu werden, ſich ihren Lieblingen zeigen, und dieſer freundliche Verkehr bewahrte manch edles Herz vor ſchädlichem Einfluſſe böſer Menſchen oder finſterer Geiſter. Doch das

iſt alles längſt vorbei und verklungen, und nur noch einzelne Traumbilder jener glücklichen Welt ziehen mit leiſen Tönen durch die Saiten der Harfe des Dichters, und verhallen in den ſpielenden Abendwinden, wie das ſehnſuchtsvolle Lied eines Liebenden die ſtille Nachtluft bewegt und dann, mit dem letzten Hauche erſterbend, nichts zurückläßt als eine flüchtige Erinnerung.

Zu jener Zeit alſo war es, da lebte ein Jüngling, Namens Juſſuff, welcher von den Mädchen in der ganzen Gegend nur Phöbus, oder der Lichtbringende, genannt wurde, da ſeine Schönheit wirklich dem ſtrahlenden Tagesgeſtirn glich, und aller Augen mit Bewunderung und Entzücken auf ihm hafteten. Aber Juſſuff war weit entfernt, in dieſer allgemeinen Huldigung ein Glück zu finden; vielmehr ſchien er immmer finſtern Gemüths, und nur in den dunklen Stellen des Waldes, wo er Tage lang im Schatten lag, fühlte er ſich in ſeinen Träumen froh und heiter, und ungern trennte er ſich von ſeiner idealen Welt, die ſo wenig zur Wirklichkeit paßte.

Es war an einem ſchwülen Nachmittage, als er einſt, von ſeinem treuen Gefährten, dem Hunde Orion, begleitet, dem Walde zuſchritt, der ſchon ſo oft der

ſtille Zeuge ſeiner geträumten Glückſeligkeit geweſen, als er am Wege eine friſchgebrochene, wunderſchöne Roſe fand. Weit und breit war Niemand zu ſehen, der ſie könnte verloren haben, und doch konnte ſie bei der brennenden Mittagsgluth kaum ein paar Minuten gelegen haben, denn ſie war friſch und duftig wie eine kaum ihrem Stamm entnommene.

Voll Verwunderung betrachtete Juſſuff ſeinen Fund, und der aufkeimende Gedanke: ein unſichtbares Weſen möge hier im Spiele ſein, färbte ſeine Wangen mit Freude, denn ein Abenteuer dieſer Art war ſchon lange das Ziel ſeiner heißeſten Sehnſucht, der Gegenſtand aller ſeiner Träume.

Doch vergebens war ſein Hoffen; ſchon neigte die Roſe verwelkend das Haupt, ſchon verlängerten ſich die Schatten der rieſigen Bäume, ohne daß irgend etwas Wunderbares ſich ereignet, oder daß er Aufſchluß über der Blume Daſein erhalten hatte. Voll Unmuth über die getäuſchte Erwartung, verſank er endlich in einen ſchlummerähnlichen Zuſtand, und die Kinder ſeiner Phantaſie gaukelten nun in bunten Träumen um ſeine Sinne, ſich tauſendfach verſchlingend und verwirrend, bald in lockende Bilder, bald höhnend in ſchreckende Larven ſich verwandelnd. Doch wie durch einen unbekannten Zauberſchlag entſchwanden plötzlich dieſe trü-

gerischen Erſcheinungen, und die verwelkte Roſe richtete ſich ſtolz, in glänzender Pracht neu erblühend, empor.

»Ich bin als Schutzgeiſt Dir beigeſellt,« ſprach ſie mit ſüßer Stimme, »und ſoll Dich durch das Leben begleiten, das heißt: ſo lange Du jung und ſchön biſt; denn fallen einmal dieſe Eigenſchaften weg, ſo können doch mir, der Königin der Blumen, die Götter nicht mehr zumuthen, an das Einerlei Deiner Tage mich zu feſſeln! Ich werde Dich dann dem Schneeglöckchen überlaſſen, denn dieſes freudenloſe Geſchöpf iſt gerade gut genug, die öden Lebenstage des Alters zu hüten. Doch bis dahin iſt es noch lange Zeit; freue Dich alſo meines Schutzes und überlaſſe Dich ganz meiner Leitung, denn alle Freuden der Erde gehorchen meinem Scepter, und nur ich bin im Stande, Dich glücklich zu machen. Biſt Du über irgend etwas im Zweifel, ſo ſprich nur: »»Roſe, ich rufe Dich!«« und ich werde Dir erſcheinen, um Dir mit Rath und That beizuſtehen!«

Nach dieſen Worten war die Roſe verſchwunden, und nur ihr unendlich ſüßer Duft zog langſam wie eine Wolke dahin, ſich auflöſend in den Lüften des Abends, die ihn ſpielend in ferne Gegenden entführten.

»Auch ich bin Dir als Schutzgeiſt beigegeben!« ſprach eine ſanfte Stimme zu dem in Träume verſunkenen Jüngling, »auch ich ſoll Dich durch das Leben

geleiten, doch nicht wie meine Schweſter nur bis zur Gränze der Jugend, nein! bis der Todesengel Deine Fackel verlöſcht, werde ich Dir zur Seite ſtehen, wenn Deine Handlungen und Dein Wille mich nicht aus Deiner Nähe verbannen.«

Juſſuff blickte in die Höhe; eine Nachtigall wiegte ſich in den Zweigen des Baumes.

»O, nicht dieſen Blick voll Geringſchätzung auf mein graues Geſieder!« fuhr ſie in bittendem Tone fort, »auch die Lilie iſt nur in einfaches Weiß gekleidet, und dennoch war ſie es, die Deine Wiege bewachte, die Dich ſchirmte, bis Du, in das Jünglingsalter tretend, nun ihrem ſorgenvollen Schutze entwachſen biſt. Dein Weg wird jetzt breiter und führt aus den blumigen Wieſen der Kindheit nun meiſtens durch ſchaurige Wildniſſe phantaſtiſcher Jugendträume über Ströme und Berge durch die oft traurige Einöde der Pflicht, bis endlich am Ziele der mühſamen Pilgerreiſe der Engel des Todes erſcheint, um Dich des Staubes zu entkleiden und den Geiſt in die Räume des Lichtes zu führen. Aber der Weg bis dahin iſt weit, und darum haben nun die Götter zwei Genien Dir beigeſellt, welche Dich ſtatt der Lilie begleiten ſollen. Zwar wird die Roſe nach der erſten Hälfte des Weges Dich verlaſſen, und das Schneeglöckchen als Erfahrung ihre

Stelle einnehmen, doch hängt es nur von Dir ab, die Roſe auf längere Zeit zu feſſeln, wenn Du nicht zu ſehr von ihrem blendenden Glanze Dich hinreißen läßt, da ſie, nur zu gern ihre Macht mißbrauchend, in trügeriſche Abgründe verlockt, um dann durch ihre Dornen zu verwunden; deshalb bin ich Dir beigegeben, Dein Herz, Dein Gefühl und Dein Gewiſſen zu berathen. Da ich aber das Gedränge und das wilde Treiben der Menſchen ſcheue und nur an einſamen Orten, im verborgenen Dunkel froh bin, ſo kann ich Dir alſo nur ſichtbar werden, wenn Du allein biſt; jedoch werde ich überall in der Ferne Dir folgen, und Du kannſt meines Schutzes gewiß ſein, wenn ich auch nicht ſo glänzende Verheißungen wie die Roſe Dir machen kann. Biſt Du meines Rathes bedürftig, ſo lege die Hand auf Dein Herz und ſprich: »»Nachtigall, erſcheine!««

Nach dieſen Worten entſchwand die Nachtigall im Dunkel des Gebüſches, und erſt als die Sterne am blauen Himmelszelte glänzten, hörte er ihre ſchmelzend ſüßen Töne der fühlenden Bruſt entſchweben, weit die Stille der Nacht mit heiliger Wehmuth erfüllend.

Tage vergingen in träger Einförmigkeit, ohne daß irgend ein Ereigniß die Erwartung Juſſuff's befriedigt

hätte; vergebens hoffte er mit jedem anbrechenden Morgen, ſein ſtilles Leben werde endlich aus ſeinen Ufern treten, ihn in den Strudel des Weltgedränges fortzureißen; vergebens wanderte er nach dem Hain, wo ſeine Genien ihm erſchienen; alles blieb öde und ſtill und ſeine Tage floſſen unbemerkt dahin, wie der Bach, welcher ſich um ſein kleines Beſitzthum ſchlängelte. Nur von ſeinem treuen Hunde begleitet, ging er einſt wieder dem Walde zu und warf ſich dort in das hohe Gras, um ſeinen Träumereien ungeſtört nachzuhängen.

»Bin ich nicht ein Thor!« rief er plötzlich, von einem ſchnellen Gedanken erfaßt, »daß ich mich quäle, wo die Freude meinem Winke gehorchen muß!« und: »Roſe, ich rufe Dich!« tönte von ſeinen Lippen.

Alſobald ſchoß friſches Grün aus dem Boden, und dem Grün entſproß eine Knospe, und die Knospe ſchloß ſich zur herrlichſten Roſe auf. Doch die Roſe fing an, ſich zu verwandeln; zwei dunkle Sterne glänzten zwiſchen den zarten Blättern und formten ſich immer lieblicher; die Thautropfen, welche im Kelche zitterten, reihten ſich wie Perlen an einander, der ſchlanke Stengel bleichte zu Elfenbein, das grüne Laub wölbte ſich in runde Arme, und ein Mädchen ſtand, dicht in Roſaflor verhüllt, vor Juſſuff's erſtaunten Blicken.

»Ich bin die Roſe!« ſprach ſie ſüß lächelnd, »und

werde in Zukunft immer in dieſer Geſtalt Dir erſcheinen. Was verlangſt Du von mir?«

»Ha! was ich verlange,« gab Juſſuff erglühend zurück, »das fragſt Du, nachdem ich mein ganzes Daſein einſam bei meinen Heerden verſchmachtet?«

»Wer wird auch unter Lämmern Befriedigung für ein von Ehrgeiz glühendes Herz erwarten!« lächelte die Roſe; »das Glück wohnt nur in der Welt — oder im eigenen Herzen. Darum verlaß Deine Heerden, wandre nach Oſten, dort wirſt Du Alles finden, was Dein Herz wünſcht.« Eine leichte Wolke umhüllte die Geſtalt der Roſe, und als dieſe endlich in der Luft zerronnen, war das ganze Bild entſchwunden.

Den folgenden Morgen ſchon rüſtete Juſſuff ſich zur Reiſe; als er aber aus der Thür ſeiner Hütte trat, um die ſtillen Räume, wo er als Kind ſo froh geweſen, zu verlaſſen, da überfiel ihn bange Wehmuth, und es war ihm, als müſſe er auch erſt die Nachtigall über ſein Vorhaben um Rath fragen. In demſelben Augenblicke aber ging Algetha, eine Jugendgeſpielin von ihm, vorüber und grüßte freundlich; da er jedoch, in Gedanken vertieft, ihren Gruß nicht bemerkte, ſchalt ſie ihn einen Träumer, indem ſie eine Roſe, welche ſie an

der Bruſt getragen, nach ihm warf. Dies für eine Erinnerung ſeines Schutzgeiſtes nehmend, verließ er ſogleich die Hütte, ohne ſich mehr umzuſehen, obwohl er den Ruf ſeiner Lämmer, die vor der Thür weideten, noch in weiter Ferne hörte.

Immer der Richtung nach Oſten folgend, gewahrte er am dritten Abend ſeiner Wanderung die Kuppeln und Thürme einer großen Stadt, was ſein in ängſtlicher Erwartung ſchlagendes Herz mit Freude erfüllte.

Seine Schritte verdoppelnd, erreichte Juſſuff bald die Gärten, welche zerſtreut um die Stadt lagen und mit ihren vergoldeten Kiosks einen recht maleriſchen Anblick boten; einer derſelben zeichnete beſonders durch Pracht ſich aus, und da ein kleines Seitenpförtchen offen ſtand, wagte Juſſuff, von Neugierde getrieben, ſich hinein, ſorgſam ſpähend, ob Niemand den Eintritt ihm wehre. Da aber kein Menſch weit und breit zu ſehen war, ſo bekam er immer mehr Muth, die prächtigen Springbrunnen und Blumen-Terraſſen in Augenſchein zu nehmen, bis er endlich ermüdet in einer Laube ſich niederließ; doch kaum hatte er einige Minuten geruht, als er plötzlich Stimmen und nahende Tritte vernahm, und da es zu ſpät zu entfliehen war, ſo verbarg er ſich hinter ein dichtes Gebüſch.

»Faſſe Muth, meine theure Gebieterin! vielleicht

geht alles beſſer als Du zu glauben hoffen darfſt,« tönte eine Stimme an des Lauſchenden Seite; und zwei Frauengeſtalten nahmen gerade ihm gegenüber auf einer Moosbank Platz.

»Ach, liebe Wega, Du bemühſt Dich vergebens, einen Strahl der Hoffnung in mir zu erwecken!« lautete die Antwort, »morgen iſt ja ſchon der Tag, welcher über mein ganzes Schickſal entſcheiden ſoll. Daß Niemand im Stande iſt, die drei Fragen des ſchlauen Antares zu löſen, läßt ſich von ſeiner Liſt nicht anders erwarten, und es iſt alſo ſoviel wie gewiß, daß ich dieſem verhaßten Manne meine Hand reichen muß!« Die Stimme, welche dies ſagte, klang ſo unbeſchreiblich ſüß und klagend, daß Juſſuff voll Theilnahme und Neugierde die Zweige zu biegen ſuchte, um das Geſicht der ſchönen Leidenden zu ſehen. Doch das Geräuſch, welches er dadurch verurſachte, erregte die Aufmerkſamkeit ihrer Begleiterin, und den Blick auf das Gebüſch gerichtet, rief ſie: »Laß uns fliehen, meine Gebieterin! die Zweige des Buſches bewegen ſich, hier muß Jemand verſteckt ſein.«

»Es iſt nur der Wind, welcher über die Blätter rauſcht!« entgegnete Jene. »Wie könnte ein Sterblicher über dieſe Mauern ſich wagen, ohne von den Wächtern geſehen zu werden, die, nach Antares Befehl,

Jedem, der nur auf hundert Schritte ihnen zu nahe kommt, das Leben nehmen.«

Obwohl dieſe Aeußerung den Lauſchenden von der Gefahr unterrichtete, in welche er ſich unbewußt begeben, ſo hatte er ſich doch ſchon zu ſehr an dem Klange dieſer melodiſchen Stimme berauſcht, um viel darauf zu achten; als er aber endlich durch eine unmerkliche Biegung der Zweige die Geſtalt ſelbſt ſehen konnte, verlor er beinahe alle Beſinnung, und ein leiſer Ausruf der Verwunderung entfuhr ſeinen Lippen, da ſolch ein vollendentes Ideal weiblicher Schönheit noch niemals ſeinen Blicken begegnet war. Doch zum Glück ſchien ſie zu ſehr mit ihren Gedanken beſchäftigt, während ihre Dienerin ſich bemühte, ſie zu zerſtreuen, daß ſein Ausruf ungehört blieb, und mit verhaltenem Athem horchte er ihren Worten, als ſie wieder in neue Klagen ausbrach.

»Unſeliges Verhängniß!« ſprach ſie — »das mich verurtheilt, Antares meine Hand zu reichen, wenn nicht ein Jüngling ſich findet — der drei ſeiner Fragen zu löſen im Stande iſt. Welcher Sterbliche kann nun wiſſen, daß die Löſung derſelben nur am Himmel zu ſuchen ſei?«

Schon wollte Juſſuff ſein Verſteck verlaſſen, um, zu den Füßen des ſchönen Mädchens ſtürzend, ſie ſeines Beiſtandes zu verſichern, als ein ganzer Zug Scla-

dinnen erſchien, ihre Gebieterin zu dem Baldachin zu begleiten, der ſchon harrte, die ſüße Laſt nach der Stadt zurück zu tragen. Leiſe ſchlich er aus dem nun plötzlich verödeten Garten durch das Seitenpförtchen, das zu ſeinem größten Erſtaunen an der Mauer verſchwand, ſobald er daraus getreten war. Seine Freundin Roſe hier im Spiele glaubend, hoffte er auf ihren Beiſtand bei der Löſung des dreifachen Räthſels, welches — von dem Zauber der Liebe berührt — ſein Herz ganz erfüllte, zumal da er den Schlüſſel ſchon zu haben meinte.

Als er die Stadt erreichte, war es beinahe dunkel geworden, und er hatte Mühe, ein Unterkommen zu finden, denn Fremde aus allen Gegenden, die morgen, um die Hand der ſchönen Alkora zu gewinnen, ihr Leben einſetzen wollten, waren in die Häuſer vertheilt, theils lagerten ſie unter der Sternennacht im Freien.

An die Thür einer kleinen Hütte klopfend, aus welcher er Licht ſchimmern ſah, bat er um ein beſcheidenes Nachtlager, welches ein Greis nach kurzem Bedenken ihm zuſagte.

»Der Raum wird freilich etwas beſchränkt werden,« ſagte derſelbe, Juſſuff eine Matte zurecht legend, »denn ich erwarte heute noch einen lieben Gaſt. Meine

Tochter iſt geſtorben, und da die verwaiſte Enkelin noch zu jung iſt, um ihr kleines Erbe anzutreten, ſo ſoll ſie einſtweilen unter meinem Schutze leben, bis Gott für eine beſſere Stütze ſorgt, als der alte Schedir der früh Verlaſſenen ſein kann.«

Thränen glänzten in den grauen Wimpern des Greiſes, und ſichtlich bewegt, war er beſchäftigt, ein kleines Mahl für ſeine Gäſte zu bereiten, da pochte es leiſe an die Thür. Haſtig öffnete Schedir, und die Erwartete trat, von zwei Männern begleitet, in die Hütte. Freudig und ſchmerzvoll zugleich war das Wiederſehen; denn beide hatten ja gleich viel verloren an der Dahingeſchiedenen, und die heiße Quelle der Thränen floß reich, von der neuerregten Erinnerung aus dem Herzen hervorgerufen.

»O, meine geliebte Geba!« ſprach endlich der Greis, ſeine Augen trocknend, »wie ſo ganz biſt Du das Ebenbild Deiner Mutter geworden! Gleiche ihr auch an Sanftmuth und Herzensgüte, damit die Freude wieder einziehe in die Hütte Schedir's.«

Nachdem der Fittig der erſten Freude und des Schmerzes vorübergerauſcht war, traten auch die beiden Männer vor, den Greis, welcher ſie willkommen hieß, zu begrüßen. Menkar, der ältere, obwohl ſchon

weit in den Jahren vorgerückt, war doch noch rüſtig und hatte etwas Einnehmendes in ſeinen freundlichen Zügen; ſein Sohn Albireo dagegen wich ſcheu jedem begegnenden Blicke aus, und ſein Auge funkelte einen unheimlichen Glanz, wenn es unbemerkt auf einem Gegenſtand verweilen wollte. Man lagerte ſich um ein großes Kohlenbecken, auf welches Schebir wohlriechende Spezereien geſtreut hatte; und bald drehte die Unterhaltung ſich um Familienangelegenheiten, da das neue Verhältniß, in das Geba nun ſich fügen ſollte, Manches zu beſprechen gebot, das für Juſſuff theils unverſtändlich, theils von keinem Intereſſe ſein konnte. Dem jungen Mädchen gegenüber ſitzend, betrachtete er ſie mehr aus Langerweile als aus Theilnahme, und dennoch fand er ſie mit jeder Minute anziehender und lieblicher. War ſie auch nicht der glänzenden Erſcheinung von heute zu vergleichen an Schönheit und Liebreiz, ſo machte das ſchöne ſchwarze Haar, die feinen Züge, das dunkle Auge, noch von den Thränen um die geliebte Mutter in einem feuchten Glanze ſchwimmend, ein ſo anziehendes Bild, daß Juſſuff ſich geſtehen mußte, noch nie ſo viel kindliche Einfalt und Herzensgüte auf dem Antlitze eines Mädchens ausgedrückt gefunden zu haben. Er richtete einige Fragen an ſie, welche ſie mit unbefangener Freundlichkeit beantwortete, und mit

ſteigendem Wohlgefallen pries er innerlich ſein Geſchick, das ihn in dieſer Hütte mit der lieblichen Erſcheinung zuſammengeführt hatte. Doch als er in geſpannter Aufmerkſamkeit dem ſanften Tone ihrer Stimme lauſchte, da fiel die Unterhaltung der Männer endlich auf das Feſt, das morgen gehalten, und an welchem die ſchöne Prinzeſſin Alkora demjenigen zu Theil werden ſollte, welcher, vom Geſchick begünſtigt, drei Fragen löſen würde: ſo hatte es Alkora's Mutter, eine mächtige Fee, bei der Geburt derſelben beſtimmt. Aber nicht leicht war die Aufgabe, denn Jeder, der drei Mal fehl gerathen, ſollte ſo lange in irgend einen Thierkörper verwandelt bleiben, bis der Sieger, über Alkora's Beſitz beruhigt, es für gut finden würde, den Zauber zu löſen.

Plötzlich erkaltet, wandte Juſſuff ſich von der jungen Geba zu dem Erzähler, denn das Abenteuerliche dieſes Wettkampfes eröffnete ſeiner lebhaften Einbildungskraft ein ſo weites Feld, daß der Preis deſſelben als die einzige Bedingung ſeines künftigen Glückes ihm erſchien.

Auch Albireo gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er das gewagte Spiel beſtehen wolle, und Juſſuff's Wangen brannten vor Eiferſucht, wenn er dieſen als den glücklichen Beſitzer des Kleinods ſich dachte.

Doch die Nacht war ſchon weit vorgerückt, und Schedir mahnte Jeden, ſein Lager zu ſuchen, da er ſelbſt, der Ruhe bedürftig, ſich nach dem Segen eines wohlthätigen Schlummers ſehnte. Mit verſchiedenen Empfindungen hatten die Bewohner der Hütte von ihren Matten Beſitz genommen, und der freundliche Wunſch des Greiſes ſchien nicht bei allen in Erfüllung gehen zu wollen, denn der Schlaf läßt ſich nicht von geſchloſſenen Augen täuſchen, wenn hinter denſelben Sorge und Unruhe die Wache halten oder eine Thräne von den Wimpern zerdrückt wird.

Auch Geba, welcher eine beſondere Kammer angewieſen war, konnte heute den treuen Gefährten der Jugend und Unſchuld nicht ſo leicht finden, und erſt nach langen wachen Träumen ſenkte er leiſe den Fittig auf die reinen, dunklen Augen. Aber vergebens beſchworen Juſſuff und Albireo den wohlthätigen Gott auf ihr Lager herab, da ſeine ärgſten Feinde, Eiferſucht und Neid, ſchon von demſelben Beſitz genommen hatten; Jeder fürchtete in dem Andern einen beglückten Gegner zu finden, und ſo warfen ſie ſich denn, von Unruhe und Sorgen gefoltert, hin und her, bis endlich der Gott der Träume ſeinen phantaſtiſchen Mantel über ſie ausbreitete. Doch waren es nicht die goldenen Bilder erfüllter Wünſche, womit er ſo frei-

gebig den Armen beſchenkt, was er ihnen in ſeinem Zauberſpiegel zeigte; ſondern hohnlachend verdoppelte er die ſelbſtgeſchaffenen Qualen, mit welchen ſie in ſein Reich gedrungen waren.

Juſſuff ſah ſich im Beſitze der ſchönen Alkora, allein ſein Nebenbuhler, in einen Adler verwandelt, kämpfte mit ihm um die ſchöne Beute, und führte ſie endlich im Triumphe durch die Lüfte davon; auf einem Felſen, wo er ausruhen wollte, entſank ſie ihm jedoch wieder und ſtürzte von Klippe zu Klippe zerſchellend in das Meer. Ihr Angſtruf drang zu Juſſuff's Ohren, und als er verzweifelnd die ſchöne Leiche aus den Fluthen holte, da war es Geba, welche er bleich und entſeelt in den Armen hielt, und Alkora ſah er hoch auf dem Felſen mit Albireo Hand in Hand ſtehen, in lautes Lachen über ſeine Täuſchung ausbrechend. Da ertönte die ſüße Stimme der Nachtigall aus dem nahen Gebüſch, ihm Troſt und Beruhigung in das Herz ſingend; doch Juſſuff, zu ſehr von Schmerz und Wuth entbrannt, um für ihren heilenden Balſam empfänglich zu ſein, verſcheuchte ſie durch einen Steinwurf. »Roſe, Roſe! Dich rufe ich!« ſprachen unaufhörlich ſeine Lippen, und als ſie endlich zögernd erſchien, da drückte ſie ihre Dornen verwundend in ſeine ausgeſtreckte Hand, daß er mit einem lauten Schrei erwachte.

Kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn, als er ſich emporrichtete, und da die Sonne aufgegangen war, ſo verließ er eilig die Hütte, um ſich in der Morgenluft von ſeinen ängſtlichen Träumen zu erholen. Albireo ſaß ſchon unter einem Baume und, wie es ſchien, in tiefes Sinnen verloren, denn er bemerkte den Kommenden nicht eher, bis er neben ihm ſtand, und verächtlich beantwortete er deſſen Gruß mit einem leichten Kopfnicken. Schweigend betrachtete Juſſuff die Züge des Jünglings, die, nichts weniger als ſchön, ihm ſo große Beſorgniſſe eingeflößt hatten, und er mußte nun, im Bewußtſein ſeines Werthes, ſeine kindiſche Furcht von geſtern belächeln.

Nachdem Juſſuff für die freundliche Aufnahme dem alten Schedir gedankt und von Geba kurzen Abſchied genommen, entfernte er ſich, um ungeſtört ſein Vorhaben überdenken zu können. Die Einſamkeit ſuchend, war er immer tiefer in einen Hain gerathen, der nahe an der Stadt lag; und die heilige Stille, welche hier herrſchte, war ganz geeignet, einen Entſchluß zur Reiſe zu bringen. Alkora's Beſitz, mit Glanz und Reichthum verbunden, winkte ſo verlockend aus der Ferne, daß es ihm nicht zu viel gewagt ſchien,

ſein Leben als Menſch auf das Spiel zu ſetzen; und dennoch marterte ihn der Gedanke, nicht als Sieger den Kampfplatz zu verlaſſen, und von der Gnade ſeines Gegners abhangend, den Reſt ſeiner Tage, der Sprache beraubt, in dem Körper eines Thieres verſchmachten zu müſſen. Da ertönte die Stimme der Nachtigall durch die lautloſe Stille des Haines, und Wehmuth zog ein in Juſſuff's Herz, als er ihrem ſüßen Geſange lauſchte.

»Du haſt mich zwar nicht gerufen,« ſprach ſie nach geendetem Liede, »aber Deine Stimmung begünſtigt mein Annähern, deshalb will ich Dir meinen Rath ertheilen, in einer Sache, von der Deine ganze Zukunft abhängt. Entſage Deinem Wunſche, Alkora zu beſitzen, denn wird ſie auch Dir zu Theil, Glück wird nie aus dieſer Verbindung entſtehen, da Deine Stirn, nicht für ein Diadem geſchaffen, erliegen wird unter dem Drucke der Perlen, die ſich in Thränen, und der Diamanten, die ſich in glühendes Feuer der Reue verwandeln werden. Dagegen liebt Geba Dich; wie Du unter Lämmern und Gazellen groß geworden, kann ſie Dir zwar kein Leben voll Glanz und Herrlichkeit bieten, aber ihr treues Herz bürgt für ſtilles Glück, und Friede wird bis zum Ende Deiner Tage der ſtete Gefährte Eurer Liebe ſein.«

»Wie, Geba das freundliche Kind fühlt Liebe für mich?« ſprach Juſſuff, nachdem die Nachtigall ihn verlaſſen, »doch füllt dieſe Liebe den Raum aus, welchen mein Geiſt durchfliegen möchte? Nimmermehr kann ich ungekannt von der Welt ein ödes Daſein verhauchen, wo ein Tag dem andern gleicht!«

»Thor! wer verlangt auch dies?« lispelte eine Stimme, und die Roſe ſtand in aller Frühlingspracht ihrer blendenden Schönheit neben ihm. »Du biſt wirklich ein Träumer, der ſich ſelbſt mit überflüſſigem Zweifel quält!« fuhr ſie mit einem leichten Lächeln des Spottes fort, »nachdem Du Deine Heimath verlaſſen, um das Glück zu ſuchen, welches nicht gern in niedere Hütten einkehrt, nachdem Du für die ſchöne Alkora in Liebe entbrannt, willſt Du nun auf halbem Wege wieder umkehren; da es der Schweſter Nachtigall, die, in dunklen Büſchen verkrochen, wenig von den Freuden der Welt weiß, und in ihrer ſtillen Einſamkeit Alles nur im trüben Lichte zu ſehen gelernt hat, einfällt, ihre düſtere Stimmung auf Dich überzutragen. Wüßte ich nicht, welch' kühner Ehrgeiz in den Tiefen Deines Herzens ſchlummert, der werth iſt, Dich Deinem bedeutungsloſen Hirtenleben zu entreißen, ich würde ſchon lange ganz ihrer Leitung Dich überlaſſen haben und ſchweigend zuſehen, wenn Du an der

Hand der armen Geba wieder umkehreſt, um Deiner Heimath zuzuwandern, und in der ſtillen Hütte Deiner Kindheit die Einförmigkeit des Hirtenſtandes einem Leben voll Macht, Ruhm und Glanz vorzuziehen.«

»Du haſt Recht,« ſprach Juſſuff, »ich wäre ein Thor, wollte ich jetzt noch rückwärts gehen! Doch wie löſe ich jene inhaltſchweren Fragen?«

»Ich darf Dir nur rathen,« entgegnete die Roſe, »und meiner Handlungsweiſe ſind Schranken vorgezeichnet, die ich nicht überſchreiten darf. Wage! nur dem Kühnen, nicht dem Zagenden iſt das Glück unterthan.« — Nach dieſen Worten war die Roſe entſchwunden, und mit feſtem Entſchluſſe, das gefährliche Abenteuer zu beſtehen, eilte Juſſuff der Stadt zu, da die Sonne ſchon hoch ſtand und die entſcheidende Stunde nicht mehr ferne war.

Auf einem glänzenden Throne, mit Perlen und Edelſteinen überſäet, ſaß Antares, mit düſtern Blicken die Menge überſchauend, welche den weiten Platz erfüllte, um Zeuge ſeines Sieges oder Unterganges zu ſein. Ihm zur Rechten ſaß Alkora in ſiebenfache Schleier verhüllt, wodurch man gehindert war, zu ſehen, auf welchen Jüngling ſie ihre Hoffnung ſetzte;

denn die Bewerber ſtanden zur linken Seite des Thrones, in drei Reihen aufgeſtellt. Juſſuf und Albireo befanden ſich unter den Erſten.

Lautloſes Schweigen herrſchte im ganzen Kreiſe, und in geſpannter Erwartung ſah die Menge dem Ausgange der verhängnißvollen Stunde entgegen. »Dem Willen und Ausſpruche der Mutter Alkora's zufolge,« begann Antares, das Schweigen brechend, »wird mir nur dann deren Beſitz, wenn Niemand ſich findet, der drei meiner Fragen zu löſen im Stande iſt. Heute iſt nun der Tag, an welchem dieſe Bedingung erfüllt werden ſoll; und der köſtliche Preis, welcher mir dann zu Theil wird, ſteigert meine Ungeduld, den laſtenden Zwang zu brechen und ungeſtört ſeines Beſitzes mich freuen zu können. Tretet daher näher, damit das Ohr die Rede ungetheilt vernehme.« Mit geringſchätzendem Lächeln machte er ein leiſes Zeichen mit der Hand, worauf die Bewerber einen Halbkreis um den Thron ſchloſſen.

»Ehe ich Alkora meine Hand reiche,« begann Antares, »bin ich gezwungen, eine weite Reiſe zu unternehmen. Kein Haus, kein Baum, kein lebendes Geſchöpf werde ich auf dieſem weiten Wege antreffen, und dennoch wandeln unzählige Geſchöpfe mit mir dieſelbe Straße, bis endlich am Ziele meiner Fahrt die

Bahn ſich theilt; doch ein Vogel vereinigt die getrennten Pilger, und ſchweigend wandeln ſie dem gemeinſamen Orte zu, wo eine Jungfrau, in ewiger Schönheit und Jugend ſtrahlend, ſie liebreich empfängt. Wie heißt dieſer Weg? wer ſind die Pilger, die mit mir gehen? und welches iſt das Ziel meiner Fahrt?« — Tiefe Stille herrſchte im ganzen Kreiſe, die kein Menſch durch einen Athemzug zu unterbrechen wagte.

Da trat ein Jüngling mit keckem Muthe hervor und denkend, die Löſung gefunden zu haben, ſprach er: »Der weite Weg, wo kein Haus, kein Baum, kein lebendes Geſchöpf zu finden iſt, welches ſich eine Hütte bauen könnte, iſt ſicher das weite Meer, die Pilger, welche mit Dir wandeln, ſind die Bewohner deſſelben, und das Ziel Deiner Fahrt iſt das Land jenſeit des unendlichen Waſſerſpiegels, von dem die Sage ſchon ſo fabelhafte Gerüchte verbreitet.«

Ein Zug triumphirender Schadenfreude zuckte um Antares Lippen, und indem der Redner, ungewiß, ob er richtig gerathen, einen Schritt näher vortreten wollte, ſtreckte ſein Leib wellenförmig ſich aus, die Augen drehten funkelnd ſich in ihren Kreiſen, der Hals ſchwoll giftig an, und in eine ungeheure Schlange verwandelt, ſtürzte ſie ziſchend durch das ſcheu zurückweichende Volk dem Ufer des nahen Stromes zu.

Ein leiſes Geflüſter des Schreckens lief durch die Verſammlung, als der zweite Jüngling vortrat, in freudiger Hoffnung nach Alkora blickend, gleichſam, als wolle er durch ihre ſiebenfache Verhüllung einen Zug der Schönheit erſpähen, um ſich daran für ſein gefährliches Beginnen zu ſtärken.

»Der Weg,« nahm der zweite Jüngling nach kurzem Zögern das Wort, »iſt ſicher die endloſe Sandwüſte, welche hinter unſern Bergen ſich ausbreitet, die Pilger, welche Dich begleiten, ſind Deine Gedanken, welche ſehnſuchtsvoll auf halbem Wege von Dir ſich trennen und immer der ſchönen Braut zueilen, welche vielleicht die Taube als Bote der Liebe ihnen entgegenſchickt; doch das Ziel Deiner Fahrt kann nur der Brunnen ſein, von dem die Sage geht: daß ſein Waſſer die Kraft beſitze, Unſterblichkeit zu verleihen.«

Ein verächtliches Lächeln ſchwebte über Antares Züge; ſein Geſchick ahnend, ſtreckte der Jüngling angſtvoll die Arme aus, die mit Federn ſich bekleideten, der hülfeflehende Mund krümmte ſich zum Schnabel, und als Falke verwandelt ſchwang er ſich empor, lange noch in der Luft den Platz umkreiſend, welchen er mit ganz andern Hoffnungen betreten hatte.

Die Reihe kam nun an Albireo; doch wankend in ſeinem Entſchluſſe, ließ er gern Juſſuff den Vor-

rang, da dieſer ſeine Ungeduld nicht länger bezähmen konnte, ſein Schickſal entſchieden zu ſehen. Alkora, welche bisher theilnahmsloſe Zuſchauerin war, beugte ſich zu ihrer Dienerin herab, und es ſchien, als theile ſie dieſer Beſorgniß oder Freude mit. Juſſuff, welchem dieſe Bewegung nicht entging, legte ſich dieſelbe zu ſeinem Vortheile aus, und mit erhöhtem Muthe fing er zu ſprechen an: »Der Weg, welchen Du zu durchreiſen haſt, iſt ſicher kein anderer als die Milchſtraße am unendlichen Himmel; die Pilger, die mit Dir wandeln, ſind die Sternbilder des Perſeus, Kameelopards, Stiers, des Fuhrmanns, der Zwillinge und des Centaurs; hier theilt die glänzende Sternenſtraße ſich in zwei Arme, und während der eine durch den Adler, Pfeil und Fuchs, durch den Bogen des Schützen geht, durchmißt der andere den Skorpion, Schlangenträger, die Schlange und den Kopf des Fuchſes; der Schwan iſt der Vogel, welcher die Getrennten wieder vereinigt, denn in ſeinem öſtlichen Flügel verbinden die beiden Straßen ſich wieder, und Kaſſiopeia iſt die liebliche Jungfrau, welche die Pilger empfängt; doch das Ziel Deiner Fahrt kann nur der Skorpion ſein, denn giftig wie Er, frohlockt nur Dein Herz beim Untergange Deines Nebenmenſchen und fühlt ſich glücklich, die Macht zu beſitzen, ſchaden zu können.«

Schon bei den erſten Worten Juſſuff's erbleichte Antares, und zitternd wie das Laub der Espe ſaß er auf ſeinem Throne, als ein Bild des Jammers; doch als dieſer geendet, da fing er nun an, ſich zu verwandeln, und als ein ungeheurer, grauenhafter Skorpion erhob er ſich von ſeinem Sitze, als wolle er vernichtend unter das Volk ſich ſtürzen, um an dieſem den Schmerz ſeines Unglücks zu kühlen; doch eine Wolke ſenkte ſich herab, und ihn in ihre trüben Schleier verhüllend, ſtieg ſie langſam mit ihrer Laſt empor zum weiten Himmelszelt, wo er als Ziel ſeiner Fahrt in dem Sternbilde des Skorpions, als Herz deſſelben, einen Wohnplatz fand.

Mit Jubel ward Juſſuff vom Volke als Sieger begrüßt, und auch Alkora lispelte ſüße Worte des Dankes ihm zu, da er, Antares Platz einnehmend, die Stufen des Thrones beſtieg. In alle Rechte ſeines Vorgängers eingeſetzt, wurde er ſogleich als König ausgerufen und ſein Herz ging in Entzücken auf bei der allgemeinen Huldigung, wo ſein ſtolzer Ehrgeiz ſo reiche Nahrung fand, daß nichts mehr fehlte, das Maaß ſeines Glückes voll zu machen, als der Tag, an welchem Alkora ihm auf ewig angehören ſollte. Doch

auch dieſer war nicht mehr fern, und wenn Juſſuff an der Seite ſeiner reizenden Braut, von allem Glanze und der Hoheit ſeiner Königswürde umgeben, den zauberiſch ſchönen Garten, wo er ſie zum erſten Mal geſehen, durchwandelte, wenn ihr wonniges Liebesgeflüſter ſein Herz berauſchte, da riefen oft alle Stimmen ſeines Innern: »Roſe! Du haſt Wort gehalten, wie danke ich Dir mit aller Kraft meiner Seele!«

Neun Mal war die Sonne in das Meer geſunken, indem ihre vergoldenden Strahlen das glückliche Brautpaar beſchienen, das auf dem weiten Ocean der Liebe ſchiffend, die ganze Welt um ſich entbehren zu können glaubte; am zehnten ſtieg ſie mit allen Roſen und Feuerlilien geſchmückt, die jemals ihr Haupt umſtrahlt, aus dem Meere empor, den heißerſehnten Vermählungstag zu beleuchten.

Unzähliges Volk ſtrömte herbei, um den glänzenden Feſten beiwohnen zu können, und Juſſuff wandelte durch die Reihen der Neugierigen auf blumenbeſtreuten Pfaden zu den Hallen des Tempels, wo er die Braut aus den Händen des Prieſters empfing. Im ſeligen Bewußtſein: Alles, was jemals ſeine Phantaſie ihm als wünſchenswerth vorgemalt hatte, erreicht zu haben, überſchaute er auf dem Rückwege, an der Seite ſeiner jungen Gattin, die bunte Menge, und freute

ſich, auf allen Mienen Theilnahme ſeines Glückes zu leſen; da begegnete ſein Blick zwei thränenerfüllten Augen, die traurig ſich ſenkten, als ſie ſich von ihm bemerkt wußten. Es war Geba; zum Lächeln ſich zwingend, leerte ſie haſtig, ihre Verlegenheit zu bergen, den Reſt der Blumen aus ihrem Körbchen, ſie auf den Weg ſtreuend. Eine weiße Blume blieb an Juſſuff's Mantel hängen, und als er ſich beugte, ſie abzulöſen, hielt er ein Schneeglöckchen in der Hand. »Woran mahnſt Du mich?« rief er, die bedeutungsvolle Blüthe betrachtend, die es wagte, den erſten Schatten auf ſein Glück zu werfen; doch die Spenderin derſelben war im dichten Gedränge der Menge entſchwunden, und Juſſuff vergaß bald im Taumel ſeines Glückes auch Beide.

Feſte reihten ſich an Feſte, und als endlich Juſſuff, derſelben überdrüſſig, ſich nach einem Wechſel ſehnte, da fand er ein weites Feld für ſeinen unruhigen Geiſt, denn die ernſten Sorgen der Regierung brachten ihm täglich Gelegenheit, ſeine Stirn mit Ruhm zu krönen.

Eine neue Ordnung im Lande einführend, dachte Juſſuff darauf, Sitten und Gebräuche, welche auf Vorurtheile ſich gründeten, abzuſchaffen und ſein Reich durch einen Krieg mit den Nachbarvölkern zu vergrößern.

Doch nicht ſo leicht war die Ausführung dieſes Planes, denn ein Volk hängt immer mit Liebe an den Gewohnheiten ſeiner Voreltern, und die erſte Kluft dehnte ſich zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen aus, als kaum der Mond ſich noch drei Mal ſeit ſeiner Regierung gefüllt hatte. — »Wie? die älteſten Sitten, welche, durch Gewohnheit geheiligt, den Segen unſerer Väter auf die Enkel übertragen, denkt der Fremdling umzuſtürzen, um allein ſeinem Willen uns zu beugen!« ſprachen die Greiſe unter einander; »der Fremdling, der, ſelbſt aus dem Staube entſproſſen, vor kurzer Zeit noch ſeine Heerden hütete, und nur von einer Laune des Glücks auf einen Thron erhoben wurde! Nimmermehr dürfen wir das zugeben, ſo lange noch ein Tropfen Blut für das Vaterland in unſern Adern wallt.«

Dieſe Stimmung theilte ſich auch bald den Jüngern mit, und das Volk, welches im verblendeten Taumel ihm Blumen geſtreut, ſah nun nur den ehrgeizigen Abenteurer in ihm, der, den Hirtenſtab wegwerfend, durch Liſt ſich den Scepter zu erringen gewußt hatte.

Nicht lange konnte dieſe Stimmung für Juſſuff ein Geheimniß bleiben, und er glaubte, nur durch ein Beiſpiel der Strenge dem Ausbruch der Gährung begegnen zu können, was ihm aber immer mehr die Herzen des Volkes entfremdete. Seufzend erkannte er die

Unbeſtändigkeit des Glücks, und daß die Verheißungen der Roſe nicht ohne Dornen in Erfüllung gegangen waren; doch in der Hoffnung, daß die Stürme würden vorüberziehen, fand er ja immer reiche Entſchädigung in Alkora's Liebe, und wenn auch drohende Wolken ſich an ſeinem Himmel aufgethürmt hatten, ſo ſtrahlte der heiterſte Sonnenblick eines Maitages aus ihren Augen.

Mit Entwürfen beſchäftigt, das Ungewitter von ſeiner wankenden Krone abzuwenden, ſaß Juſſuff an der Seite Alkora's, die, von ihren Frauen und Sclavinnen umgeben, durch Geſang und Saitenſpiel die trübe Laune des Gatten zu erheitern ſuchte; als ihr dies in etwas gelungen, und die düſtern Züge durch ein freundliches Lächeln erhellt wurden, da faßte ſie ſchmeichelnd ſeine Hand, ihn um die Gewährung einer Bitte erſuchend.

»Wenn es in meiner Macht liegt,« ſprach Juſſuff, »ſo ſchwöre ich Dir bei unſerer Liebe, daß Dein Anliegen erfüllt werden ſoll.«

Ein Strahl der Freude leuchtete aus Alkora's Augen, und mit bebender Stimme ſagte ſie: »Du weißt, mein theures Leben! wie ſelig, wie unausſprechlich glücklich Deine Liebe mich macht, und dennoch ſetzeſt Du kein Vertrauen in mich; denn Etanin und Alte-

ramin ſchmachten noch immer, als Schlange und Falke verwandelt, ihrer Erlöſung vergebens entgegen. Dies ſchmerzt mich, da Du wohl weißt, daß der Zauber nur ſo lange dauern ſoll, als irgend ein Zweifel in meine Treue obwalten könnte, und ich fordere die Löſung desſelben als einen Beweis Deines Vertrauens; auch ſind ja die beiden armen Verwandelten die Söhne des benachbarten Königs, und ihre Dankbarkeit könnte Dir bei Dämpfung der Unruhen vielleicht von Nutzen ſein.«

Eine Wolke zog über Juſſuff's Stirn; doch ſeines Schwures gedenkend, entgegnete er: »Deine Bitte ſoll erfüllt werden. Doch ſprich! wie löſe ich jenes geheimnißvolle Band, das dieſe Jünglinge an die Thierwelt gefeſſelt hat?«

»Nichts leichter als das!« ſagte Alkora erfreut, »drei Nächte hinter einander gehſt Du in der Mitternachtsſtunde bei klarem Mondenſchein auf den Berg Achenar, wirfſt jedesmal die Feder eines Falken und den Zahn einer Schlange in die Quelle desſelben und rufſt: »»Zauber, löſe dich, auf daß Etanin und Alteramin ihre Geſtalt wieder erhalten!««

Die folgende Nacht ſchon brach Juſſuff mit einem großen Gefolge nach dem bezeichneten Berge auf, da Alkora einen hohen Werth auf die Gewährung ihrer Bitte zu legen ſchien. Daſelbſt angelangt, ſah er einen

Falken auf der Spitze eines Felſens ſitzen, welchen er für einen der beiden unglücklichen Prinzen hielt; auch eine Schlange rauſchte ziſchend durch das hohe Gras, und Juſſuff fühlte ſchon die Luſt, den Zauber mit ſeinem Schwerte zu löſen, wenn nicht der geleiſtete Schwur ihn gebunden hätte. Er that alſo, wie Alkora ihn geheißen, wobei der Falke in hoher Luft ſein Haupt umkreiſte und die Schlange ſich aufrichtete, als wollte ſie auf ihren Retter ſich ſtürzen. Auch die folgende Nacht wiederholte Juſſuff die Entzauberungsformel, und als er den dritten Tag ſchon bei Sonnenuntergang aufbrach, um des weiten Weges willen die Roſſe nicht zu ſehr zu ermüden, da faßte ein Mädchen den Zügel ſeines Pferdes, als er kaum die Thore der Stadt im Rücken hatte, und bat, ihr ein paar Minuten Gehör ohne Zeugen zu ſchenken.

»Wie, Geba! was kannſt Du mir zu ſagen haben?« ſprach Juſſuff, ſeinem Gefolge einen Wink gebend, und als dieſes in gemeſſner Entfernung hielt, nahm Geba, ſichtbar von innerer Angſt und Zweifel gefoltert, das Wort und ſagte: »Vergib mir, mein König und Herr! daß ich in Deine Nähe mich dränge, aber nur die Sorge um Dein Leben gab mir die Kraft zu einem Schritte, welchen ich unter minder bedrohenden Umſtänden nie gewagt haben würde. Nimm mor-

gen den Becher aus den Händen Alkora's nicht an, er iſt vergiftet! Albireo, mit welchem ſie in geheimem Einverſtändniß lebt, wird ihr heute Nacht die Kräuter in den Garten bringen, die Dir den Tod geben ſollen; Deinen Namen hörend, wurde ich aufmerkſam und belauſchte ihn, als er mit ſeinem Vater Menkar dieſelben im Walde ſuchte.«

Da funkelte Juſſuff's Auge von Zorn entbrannt, und mit donnernder Stimme rief er: »Wie, Geba, ſo weit treibt Dich Deine blinde Leidenſchaft, welche für mich kein Geheimniß iſt, daß Du es wagſt, die Tugend der Königin anzutaſten, um ſie eines Mordes und der Liebe zu einem an Häßlichkeit gränzenden Menſchen zu verdächtigen? Danke es dem Zufalle, der unter Deiner Hütte gaſtlichem Schutze mich einſt ein Obdach finden ließ, daß nicht die Hufe meines Roſſes zermalmend Dich zertreten.« — Und weit flog der ſchäumende Renner mit ſeiner königlichen Laſt über die ſandige Ebene dahin, daß nur eine Staubwolke die Richtung ſeines Laufes der armen Geba verkündete, die wie vernichtet in die weite Ferne ſtarrte.

Mitternacht war vorüber; Etanin und Alteramin hatten durch den löſenden Zauber ihre menſchliche Geſtalt wieder erhalten, und ſchweigend, in trübes Ein-

nen verloren, nahm Juſſuff die Ausbrüche ihrer Dankbarkeit auf. Ohne Raſt ſich zu gönnen, befahl er, den Rückzug ſogleich anzutreten, während er ſelbſt allein voraus eilte, und bald den beſorgten Blicken ſeines Gefolges entſchwunden war. An der Pforte des Gartens angelangt, ließ er ſein Roß auf dem Raſen weiden und betrat leiſe die duftigen Gänge, die ſo oft die ſtillen Zeugen ſeines Glückes waren. Alles lag in lautloſem Schweigen, und ſchon athmete ſeine beklommene Bruſt freier, da ein laſtender Gedanke ſich von ſeinem Herzen zu wälzen ſchien, als ein leiſes Geflüſter ſein Ohr berührte und die rothen Lebenswellen wieder ſtokkend zu ihrer Quelle zurücktrieb. Einer Bildſäule gleich ſtand er, die Hand nach ſeinem Schwerte ausgeſtreckt, denn Alkora ſaß mit Albireo auf derſelben Moosbank, auf welcher er zum erſten Male ſie geſehen, und daſſelbe Gebüſch verbarg den mit ſo ganz andern Empfindungen Lauſchenden.

»Der Thor!« lachte Alkora in fröhlichem Muthwillen, »ließ richtig ſich bereden, drei Nächte nach dem Berge Achenar zu wandeln, um uns ein ungeſtörtes Glück zu bereiten; morgen ſoll er aber auch einen kühlenden Trunk aus meiner Hand dafür erhalten. Du haſt doch die Kräuter mit gebracht?«

»Gewiß!« entgegnete Albireo, »wie könnte ich dieſe

vergeſſen haben, wo die Vollendung meines Glückes allein von ihnen abhängt!«

Und wie damals mahnte Wega, welche in geringer Entfernung ſtand, die Gebieterin, zu fliehen, indem ſie ein leichtes Geräuſch im Gebüſche vernommen zu haben wähnte; doch Alkora hörte nicht auf die warnende Stimme, da ſie dem Geliebten noch ſo viel zu ſagen hatte, und erſt nach langer Unterredung konnte ſie zur Trennung ſich entſchließen. Seines Schmerzes nicht länger Meiſter, ſtürzte Juſſuff, wie der gereizte Löwe auf ſeine Beute hervor, und ſein kaltes Eiſen würde die treuloſe Bruſt durchbohrt haben, wenn nicht, durch eine unbekannte Macht gelähmt, plötzlich der ſtarke Arm ſeiner Kraft beraubt geweſen wäre.

»Wahnſinniger! was beginnſt Du?« rief eine Stimme, und die mächtige Fee Algomeiza, Alkora's Mutter, ſtand zwiſchen ihnen. Schmerz und Zorn malte ſich in ihren Zügen, doch Juſſuff mit ihrem Stabe berührend, ſprach ſie: »Verblendeter! Du wagſt es, in des Himmels Rechte greifen zu wollen! wo Du durch Dein ungemeſſen ehrgeiziges Streben ſelbſt ſeinem Strafgerichte verfallen biſt? Doch wehe mir!« fuhr ſie, zu Alkora gewendet, fort, »daß ich dieſen Tag erleben mußte! Deine Seele hat der Gedanke des Mordes befleckt und in ein reißendes Thier verwandelt,

ſollteſt Du die ſchwere Schuld büßen, wenn mein heißen Flehen nicht die geheimnißvollen Mächte zum Erbarmen geſtimmt hätte, Deine Strafe in Verbannung zu mildern. Lebe fortan im Sternbilde des Bären und erkenne dankbar der Mutter Hand, die größere Züchtigung von Dir abwandte. Du, Albireo! ſollſt in ewig ungeſtillter Sehnſucht im Sternbilde des Schwans den Himmel durchziehen, da Du ſo willig der Stimme der Verführung Dein Ohr geliehen haſt. Wega, die Vertraute dieſes ſtrafwürdigen Verhältniſſes, wird Dir im Sternbilde der Leier zur Seite ſtehen.« — Nach dieſen Worten umhüllte eine glänzende Wolke die ganze Gruppe, und langſam ſich empor zum dunklen Himmel hebend, entſchwand ſie endlich aus Juſſuff's Blicken.

Drei Mal hatte die Sonne ihr glühendes Antlitz in das Meer getaucht, ſeit Juſſuff, in dumpfes Hinbrüten verſunken, eine Beute des nagendſten Kummers blieb. Mit Alkora war das letzte Band zwiſchen ihm und dem Volke zerriſſen, und er fühlte, daß auch der kurze Traum von Purpur und Krone bald in Nebel zerfließen würde; doch wollte er kämpfend untergehen, und als man ihm die Nachricht brachte: daß Prinz Alhajoth, der eigentliche Erbe des Landes, der bisher von Algomeiza im Verborgenen gehalten wurde, um

ihrer Tochter den Thron zu ſichern, von dem größten Theile des Volkes mit Jubel empfangen, zurückkehre, da ſammelte er die wenigen Getreuen, welche ihm geblieben, um ſich fechtend einen Weg zu bahnen oder einen rühmlichen Tod im Schlachtgewühle zu finden. Allein noch hatte er ſeinen Pallaſt nicht verlaſſen, als ſchon das wilde Geſchrei des Volkes wie brauſender Meeressturm die Mauern deſſelben umtönte, und einzelne Stimmen forderten das Blut des Kronräubers, der mit ſo furchtbarer Strenge den Scepter über das Land geſchwungen. Mit Mühe gelang es Juſſuff, ſich durch ein Seitenpförtchen in den Garten zu retten, wo er aber gegen den Abend entdeckt und vor den rechtmäßigen König gebracht wurde, welcher ihn in den Kerker werfen ließ. Zu ſehr hatte das Unglück auf ſein Gemüth geſtürmt, um einem ruhigen Nachdenken den Eingang zu geſtatten; und in wilder Verzweiflung rief er die Roſe, ſie mit Vorwürfen überhäufend. An den dumpfen Wänden ſeines Gefängniſſes verhallten aber ſeine Worte ungehört, und erſt nachdem er lange vergeblich gewüthet, tönte die Stimme der Roſe aus weiter Ferne: »Warum rufſt Du mich? Das Schneeglöckchen ſteht an Deiner Seite! Zu ſehr widerſtreben die Mauern, welche Dich umſchließen, meiner Natur, als daß ich Dir ſichtbar werden könnte.«

»Trügeriſches Weſen!« gab Juſſuff zurück, »weshalb verlocktest Du mich in den Abgrund, um mich nun dem Verderben treulos zu überlaſſen?«

Da lachte die Roſe laut auf, und ſie ſagte: »Wer hieß auch den Becher in wenigen Zügen Dich leeren, der Dein halbes Leben hätte reichen ſollen? Warum bauteſt Du in blindem Glauben auf die ſchöne Hülle eines Weibes, ohne ihr Herz geprüft zu haben? Ich führte Dich die Bahn des Glücks, doch wie ein eigenſinniges Kind entlieſſt Du auf halbem Wege meiner Obhut, und es iſt Deine eigene Schuld, wenn die Wunde vom Falle Dich ſchmerzt.«

In troſtloſer Betäubung das Ende ſeines Schickſals erwartend, kroch die Zeit ſo ſchnell wenn Freude ihren Lauf beflügelt, in träger Eintönigkeit für Juſſuff dahin, und kein Laut der Klage verrieth den finſtern Wänden mehr, was in ſeinem Innern vorging.

Es mochte wohl Nacht außen ſein, denn die Stille um ihn war wo möglich noch lautloſer, als leiſe die Thür ſeines Kerkers geöffnet wurde und ein Knabe mit einem düſter flackernden Lämpchen hereintrat. »Mich ſendet Etanin,« ſprach er, »Dich zu retten, indem er dadurch ſeine Schuld an Dir zu tilgen hofft; doch eile, zugemeſſen iſt die Zeit, welche Dein Entkommen begünſtigt, um ſie im Hinzaudern nutzlos verſtreichen zu laſſen.«

Ohne Juſſuff's Antwort abzuwarten, löſte er die Ketten, und ſeine Hand erfaſſend, führte er ihn durch dunkle Gänge in das Freie.

»Halte Dich nur immer an des Waldes Saum,« ſprach der Knabe, als ſie auf eine kleine Anhöhe gekommen waren, »und Du wirſt ſicher Deine Heimath erreichen.«

»Kann Etanin mir keine Freiſtätte gewähren?« rief Juſſuff, von tauſend Gefühlen bei der Erinnerung an das Land ſeiner Kindheit bewegt.

»Alteramin,« entgegnete ſein Führer, »hat den Dienſt vergeſſen, welchen Du ihm geleiſtet, Du wärſt nicht ſicher dort.«

»So nimm meinen Dank!« ſagte Juſſuff, dem Knaben die Hand zum Abſchiede reichend, doch in demſelben Augenblicke trat der Mond hinter verhüllendem Gewölke hervor, und der Ausruf: »Wie, Geba! Dir danke ich mein Leben?« entfuhr ſeinen Lippen. Mit Leidenſchaft ergriff er des edlen Mädchens Hände und flehte, nachdem ſie ihn aus des Kerkers Nacht gerettet, nicht wieder den finſtern Mächten ihn Preis zu geben, ſondern als eine ſchützende Gottheit durch des Lebens Irrwege ihn zu führen. Allein Geba ſchüttelte traurig das Haupt, und ſeinem Arme ſich entwindend, entſchwand ſie im Dunkel der Nacht ſeinen Blicken.

»Es war nur Mitleid,« ſeufzte Juſſuff, »das ſie zu meiner Rettung bewegte! Die Flamme der Liebe habe ich ſelbſt in raſender Verblendung aus ihrem Herzen gelöſcht.«

Weit hatte der Himmel ſeinen blauen Sternenmantel um die Erde gebreitet, als Juſſuff nach dreitägiger Wanderung ſeine Hütte erreichte; alles zeugte ein verödetes Anſehen; die Blumen ſeines Gartens wurden von üppig wucherndem Unkraut erdrückt, und die Heerde war zerſtreut und von wilden Thieren zerriſſen; Orion, ſein treuer Hund, lag todt auf der vereinſamten Schwelle, das ſtarre Auge nach dem Wege gerichtet, auf welchem ſein Herr ſich entfernte, als habe er ſterbend noch ſeine Rückkehr gehofft.

So wie der Regen das Furchtbare des Gewitters löſt, wenn rollender Donner der Erde mit Vernichtung droht, ſo löſten Thränen die Gewalt des Schmerzes, welcher in Juſſuff's Herzen ſich aufgethürmt hatte, und bitterlich weinend ſetzte er ſich vor die Thür der Hütte.

Als er ſich ausgeweint hatte und mit erleichtertem Herzen zum Himmel emporblickte, da ſtrahlten alle Bilder der Vergangenheit in einem veränderten Lichte ihm entgegen. Kalt, als habe er in der Schule des Unglücks jeder Regung des Herzens entſagt, glänzte Antares im Sternenbilde des Skorpions, während Alkora mit trau-

rigem Schimmer vom Halſe des Bären auf Juſſuff her=abſchaute, als wolle ſie das angethane Unrecht ihm ab=bitten; auch Albireo zog leuchtend, an die Bruſt des Schwanes geſchmiegt, durch die Milchſtraße von der warnenden Wega in der Leier gefolgt, und mit geläu=terter Liebe blickte er auf die ferne Geliebte.

»Ja, klein iſt der Menſch!« rief Juſſuff aus, »klein iſt er mit ſeiner unendlichen Welt von Schmerz und Wonne im Buſen gegen den unermeßlichen Himmel, der auch ſein Weh hat, und es mit ſtiller Größe durch die endloſe Ewigkeit trägt! Darf ich verzagen, wo mein Leid nur die kurze Spanne des irdiſchen Lebens dauert und mir noch Freude aus dem Lichte geiſtiger Vollendung winkt? Dulden will ich fortan, was auch mein Schick=ſal mir aufbürdet.«

Was Juſſuff in der feierlichen Stunde der Nacht ſich gelobte, hielt er mit aller Stärke ſeines Gemüths, und ſtill floſſen ſeine Tage dahin, ohne daß Schmerz oder Lei=denſchaft mehr Gewalt über ihn bekamen. Oft gedachte er der freundlichen Geba, an deren Hand ſein Leben ſich ganz anders geſtaltet haben würde; und ein leiſer Seufzer um das verkannte Glück ſtahl ſich aus ſeiner Bruſt.

Als er nach einem langen Jahre der Prüfung einſt wieder vor ſeiner Hütte ſaß und ſein Blick dem ſtillen Wandel der Sterne folgte, da füllten ſüße Töne aus

weiter Ferne die Luft, und ein ſeliges Gefühl zog ein in Juſſuff's Herz. »Du biſt es, Nachtigall!« rief er, »ich fühle Deine Nähe! Du findeſt den Verirrten wieder würdig Deiner Leitung!« —

»Ja! ich bin es,« ſprach eine ſanfte Stimme, »doch komme ich nicht allein, denn durch Unglück weiſe geworden, wirſt Du die Gaben der Roſe nicht mehr mißbrauchen, und ſo ſoll nun die Freude wieder ihren Thron aufſchlagen, wo düſterer Gram und Entſagung bisher Wache gehalten.«

Juſſuff ſah auf; Nachtigall und Roſe hielten ſchweſterlich ſich umſchlungen. Die holde Geba ihm zuführend, zerfloſſen ſie in einen glänzenden Nebel, und die leiſen Abendwinde vermählten den ſüßen Duft der Roſe mit den ſchmelzenden Tönen der Nachtigall — beide auf ihren leichten Schwingen entführend.

Das Glück wohnte nun wieder in Juſſuf's ſtiller Hütte, und wenn er oft an der Seite ſeiner Geba in lauer Frühlingsnacht nach dem Sternenhimmel ſchaute, an welchem auch der heimgegangene Schedir an dem Herzen der einſt geliebten Kaſſiopeia einen Platz gefunden hatte, da rief er, vom Uebermaße ſeiner Empfindung bewegt: »Roſe! hohes Glück danke ich Dir, doch die Nachtigall hat es mich erſt ſchätzen gelehrt.«

Sommernachts-Phantaſie.

Digitized by Google

Sommernachts-Phantaſie.

Die Sonne war eben im Sinken, tauſendfarbig brach ſich ihr Strahl in den Tropfen, welche zitternd an den Blättern und Blüthen hingen, die ein vorüberziehender Regen ſanft erquickt hatte. In glühender Farbenpracht erhoben meine Schweſtern ſtolz ſich empor und begrüßten, glänzend mit Criſtallperlen geſchmückt, den leiſe dämmernden Abend. Flüſternd neigte ſich der Zephir ſchmeichelnd mit ſüßen Liebesworten zu Allen, und Alle neigten ihr ſtolzes Haupt, ſich ſehnſuchtsvoll hingebend ſeinem flüchtigen Kuß. Nur ich, vom jüngſten Morgenſtrahl erſt aus der Knoſpe in das Leben gelockt, verbarg mich ſchüchtern unter dem ſchützenden Laubdach, welches meine Schweſtern, hoch über mir prangend, über mich ausbreiteten. Noch hatte ich nur den Himmel von der Sonne beleuchtet geſehen; ſie

ging jetzt unter, und erwartungsvoll ſchaute ich nach dem immer dunkler werdenden Himmelszelt, da ich mich unendlich freute, auch die glänzenden Sterne zum erſten Male zu begrüßen. Schon verglühte hinter den fernen Bergen die letzte goldumſäumte Wolke, ſchon jubelte mein Herz frohlockend dem erſten hervorkommenden Stern entgegen, als meine Aufmerkſamkeit von dem Himmel abgezogen und der Erde zugewendet wurde. Aus einem düſter melancholiſchen Laubgang trat eine Frau, weiß wie die Lilie mir gegenüber. Ihr Geſicht umzogen Locken, ſo dunkel wie ich noch Nichts geſehen, und ihr Auge, blau wie das Veilchen, das der Sonnenſtrahl, der mich ins Leben gelockt, getödtet, ſah ſo freundlich auf mich herab, daß ich wünſchte, ſie möchte mich brechen, um an ihrem Herzen vergehen zu dürfen. Sie ſetzte ſich mir gegenüber, gleich mir harrend der aufgehenden Sterne. Zwei Kinder, ſchön wie der erſte Strahl der Morgenſonne, ſpielten zu ihren Füßen.

»Sieh Omar, die ſchönen Roſen!« ſagte die kleine Zaide zu dem Knaben, welcher ihr Blumen brachte; »Roſen erfreuen mich doch am meiſten,« ſetzte ſie leiſe und zögernd hinzu.

»Mutter!« ſagte ſchmeichelnd Omar, »Zaide bittet. Darf ich von Deinen Lieblingen für ſie brechen?«

Die ſchöne Frau nickte bejahend mit dem Haupte und im Augenblick lag ich von meinem Stamme getrennt in Zaiden's Schooße.

Die Freude der beiden Kinder war unbegrenzt. Auch ich vergaß der Sterne; leuchteten doch Omar's und Zaiden's Augen wie ſie, ach! ich glaubte vor Seligkeit zu vergehen, doch die nächſte Sekunde entſchied anders über mich. Omar, flüchtig in ſeinen Neigungen, fand bald keinen Gefallen mehr an mir; andere, ſchönere Roſen wollte er holen, ich ſollte den Reſt meines Daſeins im Sande verſchmachten. Zaide wollte nicht laſſen von mir, doch der wilde, feurige Knabe hatte bald mich erfaßt, warf mich zur Erde und ſein Fuß trat mich in den Staub. Sterbend ſah ich noch Zaiden's thränenerfülltes Auge, hörte noch ihre Klagen; ſie beugte ſich zu mir herab, aber meine Sinne ſchwanden immer mehr und mit leiſem Fittig war meine Seele entflohen.

Vermählt mit den leichten Abendwinden ſchweifte ich nun feſſel= und ziellos umher; bald umwehte ich kühlend die Stirne des müden Wanderers, bald legte ich mich ſchmeichelnd an ein brechendes Herz, es mit neuen Hoffnungsträumen erhebend; oder ich ergoß mich

als leiſer Schauer durch eine ahnungserfüllte Seele. So zog ich von Land zu Land. Viele reizende Blumen und Blüthen ſah ich langſam vergehen oder durch ſchnelle Stürme zerknickt. Alles in der Natur iſt einem vergänglichen Wechſel unterworfen, nur ſie, die alles belebt und zerſtört, iſt ewig — wie der Allmächtige, der ſie aus bodenloſem Nichts hervorrief. Auch meiner Beſtimmung war ein neues Ziel geſetzt und ich ſollte wieder an ein irdiſches Daſein gebunden werden. Eine Ahnung meiner Zukunft mochte mich erfaſſen, denn ich konnte, als einſt in einer ſternenhellen Nacht viele Blumengeiſter mit mir vereint durch die Stille eines Haines zogen, mich nicht gleich ihnen freuen, die leiſe ſcherzend die Träume der ſchlafenden Roſen und Violen belauſchten. Bewegt durch drückend ſchwüle Luft ſenkte ich mich hernieder, in den Kelch einer einſamen Lilie; immer lautloſer ſchien mir die Natur; immer dunkler wurden die Sterne meinem Blicke. Ich fühlte mich immer ſchwerer werdend, und ein tiefes Weh, wie damals, als ich mein irdiſches Daſein als Roſe geendet, durchzuckte mein ganzes Weſen. Meine Gedanken zerfloſſen in fliehende Träume, in verſchwimmende Bilder, bis ich endlich in gänzliche Bewußtloſigkeit verſank.

Nur leiſe, langſam dämmerte wieder ein neues Bewußtſein in mir auf; doch die Vergangenheit lag völlig abgeſchloſſen, erinnerungslos hinter mir. Ich fing wieder an, die Gegenſtände, welche mich umgaben, zu unterſcheiden, ich lernte urtheilen, Ideen zuſammenreihen, lieben, fürchten und hoffen. Noch hatte ich die Welt nicht geſehen; meine Freiheit beſchränkte ſich auf einen ſchönen Hofraum, rings von einem Säulengang umgeben, durch welchen man zu den Gemächern des Hauſes gelangte. In der Mitte deſſelben war ein erfriſchender Springquell, der die Hitze des Tages milderte und durch ſein ſanftes Rauſchen mich oft in ſtillen Nächten erfreute. Zaide, die Tochter des Hauſes, ein Mädchen von zwölf Jahren, brachte mir täglich meine Nahrung, ſtreichelte und küßte mich, und nannte mich immer ihr geliebtes weißes Reh. — Auch Omar, ihr funfzehnjähriger Bruder, kam oft mit ihr. Ich lernte ſie lieben, harrte mit unendlicher Sehnſucht ihren Schritten entgegen, und bald war ich der unzertrennliche Gefährte von beiden. Oft durchzog ich mit ihnen die dunkeln Haine, die blühenden Wieſen, bis wir vereint ruhten im Schatten eines großen Baumes, welcher ſchützend ſeine Aeſte ausbreitete über duftende Roſenbüſche. Hier weilte ich am liebſten, war immer zuerſt am Platze und lauſchte ihrem ſüßen Geplau-

der, bis ich, den Kopf auf Zaiden's Schoos gelegt, einſchlief.

Einſt kam auch die Mutter meiner Beſchützer mit ihnen, mich zum Abendgange abzuholen. Ich folgte ſchüchtern, denn die Nähe dieſer ernſten Frau legte meinem frohen Jugendmuthe Feſſeln an.

»Mutter!« bat Zaide, als wir an dem gewöhnlichen Ziel unſerer Wanderungen vereint, im Graſe ruhten, »Du haſt uns die Geſchichte von den Roſen dort ſchon lange nicht mehr erzählt, und ich höre ſie doch ſo gern.«

»Ja, ja Mutter! von den Roſen erzähle uns einmal wieder,« bat auch Omar.

»Es ſind nun bereits funfzehn Jahre,« begann die hohe Frau ihre Erzählung, »gerade einige Tage ehe Omar das Licht der Welt zum erſten Mal erblickte, als ich in einer ſchönen Sommernacht hier luſtwandelte. Ich hatte lange keine Nachricht von Euerm Vater, welcher damals bei dem Heere ſich befand, das ausgezogen war, gegen den Feind des Vaterlandes zu kämpfen. Von Sorgen und trüben Ahnungen gequält, ließ ich mich hier nieder und verſank in einen wachend träumenden Zuſtand, der meine Seele wie gefeſſelt hielt

und mich mit ſonderbaren Bildern erfüllte. Unter jenem Roſenbaum ſaß ein wunderlieblicher Knabe mit weißen, leuchtenden Flügeln an den Schultern, ſchöner noch als der Fittig des Schwanes, wenn er die blaue Flut des See's durchſegelt. Er ſpielte in kindiſcher Freude mit einer eben erblühten Roſe, und ſchien unendliche Wonne zu empfinden über ihren Beſitz, bis ſein Blick neue Roſen gewahrte, welche in herrlicher Schönheit an dem Baume ſich entfalteten. Gleichgültig warf er die erſte zur Erde, langend die ſchönern Schweſtern. Und immer neue Roſen brechend, trieb er das Spiel ſo fort, nicht gewahrend, daß der Baum, ſeines Schmuckes beraubt, trauernd die Blätter ſenkte. Nur einige Knospen prangten noch zwiſchen dem gelbwerdenden Laube; auch dieſe verſchonte ſeine Hand nicht, und der Baum ſtand verdorrt, als ein Bild des Todes. Verwelkt und entblättert lagen die Blumenköniginnen zu ſeinen Füßen. Träumend ſchaute der Knabe auf die Trümmer ſeines Glückes; eine innere Unzufriedenheit mochte ſein Gemüth ergreifen, denn er ſpannte die Flügel, um dieſem Anblick zu entfliehen. Doch dieſe ſchienen die Uebung ihrer Schwungkraft verloren zu haben, und er ſank nach kurzem Verſuch ermattet zu Boden. Und eine graue Schlange wand ſich leiſe, leiſe heran, den Knaben langſam umſtrickend, der immer bleicher

werdend, endlich von ihren Stichen getödtet, zur Erde fiel.«

»Der arme Knabe!« ſeufzte Zaide nach einer Pauſe. »Der Tod durch eine Schlange muß ſchmerzvoll und ſchauderhaft ſein.«

»Hätte er nicht verſuchen können, ſie zu tödten?« fuhr Omar aus tiefen Sinnen auf.

»Mein Kind!« ſprach die Mutter, »es war die Schlange der Reue, dieſe hat noch kein Sterblicher beſiegt.«

»Und einige Tage nach dieſem Traum kam Omar zur Welt?« fragte Zaide weiter.

»So iſt es!« entgegnete die Mutter. »Sittah bekränzte ſeine Wiege mit den erſten Roſen jenes Baumes, welcher damals noch ſehr klein war. Er iſt ſeitdem kräftig empor gewachſen, und ich glaube immer einen ſterbenden Wehlaut zu hören, wenn ein Zweig von ſeinem Stamme gebrochen wird.«

Auch mir wurde jener Roſenbaum noch einmal ſo werth, und eine geheime Sehnſucht trieb mich immer zu ihm, wenn auch Omar und Zaide ihre Schritte anderwärts lenkten, bis der Ruf meines Gebieters auf die rechte Bahn mich führte.

Einſt, an einem ſchönen Morgen, als ich ſchon mehrere Tage meinen geliebten Baum nicht geſehen hatte, verließ ich, von mächtigem Verlangen ergriffen, mein ſtilles Lager, und trat allein den Weg zu demſelben an. Meiner Freiheit mich erfreuend ſprang ich ſorglos durch die blühenden Fluren, nicht gewahrend, daß ich mich verirrt hatte. Erſt als ein dunkler Wald mit ſeinen Schatten mich umfing, bemerkte ich mit Angſt, daß ich weit mußte abgekommen ſein von dem rechten Wege. Jetzt hörte ich etwas rauſchen, im athemloſer Erwartung horchte ich; es ſchwirrte durch die Luft — und ein Pfeil durchbohrte meine Bruſt. Meine Sinne ſchwanden mit dem ſtrömenden Blute; da tönten bekannte Laute wie aus weiter Ferne an mein Ohr; noch ein Mal verſuchte ich mein brechendes Auge aufzuſchlagen und begegnete den thränenerfüllten Blicken Omar's und Zaiden's, welche ſich ſchmerzvoll über mich beugten.

Und abermals dämmerte langſam ein neues Bewußtſein in mir auf. Glänzende Pracht herrſchte, wohin mein Auge traf; ich ruhte auf ſeidenen Polſtern und der Boden meines Gemaches war mit koſtbaren Teppichen belegt. Fedore, meine Wärterin, war das erſte Geſchöpf, welches den Funken der Liebe und Dank-

barkeit in meinem Herzen erweckte. Jeder Athemzug ihres Lebens war meiner Pflege geweiht und ich hätte nicht ſchlafen können, wäre ſie mir nicht ſchützend zur Seite geweſen, meine Hand in der ihrigen haltend. Selten nur ſah ich meinen Vater. Fedore ſagte mir: große Geſchäfte hielten ihn von mir entfernt; das Wohl vieler, vieler Menſchen hinge nur von ihm ab, und er müſſe ſeinem Herrn Land und Leute regieren helfen. Einſtmals, es war ſtürmiſches Wetter und die Nacht brach früher als gewöhnlich herein, trat mein Vater in das Gemach, als ich eben auf Fedoren's Schooſe unter einer Menge Mährchen, die ſie mir erzählte, in Schlummer verſank. Aufgeſchreckt durch ſein ſchnelles Eintreten fing ich zu weinen an; er aber beruhigte mich, nahm mich auf den Arm und ſagte: daß er auf längere Zeit verreiſen, bei ſeiner Rückkehr aber viele Blumen und Perlen mir mitbringen würde; ich ſollte ihm ſagen, was ich beſonders wünſche. Aber ich ſpielte lange mit ſeinen Locken, ohne daß mir etwas einfallen wollte. Endlich bat ich um einen redenden Hund, wie Prinz Achmet in Fedoren's Mährchen einen hatte, der ſeinen Herrn warnt, wenn böſe, falſche Menſchen ſich ihm nahen. Mein Vater lächelte trübe über die Wahl meines Wunſches, küßte mich und ging.

Es verfloſſen viele Tage, und jeden Abend fragte ich Fedoren, wenn mein Vater zurückkehren würde, und jedes Mal erhielt ich zur Antwort: bis ich wieder erwachte, würden die lieben Engel ihn hergeleitet haben. — So wurde ich abermals von Verſprechungen in den Schlaf gewiegt, und mochte kurze Zeit von Blumen, Perlen und dem redenden Hund geträumt haben, als ein ungewöhnlicher Lärm mich erweckte. Thüren wurden in haſtiger Eile zugeſchlagen; es war, als ob alle Bedienten des Hauſes in verwirrter Bewegung durcheinander rannten. Ich hörte viele klagende Stimmen, mein Vater ſprach lange zu ihnen, worauf alles ganz ſtille wurde. Endlich ſtürzte Fedore bleich und athemlos herein, riß mich von meinem Lager auf, hüllte mich in warmes Pelzwerk und eilte mit mir die Treppe hinab. Ein Wagen mußte ſchon bereit geſtanden haben, denn ich fühlte augenblicklich die pfeilſchnell fortrollende Bewegung deſſelben. —

Als ich aus tiefem Schlummer erwachte, graute der Tag; mein Vater ſaß mir gegenüber — ſorgenvoll hinaus blickend in die aufſteigenden Morgennebel, als fürchte er mit den hervorbrechenden Strahlen der Sonne, einen nachſetzenden Feind. Zum erſten Mal

in meinem jungen Leben traf mich der ſchneidende Hauch des Oſtwindes; Fedore, welche mit den Armen mich umfaßt hielt, ſuchte ſo viel wie möglich jeden Luftzug von mir abzuwenden; aber dennoch fühlte ich das ungewöhnte Ungemach dieſer eiligen Reiſe äußerſt lebhaft. Erſt, als die Sonne hoch am Himmel ſtehend, ihre blendenden Strahlen erwärmend über die Erde ergoß, verſöhnte ich mich mit dem Wechſel meines Geſchickes und fand Gefallen an den Bäumen und Bergen, welche an mir vorüber zu fliegen ſchienen.

So waren viele Tage hingegangen; wir verließen endlich den Wagen und ſetzten unſern Weg zu Pferde fort, welches mich ſehr erfreute. Und immer wärmer ſchien die Sonne, immer felſiger wurde der Pfad; und als wir an einem ſchaurig gähnenden Abgrund vorüber waren, ſagte mein Vater: Nun ſind wir außer aller Gefahr! langſam ſetzten wir unſere Reiſe fort, bis wir in ein herrliches Thal kamen, welches das Ziel derſelben ſein ſollte. Wunderlich, meinem Auge fremdartig gekleidete Menſchen umgaben uns; ich konnte nicht verſtehen, was der Vater mit ihnen ſprach, aber endlich ſchienen ſie einig zu ſein und wir wurden in eine geräumige Hütte geführt, welche mit den angrenzenden Feldern und weidenden Heerden nun unſer Eigenthum war.

Jahre reihten ſich an Jahre; ich war groß geworden in meiner neuen Heimath, und die Erinnerung an mein eigentliches Vaterland lag wie ein Traum der Kindheit hinter mir. Unſere Hütte zeichnete ſich wenig von denen anderer Landbewohner aus; nur mein Gemach, das keines Fremden Fuß betrat, war geſchmückt mit verſchwenderiſcher Pracht. Auch meine Kleidung, wiewohl nach der Sitte des Landes, ließ eine höhere Abkunft ahnen, da mein Vater alles, was das Leben an irdiſchen Gütern ihm gelaſſen hatte, über mich, ſein einziges Kind, ausſchüttete. Fedore beſorgte die Wirthſchaft, ein alter Diener beſtellte das Feld; und ich hörte oft meinen Vater ſagen: daß er, ſeit ſeine Feinde am Hofe, welche ſeine Abweſenheit benutzt, ihn zu ſtürzen, und er nur durch ſchleunige Flucht harter Strafe entronnen, erſt fühle, was das Leben ſei.

Es war ein ſchwüler Abend! ein unnennbares Etwas füllte meine Bruſt, und meine Seele verlor ſich in Träumen. Ich ging zur Quelle im Marmorbecken; das Spiel ihrer criſtallhellen Wellen konnte mich nicht erfreuen wie ſonſt! es trieb mich fort, und immer weiter entfernte ich mich von der Hütte, bis der Schatten eines Waldes mich umfing. Mein Fuß hatte ihn früher

nie betreten, und dennoch tauchten dunkle Erinnerungen in mir auf, als ſei ich ſchon einmal hier geweſen. Ich ſuchte vergebens den Ausgang; die Bäume ſchienen immer dichter zu werden. Das ſüße Klaglied einer Nachtigall tönte in mein Ohr! dieſem Schalle folgend gelangte ich endlich auf einen freien Raſen von hohen Roſenbüſchen umgeben. Ein leiſer Schauer der Erinnerung rieſelte durch meine Gebeine, ich fühlte: nicht zum erſten Mal ſah ich dieſen Ort. Ich nahte mich einem der ſchönſten Roſenbäume und ſtreckte die Hand aus, um einen blühenden Zweig mir zu brechen. Ein Ausruf des Schmerzes entfuhr meinen Lippen, denn die Dornen hatten mich blutig geritzt. Ein Mann, welcher im Schatten geruht, ſprang empor und betrachtete mich mit freundlichen Blicken. Auch ich ſtand ſprachlos in ſein Anſchauen verſunken, denn eine Welt neuer, namenloſer Gefühle that ſich mir auf.

Mancher ſchöne Mann war ſchon durch unſer Gebirgsthal gezogen, keiner hätte den Vergleich mit dieſem ausgehalten. Groß und ſchön gebaut, ſtand er im Sommer ſeines Lebens, als ein Bild der majeſtätiſchen Eiche, welche brechen, aber nimmer ſich beugen kann in den Stürmen der Erde. Aus den bleichen Lilien ſeines Geſichtes glänzten zwei dunkle Sterne, von ſchwarzen Bogen umwölbt; und ſein Lächeln, voll

herzgewinnender Freundlichkeit, zeigten zwei Reihen der reinſten Perlen. Sein Anzug war reich und glänzend; ein koſtbarer Stein hielt die Reiherfeder ſeines Turbans, und auch ſein Gürtel war mit ſchimmernden Steinen geſchmückt.

Lange ſtand ich ihm gegenüber; ſeinen Blick nicht ertragend, ſenkte ich den meinen zu Boden.

Er fragte mich endlich in den ſchönſten Klängen, welche jemals mein Ohr berührt, ob ich mich verirrt hätte und erbot ſich, als ich dies leiſe bejahte, mich nach meiner Hütte zu geleiten. Auf dem Wege dahin fragte er nach meinem Namen, meinem Vaterlande und wie ich hieher gekommen.

Er nannte ſich Omar, war der Beſitzer von allen umliegenden Ländereien, und hatte ſeine Jugend auf Reiſen zugebracht. Erſt ſeit Zaide, ſeine Schweſter, geſtorben, war er zurückgekehrt in ſein väterliches Erbe, wo Nadire, ſeine alte Mutter, noch lebte.

Träumend trat ich in die Hütte; Omar's Bild füllte meine ganze Seele. Tauſend Mal wiederholte ich in Gedanken alle ſeine Worte, forſchend, ob keine höhere Deutung ſeinen einfachſten Reden unterzulegen ſei, und es erfaßte mich Trauer wie Freude bei den

Stimmen, welche in meiner Bruſt erwachten. Der aufgehende Morgen wiegte mich erſt in den lange vergebens gewünſchten Schlummer, und beſeligende Bilder zogen am Roſenhimmel meines neuen Gefühles vorüber. Nach einigen Stunden Schlafes erwachte ich, um mit Sehnſucht dem kommenden Abend entgegen zu ſehen. Ob auch er meiner gedächte, ob ich ihn wieder an derſelben Stelle finden würde, waren meine einzigen Gedanken. Die untergehende Sonne fand mich auf dem Wege nach dem Roſenhaine. Mein Herz pochte hörbar, doch unendliche Freude zog in denſelben ein, als ich Omar an derſelben Stelle fand. Er begrüßte mich ſchon in der Ferne, geſellte ſich zu mir und folgte meinen Schritten. Er war freundlich, doch ſprach er weniger wie den erſten Tag; ſeine Gedanken ſchienen ſich mit etwas zu beſchäftigen. Als ich in der Ferne meine Hütte erblickte, ſah ich Fedoren vor derſelben ſitzen; ich nahm alſo früher Abſchied und er verſchwand in dem Dunkel des Waldes.

Mit Trauer erfüllt fand mich die Nacht auf meinem Lager. Konnte Omar gleiche Gefühle gegen mich hegen, da er auch mit keinem Worte die Hoffnung, mich wieder zu ſehen, ausſprach? Nein! es war

Zufall, Neugierde vielleicht, daß ich ihn den zweiten Tag meiner wartend fand, nichts anderes! — Ich nahm mir vor, nicht mehr hinzugehen; um meinem Vorſatze treu zu bleiben, verließ ich nicht einmal die Hütte. Neun Tage lang hatte ich die Schwelle nicht mehr verlaſſen, und mein Gemüth hatte ſich in dieſer Zeit beruhigt. Am zehnten Tage beredete mich Fedore, die Schönheit des Abends im Freien zu genießen; ich trat hinaus, die Sonne war im Scheiden, glühend ſchien ſie auf den fernen Bergen zu ruhen, um noch ein Mal die Erde zu überſchauen und dann hinab zu ſinken, den Antipoden Licht und Wärme zu ſpenden. Die Luft war ſchwül und drückend; Schatten ſuchend, ging ich dem Haine zu, das Glück des nächſten Augenblicks nicht ahnend. Kaum war ich unter die erſten Bäume getreten, erblickte ich Omar. Sein Geſicht überflog ein Ausdruck von freudig erfüllter Erwartung, und er begrüßte mich mit bebender Stimme.

»Ada! neun ewig lange Tage erwartete ich Dich vergebens — warum kamſt Du nicht?« ſprach er, meine Hand ergreifend. Schweigend ſenkte ich den Blick zur Erde, meine Hand zitterte in der ſeinen. »Warum kam meine Ada nicht und ließ mich beinahe in Sehnſucht vergehen?« wiederholte er.

Wir ſahen uns von dieſem Augenblicke an täglich; ich wüßte keine Tugend, die ich nicht an Omar gefunden, kannte kein Glück, das ich nicht mit ihm hätte theilen können. Es war eine ſchöne Zeit, die ſeligſte meines ganzen Erdenlebens! —

Eines Tages war Omar nach der entfernteſten Grenze ſeines Gebietes gegangen, wo ſeine Gegenwart erforderlich ſchien; in zwei bis drei Tagen wollte er zurückkehren und dennoch erhielt ich ſchon den erſten einen Zettel, welcher mich mit wenig Worten an den Ort unſerer täglichen Zuſammenkunft zu kommen beſchied. Die Züge der Schrift waren mir unbekannt. Und dennoch — wer konnte es außer Omar ſein?

Mit tauſend Vermuthungen trat ich den Gang an; eine alte Sclavin kam mir entgegen und bat mich ihr zu folgen. Sie führte mich in der Richtung nach Omar's Wohnung, welche eine kleine halbe Stunde von unſerer Hütte entfernt lag. An derſelben angelangt, traten wir in das Haus. Alles war öde und ſtill; meine Führerin ſchritt über einen Hofraum — rings von Säulen umgeben; in der Mitte war ein erfriſchender Springquell, deſſen leiſes Rauſchen allein die lautloſe Ruhe unterbrach. Eine Thüre that ſich auf, wir traten ein;

die alte Sclavin ließ mich hier verweilen und entſchwand auf der entgegengeſetzten Seite, hinter einem reichgeſtickten Vorhange. Ich befand mich unter Omar's Dach, die Mauern, die ihn als Kind, als Jüngling, als Mann umſchloſſen hatten, umfingen auch mich; ich athmete ſeine Luft und er erſchien nicht, ſeine Ada zu empfangen! In geſpannter Erwartung lauſchte ich auf das entfernteſte Geräuſch, während mein gepreßtes Herz in langſamen, ſtarken Schlägen pochte. Endlich öffnete ſich der Vorhang, und eine jüngere Sclavin winkte mir einzutreten. Ich trat in einen, reich mit Gold gezierten Saal. Eine hohe, bejahrte Frau, deren Züge Spuren ehemaliger Schönheit trugen, ſaß auf einem Polſter, zu ihrer Linken ein tiefverſchleiertes Mädchen.

»Du biſt Ada, die Tochter des Fremdlings aus dem Thale?« redete ſie mich nach einer langen Pauſe des Betrachtens an. »Man ſagt: Dein Vater habe lange am Hofe gelebt und ſei ein Opfer niedriger Veziere geworden,« ſprach ſie weiter; »mein Sohn hatte Unrecht, ſich ein Spielzeug zu wählen, das eingedenk ſeines vorigen Standes, gewiß Anſprüche zu machen, ſich berechtigt hält.«

»Wie verſtehſt Du das, hohe Frau?« fragte ich entgegen; »ich mache auf nichts Anſpruch außer Omar's Herzen, und das gab er mir freien Willens.«

Die Verſchleierte machte eine Bewegung gegen mich, als wollte ſie ſprechen, ſank aber wieder in die Kiſſen des Divans zurück.

»Armes Kind!« nahm Omar's Mutter das Wort. Sein Herz weiß wohl wenig von Dir! Hier — Kaſſarah iſt ſeine verlobte Braut und in wenig Wochen iſt ſie für das ganze Leben ſein.« Sie ſchlug den Schleier Kaſſarah's zurück; ein paar große, brennendſchwarze Augen ſchoſſen giftige Pfeile auf mich, aber ich ſah nichts, hörte nichts mehr, meine Sinne ſchwanden, meine Kniee wankten, und in halber Bewußtloſigkeit eilte ich durch die Gemächer in das Freie. Die Luft war mild, da die Sonne eben hinuntergeſunken, und die Roſen des nahen Hains, wo ich Omar zum erſten Mal geſehen, ſandten mir grüßend ihre ſüßen Düfte. Mein gewaltſamer Schmerz löste ſich in Thränen, und ich empfand einen Augenblick eine erleichternde Beruhigung. Dann ließ ich aber alles Erlebte an meiner Erinnerung vorübergehen, und mein Herz erlag beinahe den Gedanken — an Omar's Verrath.

In der heimiſchen Hütte angelangt, ergriff mich ein heftiges Fieber; die treue Fedore wachte die ganze Nacht an meinem Lager, und ich ſchüttete mein Geheimniß aus vor ihrem theilnehmenden Herzen.

Fedoren's Pflege und Troſtworten war es gelungen,

daß ich den ſiebenten Tag die Hütte wieder verlaſſen konnte. Omar trat mir mit unbefangener Freude entgegen. Ich wandte mich ab, ihn nicht zu ſehen; er aber ergriff meine Hand und fragte, warum ich ihm zürne?

»Geh, Omar!« ſprach ich, »geh zu Kaſſarah, Deiner verlobten Braut!«

»Und ſolch Mißtrauen wohnt in Ada's Herzen!« ſprach Omar ernſt, »daß ſie Raum giebt dem Glauben an dieſes Mährchen?«

Einen Augenblick ſchwebte mein Herz zwiſchen Verachtung und Hoffnung; bald jedoch ſiegten Omar's Worte, der ſeine Mutter geſchickt vertheidigte und anklagte zugleich, und ich ſchämte mich, ihm nicht beſſer vertraut zu haben. Wie konnte er mir ſo klar und ruhig in das Auge ſchauen — wenn er ſchuldig war?

Tage, Wochen vergingen, ohne daß irgend etwas in Omar's Betragen mir Urſache gegeben hätte, ein Mißtrauen zu nähren. Mein Himmel war völlig wolkenlos, und der Blitzſtrahl der Vernichtung kam aus den heiterſten Räumen der Luft.

Omar gab vor, eine Reiſe machen zu müſſen, von welcher er erſt in einigen Wochen zurückkehren würde, und da er fürchtete, ſeine Mutter möchte auf eine neue

Liſt ſinnen, mir eine Kränkung zu bereiten, ſo bat er mich, in der Zeit ſeiner Abweſenheit meine Hütte ſo wenig als möglich zu verlaſſen; ich verſprach es und er reiſte ab. Zwei Tage waren in ſtiller Ruhe verfloſſen, als mein Vater zu mir trat und mich ihm folgen hieß. Er war ungewöhnlich heiter, und ich freute mich deſſen, denn er war meiſtens finſter und ſtill. Als wir eine Weile gegangen, ſah ich eine Menge feſtlich gekleidete Menſchen, und ein froher Tumult drang aus weiter Ferne an mein Ohr. »Wohin führſt Du mich, Vater?« unterbrach ich das Schweigen, in das wir wieder verſunken waren. »Zum Hochzeitsfeſte Omar's, zu welchem uns ſeine Mutter geladen,« ſprach er.

Das Blut ſtockte in meinen Adern, aber ich preßte jeden Gedanken gewaltſam zurück in des Herzens Tiefen; denn konnte es nicht abermals ein liſtig erſonnenes Mährchen Nadiren's ſein? Doch nach wenig Minuten war die Täuſchung gehoben. Der Hochzeitszug nahte; ich fühlte das Blut, wie es ſich erſtarrend zum Herzen drängte. Sie zogen an uns vorüber; Omar war der glückliche Bräutigam! ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude. Er bemerkte mich nicht, denn er ſprach und lachte mit einem ſeiner Begleiter. Mit einem Schrei des Entſetzens ſank ich zu Boden.

Als ich wieder zum Bewußtſein gelangte, befand ich mich auf meinem Lager, Fedore ſaß mir zur Seite; mein Vater ſtand mit verhülltem Geſicht an der Thüre. Es war die letzte Flamme, die in mir aufloderte. Eine Ader war in meinem Herzen geſprungen, ich fühlte den warmen Lebensſtrom verrinnen, der die Seele an den erkaltenden Körper gefeſſelt hielt, und in wenigen Sekunden ſollte der Kampf beendet ſein. Ich gedachte nicht mehr Omar's, nicht mehr meiner Liebe! nur der Anblick meines Vaters erſchwerte mir das Scheiden und vermehrte meinen letzten irdiſchen Schmerz. Ich fühlte, was er litt, ſein einziges Kind, ſeine letzte Hoffnung ſterben zu ſehen; der männliche Muth, mit welchem er ſeinen ungeheuern Schmerz der Scheidenden zu verbergen ſuchte, verließ ihn plötzlich, als Fedore meine Hand faſſend, ausrief: »Nun wird ſie ſogleich vollenden!« — Er ſank an meinem Lager nieder; noch einen Blick warf ich auf ihn, noch einmal durchbebte heftiger Schmerz meinen Körper, und ich hatte mich losgerungen von der laſtenden Bürde des Erdenlebens.

Frei und erhoben über jede Sorge der Erde, ſchwebte ich durch die Räume des Aethers. Noch einmal wollte ich meine irdiſche Leidensſtätte ſehen, ehe

ich meine Schwingen zu höherm Fluge verſuchte. Ich ſenkte mich herab in die Hütte meines Vaters, wo meine ehemalige Hülle ſtarr und bleich, mit Blumen und Kränzen geſchmückt lag. Es war Erdennacht. Leiſe trat Fedore mit einer Lampe in der Hand, in das Gemach. Omar folgte ihr. Mit kalter Ruhe in den Zügen betrachtete er die Leiche; kein Wort, kein Seufzer verrieth Reue oder Schmerz.

»Nun, Mann von Stein,« begann Fedore, welche vergebens auf den Ausbruch von Leidenſchaft gelauſcht hatte, »iſt Dein Opfer nicht ſchön geſchmückt? iſt dieſer Anblick nicht vermögend, Dein ſchlafendes Gewiſſen wach zu rütteln?«

»Du irrſt!« entgegnete Omar. »Der Glaube zog eine ewige Scheidewand zwiſchen mir und Ada; mit ihr hätte ich nie mich verbinden können! ſollte dieſes Verhältniß mich der Freiheit berauben, nach meinem Gefallen zu handeln? hätte ich es ihr ſelbſt ſagen ſollen? kann ich davor, daß ihr den Tod gegeben, was hundert Mädchen kaum einen Tag beweinen? Ada's Geſchick hat es ſo gewollt, nicht ich.«

»Glaubſt Du?« rief Fedore mit erſtickter Wuth. »O! über den Sophiſten, den die Natur mit allen glänzenden Gaben überſchüttet, wobei ſie aber das Herz

vergeſſen hatte; das Herz, ohne welches die alleinhandelnde kalte Vernunft ſich in bittern Hohn verwandelt. Geh, Omar! entweihe nicht länger die heilige Stätte mit Deinen frevelnden Reden. Geh! Dir wird es ergehen nach Deinen eigenen Grundſätzen; der verſöhnte Schatten Ada's möge in Deiner letzten Stunde Dir Vergebung bringen, ohne welche Du ringend im Todeskampfe nicht ſterben kannſt.«

»Wahnſinnige Thörin!« rief Omar wild auflachend, und verließ das Gemach.

Leiſe ſenkte ich mich hernieder zu meinem ſchlafenden Vater; ſeine Augen waren geſchloſſen, aber in ſeinen Wimpern glänzte eine Thräne. Ich erſchien ihm im Traum, den Balſam des Glaubens tröſtend in ſein wundes Herz gießend, dann ſpannte ich die leuchtenden Fittige, um hoch mich aufzuſchwingen über den drückenden Luftkreis des irdiſchen Lebens.

Glänzende Weltkörper mit ihren Bewohnern drehten im gemeſſenen Kreiſe ſich um ihre Sonnen. Und Sonnen mit ihren Welten, und deren Monde wälzten ſich, wieder einem Syſteme angehörend, um eine ungeheuere Sonne, die wieder nach den Geſetzen des Weltenlenkers einer höheren Unterthan war. So ging es

fort und fort in das Unendliche. In dieſem weiten All' war ich ein Hauch, ein leiſer Hauch! und dennoch umfaßte mich die Liebe des ewigen Vaters, der mich aus Nichts hervorgerufen, wie die glänzendſte Sonne, die er geſchaffen, das fühlte ich in meinem ganzen Weſen. Denn ein Augenblick, in welchem er das ſchützende Auge von mir abgewandt hätte, und ich wäre in bodenloſes Nichts, in eine unerreichbare Tiefe geſunken.

Und immer lichter ward es meinen Blicken, immer leichter fühlte ich mich werden. Tauſend und tauſend Geiſter, unzählig wie die Welten und Sonnen, ſchwebten dem Lichte der Vollendung zu. Ein Meer von glänzenden Strahlen ergoß ſich vom Throne des Ewigen. Ich durfte nicht nahen, denn noch hatte ich Bande, die mich an meine ehemalige Welt gefeſſelt hielten. Eine Stimme ertönte in mir — außer mir — welche mir ſagte: »auch Du haſt gefehlt! Dein ganzes Heil in irdiſchem Glück ſuchend, haſt Du gezweifelt an der barmherzigen Liebe des Vaters! geh' noch einmal zurück und bringe den Verſöhnungskuß dem, der die Schuld Deines Todes auf ſich geladen.«

Zehn Erdenjahre waren indeß verfloſſen; mein Vater pflanzte Roſen auf das Grab meiner Hülle.

Sein Haar hatte der Gram gebleicht, ſeine einzige Freude machten ihm die Blumen, welche auf der Ruheſtätte ſeines Kindes blühten, die er mit ängſtlicher Sorgfalt wartete. Armer Vater! Ada's gebrochenes Herz iſt längſt zu Staub geworden. Schmerz und Gram ſind bittere Gefährten, aber ſie dürfen nicht mit über die Grenzen des Todes. Mit der Fackel des Lebens verlöſcht auch ihre Macht, und im Grabe wohnt nur der Schlummer des Friedens, von keinem böſen Traum geſtört. Armer Vater, wie kannſt Du weinen? Ada's Hülle iſt Staub, Ada's Geiſt kennt nicht mehr die Qualen des Schmerzes. Dein Leben war rein wie der Aether des Himmels, komme bald, Du wirſt eingehen in das Licht der Vollendung.

Auf ſeinem Lager ausgeſtreckt — lag Omar mit dem Tode ringend, ein Bild des Jammers. Erloſchen war der Strahl ſeines Auges, ſeine Lippen verzogen krampfhaft ſich zum Lächeln, indem ſie einzelne, abgebrochene Laute hervorſtießen.

Kaſſarah, ſeine Gattin, liebte Achmet mit Leidenſchaft, wie ſie einſt Omar geliebt hatte. Omar's Rache fürchtend, wenn er ihr Verſtändniß mit demſelben entdecken ſollte, hatte ſie ihm den Giftbecher mit ſchmeichleriſchen Worten gereicht, und war dann mit dem Manne

ihrer zweiten Wahl entflohen. Einſam, verlaſſen von allen Sclaven des Hauſes, ſollte Omar ſein Leben unter den ſchrecklichſten Qualen des Schmerzes verhauchen.

Auf einem Orangenzweig mich wiegend, ſah ich in die einſt geliebten Züge, die ſich ſo wenig mehr glichen. Armer Omar! wie gern hätte ich, vereint mit den Abendlüften, welche durch die offenen Fenſter drangen, Deine vom Fieber brennende Stirne gekühlt! aber noch war der Geiſt des Erkenntniſſes nicht in Dein von ſtarrendem Eis umzogenes Herz gedrungen; ich durfte Dir nicht nahen.

»Kaſſarah! Abdallah! nur einen Tropfen Waſſer!« baten ſeine ſterbenden Lippen. Aber Kaſſarah war weit von hier; ihr Herz hatte ſich dem Mitleid verſchloſſen, wie einſt das ſeine, ſie hörte ihn nicht. Der kalte Thau des Todes perlte aus ſeiner Stirne; ermattet ſank er zurück und ſprach leiſe: »Schatten Ada's! ich habe gefehlt, ſchwer iſt die Strafe — Vergebung!«

Ein leiſes Weh durchbebte mein ganzes Weſen; den Verſöhnungskuß auf ſeine Lippen hauchend, half ich ſeine Seele ſich losringen von den irdiſchen Banden, und vereint ſchwangen wir uns empor zum Lichte des ewigen Vaters.

Träume des Orients.

Träume des Orients.

Heilige Nacht! weit haſt du deinen Mantel, mit ſchimmernden Welten geſtickt und glänzenden Sonnen durchwoben, über mich ausgebreitet, über mich und unzählige Geſchöpfe der Erde, und Jedes feiert dein geheimnißvolles Walten auf eine andere — auf ſeine eigene Art. Die Mehrzahl überläßt ſich nach den Mühen des Tages einer erquickenden Ruhe; freundliche Bilder umziehen das Haupt des Glücklichen; der Troſtloſe ſucht durch dich ſein herbes Geſchick um einige Stunden Qual zu betrügen, während dem Verbrecher, aus dem geräuſchvollen Strudel des Tages von ſeinem Gewiſſen verfolgt und nun mit ihm allein gebettet, deine Minuten zu martervollen Ewigkeiten ſich auszudehnen ſcheinen. Der Eine überläßt ſich einem nagenden Schmerz, welcher, in den Tiefen des Herzens verborgen, von Niemand

geahnet werden darf; der Andere der Freude oder Hoffnung einer glänzenden Zukunft, und nur die Phantaſie des Dichters iſt es, die von deiner geheimnißvollen Macht entfeſſelt, alle dieſe Räume durchfliegt, und mehr oder weniger glücklich dann von dem ein Bild entwirft, was ſie auf ihrem Fluge geſehen, gedacht und gefühlt. Auch meine Seele ſucht die Fittige zu entfalten, um einen weiten Flug zu wagen, nach dem Lande, das ſie — ſeit die Kraft zu denken in ihr erwacht iſt — mit glühenden Bildern der Sehnſucht erfüllte; nach dem Lande der Poeſie und der Liebe, von einer heißeren Sonne zur herrlichſten Blüthe gereift! Soll ich ihr wehren? Glück der Wirklichkeit iſt dem Dichter ſo ſelten beſchieden, träume daher meine Seele! wiege dich in die Seligkeiten deiner eigenen Schöpfungen; wenn dann mit der kommenden Morgenröthe all dein Glück in flüchtigen Nebel zerronnen iſt, dann will ich verſuchen, mit ſchwachen Zügen ein Bild zu entwerfen von dem, was dich ſo glühend erfüllte; vielleicht gelingt es mir, die trüben Wolken der Trauer von einem befreundeten Gemüthe für einen Augenblick dadurch zu zerſtreuen.

Erſter Traum.

Kühlend ergoß ſich ein kriſtallheller Springquell in ein weites Marmorbecken, das mitten im geräumigen

Saale ſich befand, und um welches auf weichen koſtbaren Teppichen ſchöne Frauen ſich gelagert hatten, die ausruhten von der Wonne des erfriſchenden Bades, das ſie in den anſtoßenden Zimmern genommen hatten, und nun einer träumeriſchen Ruhe ſich überlaſſend, den Mährchen und Liedern der Sclavinen zuhörten, während dieſe ſich raſtlos dabei beſchäftigten, die langen ſeidenweichen Haare ihrer Gebieterinnen mit wohlriechenden Eſſenzen zu reiben und dann ſie mit Perlen und Blumen zu durchflechten. Miriam aber, die ſonſt ſo fertige Mährchen-Erzählerin, die immer des Beifalls gewiß ſein durfte, beobachtete heute ein geheimnißvolles Schweigen, welches ſie nicht unaufgefodert brechen zu wollen ſchien, und nur ein leiſes Lächeln gleitete zuweilen über ihre Züge, als wollte ſie ſagen: »Wüßtet Ihr, was meine Lippen verſchweigen, Ihr würdet nicht ſo ruhig den gehaltloſen Erzählungen dieſer Schwätzerinen Euer Ohr leihen.«

Aber lange wurde dieſes Lächeln nicht bemerkt, und erſt als eine Pauſe eintrat, wandten aller Augen ſich nach Miriam, welche, beleidigt durch eine ſo andauernde Nichtachtung ſchon mit dem Entſchluſſe kämpfte, ihr Geheimniß für ſich zu behalten. Doch ſchnell durch das allgemeine Verlangen: den Schatz ihrer Beredtſamkeit nicht länger zu verſchließen, wieder verſöhnt,

wiegte ſie das Haupt bedenklich hin und her, als quäle ſie noch irgend ein Zweifel, während aller Blicke in großer Erwartung auf ihren Lippen hafteten.

»Es iſt diesmal kein Mährchen,« begann ſie endlich, »das ich Euch erzählen will; keine jener Erfindungen, die Euch ſo oft ſchon Freude gemacht hat, wenn Ihr auf dieſe Teppiche gelagert, nur bedacht waret, die Flügel der Zeit mit den Roſen fröhlicher Unterhaltung zu kürzen; ſondern eine wahre Begebenheit iſt es, die ich heute vorzutragen habe, deren Hauptperſon eine Schweſter aus den Reihen der ſchönen Frauen iſt, die ich hier um mich verſammelt ſehe.«

In engerem Kreiſe reihte man ſich um die Erzählerin in geſpannter Aufmerkſamkeit; nur Radine, die Frau eines reichen bejahrten Moslim, blieb bewegungslos auf ihrem Platze, leiſe das Haupt über das Marmorbecken neigend, um durch die herabrollenden Locken eine tödtliche Bläſſe zu bedecken, welche plötzlich ihre Wangen überzogen hatte. Miriam warf einen lauernden Blick auf ſie; doch ſtets ihrer Gedanken Meiſter, ſchien ſie nichts bemerkt zu haben, und fuhr nach kurzer Pauſe fort: »Ihr werdet ohne Zweifel die beiden Franken ſchon geſehen haben, welche ſeit einiger Zeit ſich hier befinden?«

»Ja, ja! man trifft ſie ja auf allen Straßen!

was wollen, was ſuchen ſie hier?« riefen die Frauen mit Ungeduld, während Nadine ſcheinbar theilnahmlos ſich tiefer über das Marmorbecken beugte.

»Was ſucht der Wolf, wenn er um die Heerde ſchleicht,« ſagte Miriam, »gewiß nicht die Geſellſchaft des Hundes; zuweilen trifft es ſich aber, daß dieſer den Räuber auf ſeinem Fange überraſcht und ihm die Kehle zerreißt, ehe er Zeit zur Wehre findet.«

»Wir ſterben vor Neugierde, wenn Du nicht bald den Schleier der Gleichniſſe von dieſer Begebenheit ziehſt!« ſprachen die Frauen, indem ſie ihre Polſter wieder näher rückten, um kein Wort von der Erzählung zu verlieren.

»Nun, ſo hört!« begann die liſtige Sclavin mit wichtiger Miene, indem ſie ſich auf dem Teppich einen Platz wählte, wo ſie Nadine genau beobachten konnte, ohne der andern Frauen Aufmerkſamkeit zu erregen. »Schon ſeit langer Zeit lebten Tamira, die Frau Halil's, und Gulnaze, die Frau Nakib's nicht mehr in jenem zärtlichen Einverſtändniſſe mit einander, in welchem man von Kindheit an ſie zu ſehen gewöhnt war, und weswegen man ſie nur die Zwillinge hieß. Vielleicht, daß ſie ſich über einen unbedeutenden Gegenſtand entzweiten; aber eben, weil man vom Wege des Zornes und Haſſes leichter wieder auf den Pfad der Liebe

gelangt, als von der ſandigen Ebene der Gleichgültigkeit, konnte ihr voriges Verhältniß das Gleichgewicht nicht wieder erhalten, und ſie ſahen ſich daher ſelten, ohne gerade gänzlich mit einander zu brechen. Doch plötzlich ſchien ihre Freundſchaft wieder friſche Roſen zu treiben, um ſchöner als jemals zu blühen, denn Gulnaze beſuchte wieder täglich ihre Freundin Tamira, und keine der Sclavinnen, außer die vertraute Amra, durfte dann das Gemach betreten, in welchem die die Neuverſöhnten ſich befanden. Aber Allah läßt täglich die Sonne aufgehen, und da trifft es ſich denn, daß ihr Strahl jedes Geheimniß beleuchtet, ſei es auch von ſiebenfachen Schleiern verhüllt. Sadi, der treuergebene Sclave Halil's, glaubte zu bemerken, daß Gulnaze, ohnedies an Wuchs die längſte Frau in der ganzen Stadt, noch um ein Bedeutendes größer geworden zu ſein ſchien, ſeit er ſie nicht mehr geſehen. Dies kam ihm ſehr ſeltſam vor, jedoch ſchwieg er, um eine Gelegenheit abzuwarten, wo er ſich Gewißheit über dieſes ſonderbare Räthſel würde verſchaffen können. Dieſe Gelegenheit blieb aber nicht lange aus; denn geſtern war kaum Gulnaze in Tamira's Haus getreten, als Sadi auf abermaliges Pochen die Thür öffnete und — Gulnaze in ihrer ehemaligen Größe Einlaß begehrte. Es hätte nur halb ſo viel Scharfſinn bedurft,

als Sadi wirklich beſitzt, um einzuſehen, welch betrügliches Spiel hier geſpielt wurde, und er eilte ſogleich zu ſeinem Herrn, um ihn von dem Doppelbeſuche Gulnazens zu unterrichten. Halil beſaß bei dieſer entſetzlichen Nachricht gerade noch ſo viel Mäßigung, um nicht auf der Stelle, trotz der Anweſenheit der Frau Nakib's, ſich in den Harem zu ſtürzen und dem Frevler ſeinen verdienten Lohn zu geben; jedoch ließ die falſche Gulnaze nicht lange auf ſich warten, denn ſie fand es für gerathen, ſich zu entfernen, als kaum die wirkliche das Haus ſo unerwünſcht betreten hatte. Mit gezücktem Dolche ſtand Halil ſchon an der Thür; um jedoch keinen Irrthum zu begehen, ließ er den frevelhaften Beſucher ungehindert das Haus verlaſſen und begnügte ſich, ihm zu folgen. Lange mochte indeß dieſer mit dem Rächer hinter ſich durch die Straßen geirrt ſein, ehe er von Angſt getrieben auf einen entlegenen Platz gerieth, wo es zur Entſcheidung kommen mußte, denn es war ſchon ſpät, als Halil mit zornflammendem Geſichte und vom Blute des Verbrechers geröthetem Dolche zurückkehrte.« —

»Nun, weiter, weiter!« riefen die Frauen, welche mit Leidenſchaft an den Lippen Miriam's hingen, während in ihren Zügen ſich alle Gefühle malten, die des Verfolgten wie des Verfolgers Bruſt durchbebt haben mochten.

»Weiter?« fragte die Erzählerin. »Nun, die falſche Gulnaze war einer der Franken, und Tamira wird heute Nacht in Geſellſchaft ihrer vertrauten Amra eine Speiſe der Krokodile, oder ſie werden, nachdem man ihnen die Augen ausgeſtochen, in die Wüſte ausgeſetzt. Ich bin mit meiner Erzählung zu Ende!«

»Gottes Fluch auf das Haupt der Treuloſen, es geſchieht ihr ganz recht!« riefen die meiſten Frauen, und nur wenige wagten ein Wort des Mitleides, welches jedoch auch ſogleich wieder verſtummte, um nicht den Verdacht auf ſich zu laden, eines ähnlichen Frevels fähig zu ſein. Nadine hatte indeſſen einige Faſſung zu erringen geſucht, und es war ihr inſofern gelungen, um an den allgemeinen Ausrufen der Verwunderung Antheil nehmen zu können, damit ihr alleiniges Schweigen nicht die Aufmerkſamkeit der Anweſenden auf ſich ziehe; als aber eine der Frauen die Frage ſtellte, was nun wohl aus dem andern Franken werden möge, und Miriam hierauf entgegnete: daß er bereits ſchon verſchwunden ſei, ohne daß ein Menſch wiſſe, was aus ihm geworden, da verlor ihre Seele die Kraft, ſich länger zu beherrſchen, und mit einem Schrei des Schmerzes ſank ſie in die Arme ihrer treuen Sclavin zurück. Von Schrecken und Neugierde getrieben, umringten die Frauen die immer mehr Erbleichende, ſie mit Fragen

beſtürmend, welche gewiß die Entdeckung ihres Geheimniſſes zur Folge gehabt hätten, wenn nicht Nadire ſchnell ein Mittel gewußt, die zudringlich Theilnehmenden zu täuſchen, indem ſie ſich ihrer Gebieterin zu Füßen warf und mit lauten Wehklagen ihre Hand verwünſchte, welche, von einem böſen Geſchick bezaubert, heute ſchon zum zweiten Male die Herrin mit der Nadel ſo ſchwer verletzte, daß ſie nur durch derer außerordentliche Herzensgüte auf Verzeihung zu hoffen wage. Dieſe Liſt gelang vollkommen, denn während einige Frauen Ermahnungsreden an ihre Sclavinnen richteten, bei Anhörung von Erzählungen und Mährchen nicht immer wie die ungeſchickte Nadire die Bedienung der Gebieterin zu vernachläſſigen, hatte Nadine Zeit, ſich zu ſammeln, um in den Plan ihrer treuen Dienerin einzugehen; nur Miriam, welche ſchon ſelbſt zu oft auf ähnlichen Pfaden gewandelt, um nicht alle verborgenen Auswege der weiblichen Liſt zu kennen, ließ ſich nicht täuſchen, jedoch ſchwieg ſie, den Vortheil wie die Gefahr: Mitwiſſerin eines ſolchen Geheimniſſes zu ſein, in Gedanken abwägend, und beſchloß, auf jeden Fall alles aufzubieten, um ſich vollkommen Klarheit in dieſer Sache zu verſchaffen, woraus vielleicht ſich Nutzen ziehen ließe.

Die Sonne war längſt untergegangen und aus des Himmels tiefem Blau traten ſchon die größern Sternbilder glänzend hervor, während die kleinern nur noch in unbeſtimmten Geſtalten ſchimmerten, als Nadine, von ihrer treuen Sklavin gefolgt, durch die dunklen, duftigen Laubgänge ihres Gartens ſchritt, denn Lamed, ihren Gatten, hielt eine Reiſe entfernt, wodurch ihr größere Freiheit zu Theil ward, da Haſſan, der Aufſeher im Hauſe, durch die hohen Mauern, welche das ganze Eigenthum umgaben, ſich hinlänglich geſichert glaubte, um aller Verantwortlichkeit überhoben zu ſein, und daher, unbekümmert um der Frauen Treiben, ſich ſeiner geliebten Ruhe überließ. Aber die Liebe findet über Felſen und Meere den Weg, die höchſte Mauer iſt für ſie kein Hinderniß; das wiſſen jedoch zum Glück nur die Eingeweihten, ſonſt wäre es keine Möglichkeit, die Blicke der ſchlauen Wächter zu täuſchen. Auch Nadine gehörte im Bunde der Liebe ſeit wenig Wochen zu den Wiſſenden, und ſie hatte oft Urſache, die Kurzſichtigkeit Haſſan's, welcher einige Ellen Mauer für endloſer als die ungemeſſenſte Leidenſchaft hielt, zu preiſen.

Doch heute war ſchwerer Kummer in ihr Herz gezogen, jedes andere Gefühl daraus verbannend, und Angſt und martervolle Ungewißheit breiteten ihre dunklen Fittige laſtend über ihrem Haupte aus, und das ſonſt

ſo heiter glänzende Auge durch einen Thränenſchleier verdüſtert, ſenkte ſich troſtlos zu Boden, während Nadire alle Beredtſamkeit aufbot, die geliebte Gebieterin zu zerſtreuen und mit Funken der Hoffnung zu beſeelen.

»Wenn Du wirklich glaubſt,« nahm nach langem Schweigen Nadine das Wort, »daß Halil's Rache nicht auch ihn getroffen, wenn er noch lebt, warum kommt er nicht, warum eilt er nicht zu mir, um mich aus dieſer tödtenden Ungewißheit zu reißen?

»Bedenke,« entgegnete Nadire, »wie gefahrvoll in dieſem Augenblick jeder Schritt für ihn werden muß, und daß es höchſt unklug wäre, wollte er ſich ſo muthwillig dem Dolche Halil's preis geben.«

»Und meine Angſt, meine Schmerzen rechneſt Du für nichts?« rief Nadine mit leidenſchaftlicher Aufwallung, »armſelige Rückſichten! Freilich, man ſagt: die Franken lieben nicht mit jener tiefempfundenen Gluth wie wir; ſie wägen ihr Gefühl nach ihrem Vortheil ab, und Karlos wird nicht beſſer ſein als ſeine Brüder! Nur die Gefahr ermeſſend — wird er nicht kommen, und ich — ich werde vergehen vor Schmerz!« — Die Hände ringend, blickte ſie in ſtummer Verzweiflung zum Himmel empor, während Nadire vergebens auf Mittel

ſann, irgend einen Ausweg des Troſtes zu finden. Da ertönte aus weiter Ferne ein herzzerreißender Jammerruf, und immer näher trug der Wind die Schmerzenslaute, ſo daß kein Zweifel übrig blieb, der Unglückliche, von welchem ſie herrührten, mußte ſich nach der Gegend hinbewegen, wo die beiden Frauen ſich befanden. Nadire eilte auf die Terraſſe, von welcher aus man die Straße etwas überſehen konnte; doch kaum daſelbſt angelangt, rief ſie: »Der Prophet verleihe uns ſeinen Schutz! es iſt Tamira, welche mit ihrer Sklavin, in einen Sack gebunden, nach dem Fluſſe geſchleift wird, um durch den Tod die Schuld der Liebe zu büßen!«

Nadine eilte ebenfalls auf die Teraſſe, wo ein abſchreckendes Schauſpiel ſie erwartete; denn die ganze Gegend wurde durch Fackeln erhellt, welche, von Sklaven getragen, die grauenhafte Scene beleuchteten, die ihr Blut zu Eis erſtarren ließ. Ohne einen Laut zu wagen, deutete Nadire auf Halil, welcher mit dem Ausdruck befriedigter Rache in den Zügen voranſchritt, und am Ufer des Fluſſes angelangt, mit einem Stabe die tiefſte Stelle deſſelben ſuchte, damit ſein Opfer ja nicht, an irgend einem Geſträuche hängen bleibend, Rettung finden könne. Bald hatten auch die Sklaven mit den beiden dem Tode geweihten Frauen, welche, von Verzweiflung erfaßt, nur noch einzelne Laute des

Jammers ausſtießen, das Ufer erreicht, und nur wenige Secunden, und das Aufwallen des Waſſers verkündete: daß das feuchte Grab ſie aufgenommen, und daß alles vorüber ſei. Eilig, als fürchte er, der Genius der gemordeten Frauen möchte, aus den Fluthen emporſteigend, Rechenſchaft fordern, entfernte Halil ſich ſchnell nach der That mit ſeinen Sklaven, und alles war bald wieder ruhig und in tiefes Dunkel gehüllt, als ſei nichts vorgefallen.

»Arme Tamira, arme Amra!« ſeufzte Nadine, »Euer Leid hat nun ein Ende. Doch ich? ach, er wird nicht kommen! und ich — ich werde vergehen vor Schmerz?«

»Horch!« flüſterte Nadire mit zurückgehaltenem Athem, »iſt es mir doch, als hörte ich eine ungewöhnliche Bewegung des Waſſers?«

»Es werden Krokodile ſein, die nach der willkommenen Beute ſuchen,« ſagte Nadine, in tiefes Sinnen verloren.

»Nein, nein!« rief Nadire, ihre Sehkraft anſtrengend, »eine Geſtalt erhebt ſich über den Wogen — ſie ſchwimmt dem Ufer zu — ſie hat das Land erreicht — ſollte Tamira Mittel gefunden haben, ſich von ihren laſtenden Banden zu befreien? doch nein! ich ſehe mehrere Geſtalten wie aus dem Boden wachſend, ſie bilden

einen Kreis — Allah ſei gelobt! Tamira hat einen Retter gefunden.«

Ein Strahl der Freude belebte Nadinens Züge; doch als die räthſelhaften Geſtalten ſich langſam, als trügen ſie eine ſchwere Laſt, vom Ufer entfernt hatten und im Dunkel der Nacht verſchwanden, ſo ſank ſie wieder in ihren vorigen Kummer zurück, und nur die Worte: »er wird nicht kommen und ich muß vergehen vor Schmerz!« entrangen ſich zuweilen ihrer von Angſt gepreßten Bruſt. Schon eine Stunde war bereits wieder in das Meer der Ewigkeit dahin gefloſſen, ohne ohne daß ein Laut die tiefe Stille unterbrochen und das Nahen eines lebenden Weſens verkündet hätte. Nadire drang nun mit Bitten in die geliebte Herrin, nicht länger der falſchen Nachtluft ſich vergebens auszuſetzen, da für heute wohl nichts mehr zu hoffen ſei, als plötzlich ganz leiſe das bekannte Zeichen außerhalb der Mauer ertönte.

Mit einem lauten Ausruf der Freude ſprang Nadine nach einem dichten Roſengebüſch, aus welchem ſie eine Strickleiter hervorſuchte, und dieſe mit froher Eile und mit Nadirens Hülfe hinabließ, worauf nach wenig Secunden die Geſtalt eines ſchönen Mannes mit glän-

zend ſchwarzen Haaren und großen dunkelbrennenden Augen, halb türkiſch, halb phantaſtiſch gekleidet, ſichtbar wurde. Mit Gewandtheit und Grazie ſchwang er ſich von den letzten Sproſſen der Leiter über die Mauer, wo Nadine in ſprachloſem Entzücken ihn empfing.

»Nur wenig Augenblicke ſind mir gegönnt,« nahm er nach kurzer Umarmung das Wort, »morgen Nachts wird ein Schiff die Anker lichten, um weit mich von dieſer Küſte wegzuführen, ſteht Dein Entſchluß: mir zu folgen, noch feſt, und bebt Dein Herz nicht bei dem Gedanken an die Gefahr, welche uns drohen könnte?« —

»Karlos!« flüſterte Nadine in halb vorwurfsvollem Tone, »weshalb dieſer Zweifel? kann meine Entfernung größere Gefahr mir bringen, als bei jeder nächtlichen Zuſammenkunft mir droht!«

»Nun ſo höre!« ſagte Karlos, »Du wirſt ohne Zweifel wiſſen, in welchen verdrießlichen Handel mein Freund Olivedo ſich mit Tamira, Halil's Gattin, eingelaſſen hatte?«

»Sie liebten ſich wie wir!« hauchte Nadine.

»Der beleidigte Gatte,« fuhr Karlos, ohne auf die Unterbrechung zu hören, fort, »rächte ſich durch mehrere Dolchſtiche, welche meinem Freunde unfehlbar den Tod

würden gegeben haben, wenn nicht ein Taſchenbuch mit dem Bildniß ſeiner Mutter, das er ſtets bei ſich trägt, die Kraft des Stoßes abgewendet hätte. Jedoch blieb er für todt auf dem Platze liegen, wo mit anbrechender Nacht erſt ein Jude, der die Leiche entkleiden wollte, noch Leben in ihm fand und ihn in ſein Haus nahm. Sobald er die Augen aufſchlug, ließ er mich von ſeinem Unglück unterrichten, da gewiß Halil's Rache ſich auch auf mich ausgedehnt haben würde, und reiche Goldſpenden vermochten den Juden, uns Beide zu verbergen, bis ein Schiff uns aufnehmen könnte. Das Glück war uns günſtig, denn morgen ſchon verläßt ein chriſtlicher Kaufmann den Hafen, um uns in die Heimath zu bringen. Obwohl Olivedo von dem Bruder unſers Wirthes verbunden wurde und dieſer erklärte: die Verletzung habe nur das Fleiſch getroffen, ſo daß eine baldige Herſtellung mit Gewißheit zu hoffen ſei, ſo bemerkte ich dennoch große Unruhe an ihm, welche ein heftiges Fieber zur Folge hatte, wo er mir endlich auf mein Befragen geſtand, daß Tamira's Schickſal peinigend an ſeinem Herzen nage, und daß er ſein ganzes Vermögen für ihre Rettung hingeben würde. Ich ſah ein, wie nachtheilig dieſe Sorge auf ſeine Geneſung wirken mußte, wodurch vielleicht unſere Abreiſe verzögert werden konnte, und verſprach, ihm

die Geliebte zu retten, ohne ein Mittel zu wiſſen, mein Verſprechen in Ausführung zu bringen. Meinem Geſchick vertrauend, ſchlich ich mit anbrechendem Morgen als Jude verkleidet um Tamira's Haus, da es mir vor allem nöthig ſchien, zu erfahren, auf welche Art ſie ihre Strafe erleiden ſollte, und miſchte mich unter die Sklaven, welche Waſſer holten, die Pferde und Kameele zu tränken. Lange wollte mein Wunſch nicht in Erfüllung gehen, und ich war ſchon im Begriff, mich vom Brunnen zu entfernen, um nicht länger der Gefahr, erkannt werden zu können, ausgeſetzt zu ſein, als ein chriſtlicher Diener mit einem Kruge kam, um ebenfalls Waſſer zu ſchöpfen. In Halil's Sklaven erwachte bei ſeinem Anblicke der Zorn, ſie überhäuften den Hinzugetretenen mit Schmähreden; der geſtrige Vorfall kam dadurch unter den Uebrigen zur Sprache, wo ich denn erfuhr, was ich wiſſen wollte, und worauf ich mich ſcheinbar ganz theilnahmlos entfernte, indem ich an einen andern Brunnen zu gehen vorgab, da ich nicht länger warten könne, bis die Reihe mich treffe. Auf langen Umwegen begab ich mich nun zu einem chriſtlichen Prieſter, machte ihn zum Vertrauten des Geheimniſſes, und ich bat ihn unter reichen Spenden von Gold und dem Verſprechen: die gerettete Tamira durch die Taufe dem Schooße der Kirche zu

überliefern, um ſeinen Beiſtand bei dieſem gefährlichen Unternehmen. Lange wollte er nicht einwilligen; allein meine Beredtſamkeit errang endlich doch den Sieg über ſeine Zweifel, und wir beſchloſſen ſodann: uns heute Nacht mit unſern Dienern längs dem Ufer im Gebüſche zu verbergen; wer nun gerade dem Unglücksorte am nächſten ſich befinde, ſollte ohne Zaudern gleich nach Halil's Entfernung ſich in den Fluß ſtürzen, um die dem Tode Geweihten zu retten. Der Zufall wollte, daß ich der Retter wurde, denn vor einer Stunde habe ich Tamira aus dem Waſſer gezogen, und ſie befindet ſich, nachdem ſie kaum zum neuen Leben erwachte, ſchon auf dem Wege nach dem Hafen, um auf das Schiff gebracht zu werden, da es mir zu gewagt ſchien, ſie in der Stadt zu verbergen.«

»Du haſt alſo Tamira geſehen, nicht wahr, ſie iſt ſchön?« fragte Nadine, in Nachdenken verſinkend.

»Wunderliches Kind!« entgegnete Karlos lächelnd, wenn ich Deines Glaubens wäre, müßteſt Du es Dir ja gefallen laſſen, wenn ich außer Dir noch drei Frauen nähme, was weit ärger iſt, als die Geliebte des Freundes aus dem Waſſer zu ziehen.«

»Nein!« ſagte Nadine, »nur mit meiner Zuſtimmung würdeſt Du noch mehrere Frauen nehmen dürfen, und ich würde es nimmermehr erlauben.«

»Aber doch ein paar Sklavinnen, nicht wahr?« fuhr Karlos fort; plötzlich ernſter werdend ſprach er: »Laß uns jetzt nicht mit nutzloſen Reden die Zeit verlieren! Der Tag fängt ſchon zu grauen an, ich muß gehen, ſoll unſere Zuſammenkunft nicht verrathen werden.«

»Du willſt ſchon fort?« ſeufzte Nadine, »ich hatte Dir noch ſo viel zu ſagen.«

»Morgen um Mitternacht halte Dich bereit!« entgegnete Karlos, »ich werde Dir Knabenkleider mitbringen; die aufgehende Sonne wird uns dann auf dem Rücken des Meeres finden, das uns in mein Vaterland trägt, wo ein Leben voll Wonne der Liebe Dich erwartet.« — Vorſichtig ſpähte er erſt nach allen Seiten, doch als kein Laut die Stille der Nacht bewegte, ſchloß er die Geliebte noch einmal an die Bruſt, ſchwang dann ſich über die Mauer und entſchwand bald aus Nadinens Blicken, die ebenfalls leiſe mit Nadire in das Haus zurückſchlich.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Nadaly, Lamed's Schweſter, auf weichen Polſtern ruhend, ihr Frühſtück einnahm. Sie war die Witwe eines reichen Kaufmanns und ſchien, obwohl noch jung und hübſch, keine Luſt zu haben, ſich abermals in das Joch

der Ehe zu beugen, welches der verſtorbene Gatte ihr ziemlich ſchwer gemacht und für das ganze Leben verleidet hatte, denn drei Sommer waren ſchon über ſein Grabmal hingezogen, und noch hatte ſie mit keinem Worte gegen ihre Verwandten den Wunſch, ſich wieder zu vermählen, erwähnt. Dagegen umgab ſie ſich mit allem, was nur das Leben angenehm machen konnte, und ihr ſchönes Landhaus — ohnedies mit den hübſcheſten Sklavinnen geziert — war ſtets der Sammelplatz der auserleſenſten Almehs und Tänzerinnen, welche im ganzen Umkreiſe ſich befanden. Auch heute ſaß ſie, eben in Gedanken beſchäftigt, die Freude der Unterhaltung für alle Tage der Woche zu beſtimmen, als ihre Lieblingsſklavin in das Gemach trat und meldete, »daß Miriam um Einlaß bitte.«

»Sie weiß gewiß wieder ein neues Mährchen,« ſagte Nadaly, der Sklavin ihre Pfeife reichend, »welches ich erſt bezahlen ſoll, ehe ſie es im Bade zum allgemeinen Beſten gibt. Nun ſie mag kommen, es handelt ſich ja doch nur um eine Hand voll Medinen.«

Ehrfurchtsvoll betrat Miriam das prachtvoll gezierte Zimmer, und warf ſich nach wenigen Schritten auf den Teppich nieder, die Hand nach dem Kleide Nadaly's ausſtreckend, um den Saum deſſelben an die Lippen zu drücken.

»Heil Dir, Du leuchtendes Geſtirn am ſaphyr=blauen Himmelsbogen!« begann ſie endlich mit feierlicher Stimme, »Heil Dir, Du unvergängliche Roſe aus dem Paradieſesgarten! Allah überſchütte Dich und Deine Nachkommen mit reichem Segen.«

»Du haſt vergeſſen,« entgegnete Nabaly lächelnd, »daß Allah mir in meiner Ehe keine Nachkommen ge=ſchenkt hat, wodurch Dein Wunſch alſo nur zur Hälfte in Erfüllung gehen kann.«

»Du wirſt deren noch erhalten,« ſprach Miriam, wie im prophetiſchen Tone; »nicht länger wird Dein Herz die Kälte des Felſens bewahren, mit welcher Du die Macht der Liebe zu verſpotten ſcheinſt; einem Manne, ſtolz und muthig wie der Adler hoch in den Lüften, zärt=lich wie die Turteltaube im Gebüſch und ſchön wie die aufgehende Sonne, wird es gelingen, den Stahl Deines Willens zu erreichen und Dich heimführen zu können un=ter ſein Dach, wo die Liebe ihren Thron aufgeſchlagen hat.«

Nabaly, welche bei den erſten Worten Miriam's erwartungsvoll gelauſcht hatte, ließ plötzlich, als wollte ſie ſich keiner Täuſchung hingeben, das Haupt ſinken, ſeufzte und ſprach, ſchnell wieder ihre ruhige Stellung einnehmend: »Du biſt ja gekommen, ein neues Mähr=chen mir zu erzählen?«

»Zu meinem Unglück, das in einer böſen Stunde

mich geboren werden ließ,« entgegnete Miriam, »iſt es kein Mährchen, das Dich erfreuen könnte, ſondern Unheil, welches Dir zu verkünden zu meinem größten Schmerze der Himmel mich auserwählt hat. Die ganze Nacht hindurch haben Thränen mein Lager befeuchtet, und ich verwünſchte tauſend Mal mein Geſchick, das mich zwingt, Kummer über Dein Haus zu bringen! Da dachte ich aber Deiner Großmuth, der Geſchenke, die ſchon aus Deiner Hand ſo reich mir zugefloſſen ſind, und ich fühlte recht lebhaft, wie Dankbarkeit es von mir erheiſcht, lieber augenblicklichen Kummer Dir zu bereiten, als länger zu ſehen, daß Schmach und Entehrung an Deiner Schwelle ſich lagern.«

»Du erſchreckſt mich,« rief Nadaly erbleichend, »wer ſollte gewagt haben —«

»Nadine, die Frau Deines Bruders, hat es gewagt, mit einem ungläubigen Franken ſich in ein Verſtändniß einzulaſſen,« entgegnete Miriam, »Gottes Zorn wird den Stamm Deiner Väter vernichten, wenn nicht ſchnell dieſer giftige Zweig abgeriſſen und gänzlich zerſtört wird, damit er nicht mit dem Unkraut wuchernd, auf der Erde ſich fortpflanze.«

Nadaly ſtieß einen Wehlaut aus und ſank, ihr Antlitz verhüllend, in die Kiſſen des Divans zurück. Es

folgte eine lange Pauſe, in welcher ſie beinahe der Gewalt des Schreckens zu erliegen ſchien, während Miriam in ängſtlich lauernder Ungewißheit das Reſultat ihrer Nachricht erwartete. Endlich richtete Nadaly ſich empor; in ihren Zügen malten ſich alle Stürme der Leidenſchaft, welche je ein weibliches Herz bewegt, und ſie rief mit zitternder Stimme: »Welcher, welcher von den beiden Franken hat ſolchen Frevel gewagt?« Ihr Blick haftete bei dieſer Frage ſtarr auf Miriam's Lippen, als ob aus der Beantwortung derſelben allein die Größe der Schuld hervorgehe.

»Ich weiß in der That ihre Namen nicht,« entgegnete die ſchlaue Sklavin forſchend; »doch däucht es mir, als ob der Kleinere es ſei.«

»Er iſt es, es iſt Olivedo!« rief Nadaly ſich vergeſſend.

»Ja, ja! ſo heißt er,« ergänzte Miriam; »wenn doch der Andere —«

»Schweig und verlaß mich jetzt,« herrſchte Nadaly mit funkelnden Blicken.

Zögernd ſchlich Miriam der Thüre zu.

»Fort! aus meinen Augen!« wiederholte Nadaly

in wilder Leidenſchaft, »und wehe Dir, wenn Deine Zunge eine Lüge ſich erlaubte!«

»Iſt doch beinahe die ganze Stadt von den ungläubigen Hunden wie bezaubert,« murmelte Miriam im Fortgehen, »doch warte nur, bis morgen wirſt Du ſchon zahmer werden.« — Eilig verließ ſie das Haus.

Nadaly beſchied einen alten vertrauten Sklaven zu ſich und ſprach lange im Geheimen mit demſelben; als dieſer aber das flüchtigſte Dromedar beſtiegen und bald ihren Blicken entſchwunden war, ſchloß ſie ſich in ihr Gemach ein, ohne ſelbſt ihrer Lieblingsſklavin den Zutritt zu erlauben. —

Kaum fingen die Schatten der Bäume an ſich etwas zu verlängern, als Nadine ſchon, von ihrer treuen Sklavin begleitet, durch die dunklen Gänge des Gartens wandelte; denn Freude, Angſt und Erwartung hatten ihre Bruſt zu ſehr beengt, um länger zwiſchen den Wänden des Hauſes ausharren zu können. Bald verlor jedoch auch der Genuß der freien Luft ſeine Wirkung, denn die Sonne ſtand noch am Himmel, und um Mitternacht wollte der Geliebte erſt erſcheinen, ſie abzuholen.

Auch Nadire ſchien heute nicht ſo reich an Troſtgründen wie ſonſt, da ſie nur zu gut wußte, daß auch

ihr Leben auf dem Spiele ſtehe, daß ſie das Loos der Gebieterin theilen müſſe, ohne — im Fall des Gelingens ihrer Flucht — Theil an deren Freuden zu haben. Für ſie gab es keinen Anziehungspunkt im fernen, fremden Lande, das als neue Heimath ſie aufnehmen ſollte, und nur in der Liebe ihrer Herrin mußte ſie Erſatz für Alles finden, was ſie mit aufopfernder Treue in die Wagſchale zu legen Willens war. Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, ſchritt ſie ſtumm neben Nadinen her, als dieſe endlich, die Zweifel ihrer Begleiterin ahnend, ſtehen blieb und um die Urſache ihres beharrlichen Schweigens fragte. Verlegen gab Nadire eine ausweichende Antwort.

»Nein, nein! Du vermagſt es nicht, mich zu täuſchen!« ſprach Nadine in ſanftem Tone, »Dein Herz hängt an der Erde, die ſeit Deinem Entſtehen Dich getragen; es fällt Dir ſchwer, den Sitten und Gewohnheiten unſeres Volkes auf immer zu entſagen, um in neue, Dir fremde Menſchen Dich fügen zu lernen, ohne daß die Liebe Dir als Lehrmeiſterin dient; ich erkenne die Schwere eines ſolchen Opfers und erlaß es Dir! Gehe in das Haus zurück und ſtelle Dich, als hätteſt Du von allem nichts gewußt. Wird meine Flucht entdeckt, dann biſt Du außer Gefahr und nur ich habe meine Schuld zu büßen; iſt aber der Stern der Liebe mir günſtig, trennt das Meer mich von dem verhaßten Gatten, der für ſchnö-

des Gold mich gekauft, dann denke mein und bete für die Erhaltung meines ſelbſtgewählten Glückes. Geh jetzt, geh! und überlaſſe mich meinem Schickſal!«

»Nimmermehr kann ich Dich verlaſſen!« rief Nadire, in Thränen ausbrechend, »vergib, Du Perle der Frauen! daß ich, einen Augenblick von Selbſtſucht befallen, meinen Vortheil in Erwägung ziehen konnte. Vergieb! und laß Dein Loos mich theilen, wie es auch immer ſich geſtalten möge; denn Trennung von Dir wäre noch qualvoller als der Tod!«

Gerührt ſchloß Nadine die treue Gefährtin an die Bruſt, und ſich erheiternd ſprach ſie dann: »Sieh'! wie die Zeit ſo langſam dahin kriecht; ſchon eine Ewigkeit glaube ich in dieſen Laubgängen, welche ich heute zum letzten Male ſehen ſoll, umherzuwandeln, und dennoch umhüllt kaum Dämmerung die Erde mit ihrem grauen Schleier. Setzen wir uns daher in dieſe Laube und verkürzen wir die träge dahinſchleichenden Stunden mit Mährchen; iſt auch die Seele mit andern Gedanken beſchäftigt, ſo iſt es doch beſſer, man ſucht ſie in den Zauberkreis der Unterhaltung zu bannen, als wenn ſie in düſterm Schweigen ſtets vergebens an dem dunklen Vorhange der Zukunft lauſcht, der immer dichter zu werden ſcheint, je mehr man ihn zu durchſchauen wünſcht.«

»Ich weiß nicht,« entgegnete Nadire, »ob ich heute

in der Stimmung bin, Deinem Verlangen entſprechen zu können; doch will ich mein Möglichſtes verſuchen.«

Beide Frauen nahmen in einer Laube auf der Terraſſe, von wo aus ſie die Gegend überſehen konnten, Platz, und Nadire begann nach kurzem Beſinnen:

»Es war einmal ein König, reich und mächtig wie keiner auf Erden, denn Gold und Edelſteine beſaß er wie Sand am Meere, und die auserleſenſten Sclaven, die ſchönſten Frauen gehörten ihm. Bei dem allen fühlte er ſich aber nicht glücklich; ſein Auge blickte immer unheimlich und düſter unter der tiefgefurchten Stirn hervor und es ſchien, als ob all ſein Reichthum nur deswegen da wäre, um ihn in Sorgen und Mißtrauen zu ſtürzen, welches, an ſeinem Herzen nagend, ihm die Tage verbitterte, die er ſo froh hätte verleben können. Dem war aber nicht ſo; was ſeine Umgebung für die Folgen des Geizes hielt, war eine verzehrende Leidenſchaft für Zenide, die Tochter eines andern Königs, die er geraubt und nun in einem Thurm gefangen hielt, zu dem er allein den Schlüſſel beſaß, und welche allen ſeinen Liebesbewerbungen nur kalten Hohn und Verachtung entgegenſetzte. Täglich brachte er ſelbſt Speiſe und Trank, und täglich verſuchte er ein neues Mittel, ihr Herz zu gewinnen, aber Alles vergebens! Da entbrannte der König endlich in Zorn und er beſchloß: ſie

durch Hunger ſeinen Wünſchen geneigt zu machen, weshalb er zwei Tage mit der gewöhnlichen Nahrung ausblieb. Mit hochklopfendem Herzen ſchritt er am dritten dem Thurme zu, denn der Erfolg dieſes Mittels ſchien ihm kaum zweifelhaft; aber er irrte auch diesmal und erſtaunte nicht wenig, als er ſchon auf dem Gange die Stimme der Prinzeſſin ein fröhliches Lied ſingen hörte. Lachend trat ſie ihm entgegen und dankte ihm, daß er ſo lange mit ſeinem Beſuche ſie verſchont hatte. Als der König ſah, daß Alles umſonſt war, da geberdete er ſich wie ein Verzweifelnder, was Zeniden viel Spaß zu machen ſchien; doch endlich des Lachens müde, ſprach ſie: »Du dauerſt mich wahrhaftig, und aus übergroßem Mitleid will ich auf Bedingungen mich mit Dir einlaſſen: bringe mir die Blume, die Du auf dem Gipfel des Berges, hinter welchem täglich die Sonne emporſteigt, finden wirſt, und ich will Dein werden.«

Dieſe Rede fiel wie kühlender Balſam in die brennende Herzenswunde des Königs, und er glaubte ſich nun am Ziele aller ſeiner Leiden, denn das Verlangen einer Blume ſchien bei ſeiner Macht und ſeinem Reichthum nur ein Kinderſpiel zu ſein. Mit zärtlichen Worten nahm er daher Abſchied, ſich hoch und theuer vermeſſend, daß nun ſeinem Glücke nichts mehr im Wege ſtehe, und ehe die Sonne den öſtlichen Himmel röthete,

befand er ſich ſchon mit einem zahlreichen Gefolge am Fuße des gedachten Berges. Hier ſtieg der König vom Pferde und klimmte, nur von zwei Bezieren begleitet, die Höhe empor, da er Niemand die Auffindung des Kleinodes anvertrauen wollte. Aber dieſes Unternehmen war nicht ſo leicht, als er ſich geträumt hatte, denn hoch über einem Felſenabhang blühte die Blume in ſtolzer Pracht, und er verzweifelte beinahe an der Möglichkeit, dieſelbe habhaft zu werden. Endlich, nach unſäglicher Mühe und Verwünſchung aller Weiberlaunen, gelang es ihm, die Blume herabzureißen; worauf er ſie ſorgfältig in ein Käſtchen von Ebenholz legte, das er ſelbſt verſchloß und dann noch einmal zu größerer Vorſicht in eine Decke von Seide hüllte, und das er dann ſeinem vertrauteſten Sklaven zum Tragen gab, der ihm jedoch ſtets zur Seite bleiben mußte, damit dem mühſam errungenen Schatz kein Unglück geſchehe. Als er den Berg herabgeſtiegen war, fand er ſchon die Zelte aufgeſchlagen und ſein Gefolge beeilte ſich, die koſtbarſten Teppiche und Polſter auszubreiten, worauf er Mittags gewöhnlich zu ruhen pflegte; denn die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel und die ſengende Gluth derſelben hätte die Weiterreiſe unmöglich gemacht. Ungern fügte ſich jedoch der König in die Nothwendigkeit; allein der Sieg konnte ihm ja nicht mehr entgehen,

und mit behaglicher Ruhe ſtreckte er ſich alſo auf ſeinen Polſtern aus, ſich ſüßen Träumen der Zukunft überlaſſend. Ohne daß er es jedoch wollte, ſenkte nach und nach ein tiefer Schlaf ſich auf ſeine Augenlieder, aus welchem er erſt erwachte, als ſchon die Sonne ſich zu neigen begann. Erſchrocken griff er ſodann gleich nach dem Käſtchen, welches jedoch zu ſeiner Beruhigung unverſehrt neben ihm lag. Um die verſchlafene Zeit wieder einzubringen, wurde nun die Rückkehr ſo ſchnell als möglich betrieben; allein trotz aller Eile, mit welcher die Sklaven die Zelte abbrachen und die Kameele damit bepackten, ſo ſtanden doch längſt die Sterne ſchon am Himmel, als der König vor ſeinem Palaſte anlangte. Von Ungeduld beflügelt eilte er ſogleich zu Zenide, um ihr die verlangte Blume, die Bedingung ſeines Glücks, zu überreichen. Allein, wie groß war ſein Schrecken, als er das Käſtchen öffnete — und die Blume völlig verdorrt erblickte. Einer Bildſäule gleich ſtand er ganz regungslos; Zenide aber lachte laut auf und ſprach: »O! über den Thoren! der eine ſo koſtbare Pflanze ohne Licht, Luft und Waſſer in ein ſchwarzes Behältniß einpreßt und glaubt: ſie werde eine ſolche Behandlung überleben! Geh', Du dauerſt mich! ich hätte wirklich ſo große Verblendung Dir kaum zugetraut.«

»Was ſoll ich thun, ich Unglückſeliger! um Deinen gerechten Zorn zu verſöhnen?« jammerte der König, die Hände ringend.

»Schon einmal,« ſagte Zenide nach einigem Nachſinnen, »habe ich mich von Mitleid bewegen laſſen, Dir eine Probe aufzulegen, die Du ſchlecht beſtanden haſt; ich will es noch einmal verſuchen. Ziehe daher morgen mit Untergang der Sonne nach Weſten, wo Du zu einem Felſen gelangen wirſt, aus welchem ein ſilberheller Quell hervorſprudelt; fülle von dieſem eine Flaſche und bringe es mir: denn dieſes allein kann, noch zu rechter Zeit angewendet, die Blume in das Leben zurückrufen.«

Ein Strahl der Hoffnung belebte wieder des Königs Züge, und er pries die Güte der ſonſt ſo ſtrengen Prinzeſſin, da ſie ihm ſelbſt den Weg zeigte, ſeinen Fehler wieder gut zu machen, und ſchwur, diesmal alle Vorſicht anzuwenden, um nicht abermals ſein Glück zu verſcherzen. Der ganze Tag wurde nun dazu verwendet, Anſtalten zu treffen, um jedem etwa vorkommenden Unfalle vorzubeugen. Ein Käſtchen, ganz mit Baumwolle und Sammet gefüttert, ſollte, eigens von einem jungen Kameele getragen, als Schutz der Flaſche dienen, welche der König von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ſelbſt beſichtigen wollte, ob deren Inhalt noch

unverſehrt ſei, und augenblicklicher Tod ſollte denjenigen beſtrafen, deſſen Unvorſichtigkeit an der Vergießung eines einzigen Tropfens ſich ſchuldig mache. Sobald die Sonne ſich neigte, zog der König dem verhängnißvollen Felſen zu, wo er auch bald die Quelle ſeines Glückes zwiſchen Moos und Geſtein hervordringen ſah; vorſichtig näherte er ſich dem Waſſer, füllte ſeine Flaſche bis zum Rande, und ſtellte ſie ſelbſt in das Käſtchen auf des Kameeles Rücken, worauf der Zug langſam, als trüge man einen Todtkranken, ſich auf dem Rückweg begab. So ſpät ſie auch auf dieſe Art zu Hauſe anlangten, ſo ſchien doch diesmal ein günſtiger Stern über des Königs Haupte zu leuchten, denn ſchon waren ſie am Thore des Palaſtes angekommen, und noch immer ſchimmerte das köſtliche Naß ungetrübt und friſch aus der Flaſche hervor. Des Königs Herz bebte vor Freude, ſich ſo nahe am Ziele ſeines Glücks zu ſehen, und da von Zenidens Fenſter noch der Strahl eines Lichtes glänzte, ſo konnte er ſich nicht enthalten, in der Nacht noch zu ihr zu eilen, um ihr die Erfüllung ihres Wunſches zu überreichen. Vorſichtig hielt er die Flaſche in beiden Händen, während ein Sclave die Thür des Thurmes öffnen mußte, und mit dem Ausdrucke des größten Triumphes in den Zügen, trat er in das Gemach der Prinzeſſin. Allein, im nämli-

chen Augenblicke, als er das Glas überreichen wollte, glaubte er zu bemerken, daß der Vorhang ihres Fenſters ſich bewege, als ob Jemand von außen ſich an ſelben feſthalte, und von Eiferſucht und Zorn übermannt, zuckten ſeine Hände krampfhaft, die Flaſche fiel klirrend zu Boden und das koſtbare Waſſer ſtrömte zu ſeinen Füßen hin.

»O, über den Wahnwitz eines Starrblinden!« ſchalt die Prinzeſſin in Wuth entbrennend, »welchen der Zugwind, durch die offen gelaſſene Thür entſtanden, außer Faſſung bringen kann! geh, geh mir aus den Augen, denn Dir wird es doch nimmermehr gelingen, mein Herz zu gewinnen.«

Wie mit Adlers Krallen erfaßte ſchreckliche Verzweiflung den armen König, der, ſo nahe ſeinem Glück, ſich plötzlich wieder zurückgeſchleudert ſah in den tiefſten Abgrund der Hoffnungsloſigkeit, aus welchem er kaum mehr ſich erheben konnte, denn er wußte wohl: daß ein Frauenherz dem Geliebten eher ein Verbrechen verzeiht, als eine Handlung, durch welche er ſich lächerlich macht, was bei ihm nun ſchon zum zweiten Mal der Fall war. Doch liehen Schmerz und Angſt ihm Worte, und er beſchwur Zenide, nur dies eine Mal ihm noch zu vergeben, da er gewiß eine dritte Probe glorreich beſtehen würde.

»Du machſt mir in der That lange Weile!« ſprach die Prinzeſſin, nachdem er ſie eine volle Stunde mit ſeinen Bitten beſtürmt hatte, »wohlan! mehr um Dich los zu werden, als in dem Glauben, daß Du ſie beſtehen würdeſt, will ich Dir noch eine Probe auferlegen, doch mißlingt ſie Dir abermals, ſo ſchwöre ich Dir bei der Heiligkeit des Korans, daß nichts in der Welt mich mehr vermögen ſoll, nur ein Wort mit Dir zu wechſeln, und ſollte ich im ewigem Schweigen bis zum letzten Tag meines Lebens in dieſem Thurm ausharren müſſen. Höre alſo: auf der Südſeite Deines Gartens befindet ſich ein prächtig gefiederter Vogel, deſſen melodiſcher Geſang mein Herz erfreuen könnte; fange mir dieſen! Wenn jedoch nur eine Feder an ihm verletzt iſt, ſo halte ich mich für nichts verbunden, denn bei der kleinſten unangenehmen Berührung verſtummt ſein Geſang, und er würde mir alſo nichts mehr nützen.« —

Froh, nur wieder eine Bedingung erhalten zu haben, ſchlich der König wieder in ſeine Zimmer zurück, jedoch konnte er die ganze Nacht kein Auge ſchließen, denn tauſend Gedanken und Pläne, wie er ſeine Aufgabe auf die geſchickteſte Art löſen wollte, ohne abermals in die Schlingen ſeines tückiſchen Schickſals zu

fallen, durchkreuzten ſeinen Kopf. Aber die Nacht verſtrich, ohne daß er mit ſich über die Ausführung ſeines Unternehmens einig geworden war, und traurig durchwandelte er am folgenden Morgen den Garten, ſehnſuchtsvolle Blicke nach dem Vogel werfend, der von Baum zu Baum fliegend, mit fröhlichem Geſang ihn neckend herauszufordern ſchien, indem er bald des Königs Haupt umkreiſte, bald ſich wieder hoch über die Gipfel der Bäume empor ſchwang. Da er aber niemals weit über dieſelben hinausflog, ſo verfiel dadurch der König auf einen Gedanken, der ihm den Beſitz des Vogels mit Gewißheit verhieß, und er eilte, ſogleich Befehl zur Vollführung deſſelben zu geben. Ein künſtliches Netz ſollte nämlich den ganzen Garten umſpinnen, das, immer enger zuſammengezogen, dem Thiere nur ſo viel Raum übrig laſſen durfte, als das Gebüſch einnahm, in welchem ſein Neſt ſich befand, woraus man ihn dann Nachts ohne Gefahr holen konnte. Mehr als tauſend Hände arbeiteten bald ohne Unterlaß an dem künſtlichen Werk, das nach wenig Tagen ſchon vollendet war, und langſam wurde nun das Netz angezogen, ohne daß der arme Vogel eine Ahnung von dem Ende ſeines Glückes hatte.

»Horch!« flüſterte Radine, die Erzählung unterbrechend, »mir war, als hätte ich Tritte gehört!«

Beide Frauen lauſchten ängſtlich; doch alles blieb ſtill und Nadine ſprach nach einer Pauſe: »ich täuſchte mich, erzähle weiter!«

»Nun, daß ich es kurz mache,« fuhr Nadire fort, »fehlte es dem Vogel innerhalb des Netzes an Nahrung oder wurde die Luft ihm zu beengend: als ein Sclave vorſichtig dem Neſte ſich näherte, fand er ihn todt in demſelben. Mit aller Hoffnung war es nun für immer vorbei, und der König verfiel in eine düſtere Schwermuth, welche bei dem ganzen Hofſtaat Beſorgniſſe für ſein Leben erweckte. Da trat eines Morgens Halebi, der Lieblingsſclave in das Gemach des Königs, und ſein Geſicht ehrfurchtsvoll bis zur Erde neigend, ſprach er: »großer Beherrſcher des Meeres und der Erde! leuchtendes Geſtirn am weiten Himmel unerforſchlicher Weisheit! vergieb es Deinem niedrigſten Sclaven, daß er in den Staub gebeugt, um Dein Wohl beſorgt, es wagt, einen Gedanken auszuſprechen, der vielleicht in der Ausführung eine Aenderung Deiner Lage hervorbringen könnte.«

Der König machte ein gewährendes Zeichen, worauf Halebi fortfuhr:

»Sollte Sunbulliſad, der Zauberer, nicht den Schlüſſel zu jenem Räthſel finden, welcher bei allen Aufgaben

Zenidens, ſich einer Schlange gleich, durch die Löſung derſelben geſchlungen?«

»Du haſt Recht!« ſprach der König, zum erſten Male wieder von einem Funken der Hoffnung beſeelt, »Sunbulliſad allein kann vielleicht noch helfen.« Und ſogleich ward das Zeichen zum Aufbruch gegeben, und ehe die Sonne ſich neigte, befand ſich der König ſchon am Eingange eines dunklen Waldes vor der Hütte des Zauberers. Unter Verheißung reicher Belohnung hatte er dieſem ſein Unglück vorgetragen; doch Sunbulliſad lächelte mit Geringſchätzung, und als der König ſeine Erzählung beendet, nahm er alſo das Wort:

»Wie verblendet iſt doch das Auge des Sterblichen, daß es ſo oft den Sinn eines einfachen Räthſels nicht zu durchſchauen vermag, und ſich gefällt, den verhüllenden Nebel noch zu vergrößern, um niemals aus dem Labyrinthe falſcher Urtheile ſich herauszufinden! Wie konnteſt Du im Ernſte glauben, daß Zenide für eine gewöhnliche Blume, für ein paar Tropfen Waſſer oder für einen unvernünftigen Vogel ihr Herz hingeben würde? Unter der Blume hatte ſie Schönheit und Würde verſtanden; das Quellwaſſer war die Beredtſamkeit, ohne welche der ſchönſte Mann nur ein todtes Bild iſt, das nicht dauernd zu feſſeln vermag, und der Vogel bedeutete die Freiheit, da ein Frauenherz

nie wahrhaft zu lieben vermag, wenn nicht eigene Wahl ſeinen Willen beſtimmen darf.«

»Und was ſoll, was kann ich thun, dieſen Fehler zu verbeſſern?« fragte der König.

»Nichts,« entgegnete Sunbulliſad, »Dein Schickſal iſt bereits entſchieden. Selim, der Sohn Deiner Schweſter, hat längſt ſchon durch die Blüthe ſeiner Schönheit Zenidens Auge entzückt; an ihrem Fenſter emporklimmend, fand ſeine Ueberredungsgabe in ihrem Herzen bald keinen Widerſtand mehr, und heute hat er, Deine Abweſenheit benutzend, ihr die Freiheit gegeben, um ſie morgen auf ewig zu ſeiner Sclavin zu machen.«

»Ha! das heuchleriſche Ungeheuer!« rief der König erglühend, »ſchrecklich ſoll er dieſe That mir büßen.«

Sunbulliſad lächelte mitleidig; doch als der König auf ſein Pferd ſich ſchwingen wollte, um nach der Stadt zurückzueilen, ſprach er: »Du würdeſt beſſer thun, einige Tage unter meiner Hütte gaſtlichem Dache zu verweilen; da es Deinem Blicke entgangen iſt, daß lange ſchon des Volkes Stimmung, durch Deine finſtere Strenge erbittert, ſich in Liebe zu Deinem Neffen neigte, ſo hat er nun die günſtige Gelegenheit benutzt, wo Du durch die dreifach falſch verſtandene Aufgabe Dich lächerlich gemacht und folglich an Furcht verloren hatteſt,

welche das Volk bisher allein noch zurückhielt, und hat heute ſich zum König ausrufen laſſen. Sein Verſtand, ſeine Großmuth hat alle Herzen ihm gewonnen; ſelbſt die Großen des Reiches ſind alle auf ſeiner Seite, und Du wirſt alſo wohl thun, im Verborgenen abzuwarten, bis der erſte Sturm vorüber iſt, der ſelbſt Dein Leben in Gefahr bringen könnte.«

Gräßlich war die Wuth und der Schmerz des Königs, ſich um Geliebte, Reich und Krone gebracht zu ſehen; doch Sunbulliſad's weiſen Tröſtungen gelang es endlich, den Eingang in ſein Herz zu finden, und wenn einmal der Menſch anfängt, der Stimme der Vernunft Gehör zu ſchenken, ſo iſt er bald auf dem Wege der Heilung. Erſt nach mehrern Monden, als er ſich ſtark genug fühlte, um keinen Rückfall zu erleiden, kehrte er in ſein ehemaliges Reich zurück, wo Selim und Zenide ihn liebreich aufnahmen, und wo er ihren Thron nun theilen ſollte; allein zu viel Ruhe und ſonſt nie gekanntes Glück hatte er den Lehren der Weisheit zu danken, um nicht dieſer ſein ganzes übriges Leben zu weihen, und er hatte es bald ſo weit gebracht, Selim's und Zenidens Glück ohne alle Regung des Neides mit anſehen zu können, wodurch die Eintracht und Zufriedenheit bis an das Ende ihrer Tage nicht mehr geſtört wurde.«

»Dieſes Mährchen,« ſprach Nadine, »iſt der Spiegel meines eigenen Lebens; nur daß Lameb, im Vergleich mit dem König, noch weit mehr in Schatten zu ſtehen kommt, da dieſer nur ein verliebter Thor war, jener aber dagegen ein grauſamer Tyrann iſt, welchen man nicht verlachen, ſondern haſſen muß. — Doch, was war das?« ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, indem ſie auf ein nahes Gebüſch deutete.

»Allah, laß nur dieſe Nacht gnädig über unſer Haupt vorübergehen!« ſeufzte Nadire; »es war ein wildes Thier, welches, Beute ſuchend, in dieſen Garten ſich verirrt hat, ich hörte deutlich ſein Schnauben.«

So nahe als möglich ſich zur Mauer drängend, umſchloſſen ſich die Frauen in ſtummer Angſt, das Gefahr drohende Gebüſch nicht mehr aus den Augen laſſend, als nach einer qualvoll verſtrichenen Viertelſtunde das bekannte Zeichen außerhalb des Gartens ertönte. In freudiger Haſt warf Nadine die Strickleiter hinab, und in wenig Minuten ſchwang Karlos ſich über die Mauer.

»Eile Dich, Geliebte!« flüſterte er, einen Pack Kleider hinwerfend; »der Wind iſt uns günſtig, noch vor Anbruch des Tages werden wir die Anker lichten, ich bin deshalb eine ganze Stunde früher gekommen.«

»Aber doch noch nicht früh genug, um meiner Rache zu entgehen!« tönte plötzlich eine Stimme ſchreck=lich dazwiſchen, und ehe der Ueberraſchte zur Wehre greifen konnte, hatte ſchon Lamed's Dolch ſeine Bruſt durchbohrt. Hinter allen Sträuchen drängten Sclaven hervor und ſchloſſen einen Kreis um die Sterbenden, denn der Mordſtahl, noch warm vom Blute des Gelieb=ten, hatte auch den Weg zu Radinen's — zu Radi=ren's Herzen gefunden. Der Mond, als ſei das Schau=ſpiel der ſo unerwartet Gemordeten ihm zu gräßlich, zog einen dunklen Wolkenſchleier vor ſein blaßſchim=merndes Antlitz, und tiefe Nacht umhüllte die ſchauer=liche Gruppe. Da bot Radine noch einmal alle jugend=liche Kraft auf, und ſich über Karlos beugend, ſprach ſie: »Reut es Dich, um dieſen Preis mich geliebt zu haben?« Und als der Sterbende ihr die Frage mit »nein« beantwortet hatte, richtete ſie ſich hoch auf und rief mit triumphirender Stimme: »Hörſt Du, Lamed? ich verſpotte Dich und Deine Rache! Der Tod an des Geliebten Seite iſt Wonne des Paradieſes, Leben mit Dir — iſt qualvoller Tod!«

Erſchöpft ſank ihr Haupt auf Karlos erkaltende Bruſt, und mit dem ſtrömenden Blute verhauchte ihr letzter Seufzer.

Todtenſtille folgte auf dieſe Scene, und mit ſtillem

Grimm nur halb befriedigter Rache ſchaute Lamed auf die Leichen, als plötzlich ein grellrothes Licht über den ganzen Garten ſich verbreitete, denn Nadaly ſtürzte mit einer Fackel, die ſchwarzen Locken wild um das bleiche Geſicht flatternd, gleich einer Schickſalsgöttin herbei.

»Weh, weh mir!« rief ſie in wilder Verzweiflung, »ich komme zu ſpät und meine Rache hat einen Schuldloſen getroffen! Fluch, zehnfacher Fluch treffe das Haupt der treuloſen Anklägerin, die Gottes Blitz verderben möge! denn er wird nun das Leben des Freundes von mir fordern, und nimmer — nimmer wird er die hinterliſtige Mörderin lieben können!«

»Was ſchwatzt die wahnſinnige Thörin?« fragte Lamed kalt, als Nadaly wehklagend ſich eben ſo ſchnell wieder entfernt hatte, als ſie gekommen war. »Werft die Leiche des ungläubigen Verräthers auf die Straße,« ſprach er dann, »damit ſein Tod als Beiſpiel diene. Die Weiber aber ſchafft nach jenem Kiosk, bis mein Wille über ſie beſtimmen wird.«

Langſam ſchritt er durch die dunklen Gänge des Gartens — die noch wenige Minuten zuvor Zeuge von Nadinen's Hoffnung und Sehnſucht geweſen — dem Hauſe zu, und die Nacht hüllte alles in ihren geheim=

nißvollen Mantel, ſchweigſam — als ſei nichts vorgefallen. —

Zweiter Traum.

Vor einer zierlich gebauten Hütte, im Schatten blühender Tamarinden, ſaß ein junger Mann, den Blick gedankenvoll auf die fernen Berge gerichtet, welche ein freundliches Thal umſchloſſen, das mit ſeinen grünen Matten, durch die ein klarer Bach gleich einem Silberbande ſich ſchlängelte, und ſeinen Wäldern voll Roſen und Orangen — die Luft mit ſüßen Düften erfüllend — ein äußerſt anziehendes Gemälde darbot. Aber die Natur ſchien nur für die blendend weißen Lämmer, welche noch auf den Triften weideten, ſich ſo reizend geſchmückt zu haben, denn dieſe blieben zuweilen ſtehen, um das herrliche Thal zu überſchauen, während des Mannes Auge gleichgültig über alles hingleitete, und nur an den fernen Bergen einen Ruhepunkt fand, hinter welche die Sonne ſo eben hinabſank.

»Ach, könnte ich mit dir ziehen, du glänzendes Himmelsgeſtirn!« flüſterten ſeine Lippen kaum hörbar, »könnte ich nur für einen Tag mit Blitzesſchnelligkeit der Wolken die Räume durchmeſſen; nur für einen Tag! wie gern wollte ich dann bis zur Stunde der

Erlöſung die laſtenden Ketten tragen.« — Sein Blick ſenkte verlegen ſich zur Erde, denn ohne daß er es bemerkte, war eine Frau aus der Hütte getreten und hatte ihn einige Augenblicke ſchweigend beobachtet. Sie mußte jedoch den Sinn ſeiner Worte mehr errathen als verſtanden haben, denn ſie näherte ſich langſam mit Trauer und Beſorgniß in den Zügen und fragte: »Ob ihm irgend etwas fehle.«

»Nichts!« war ſeine Antwort, indem er ſich bemühte, ſeinem Geſichte einen Ausdruck von Heiterkeit zu geben; aber bald verſank er wieder in ſein voriges Hinbrüten, als die Frau neben ihm Platz genommen und ſeine Hand erfaßt hatte. Lange ſaßen ſie ſchweigend neben einander, ohne daß Eines mit des Andern Daſein ſich zu beſchäftigen ſchien, als endlich die Frau, die tiefe Stille wieder unterbrechend, ſagte: »Vergebens ſuchſt Du mir zu verbergen, daß irgend ein Kummer auf Deiner Seele laſtet! Wodurch hat Nadaly Dein Vertrauen verloren? hat ſie ſich nicht ſtets deſſelben würdig bewieſen?«

»Deine Güte vernichtet mich!« ſprach der Mann bitter lächelnd; »ich bin Dein Geſchöpf, Dein Sclave, welchen Du mit großen Opfern Dir gerettet haſt, wie kann ich ein Geheimniß bewahren, zu welchem Du

nicht ein Recht hätteſt! Ohne Dich läge ich ja längſt ſchon im Schooße der Erde.«

»Sprich nicht alſo, mein Olivedo!« entgegnete Nadaly, indem Thränen ihr Auge verdunkelten, »ohne mich wärſt Du längſt in der Heimath, die dem Entfernten noch einmal ſo lockend und goldſtrahlend erſcheint, als ſie in der Wirklichkeit iſt; ohne mich lebte der Freund noch, den meine Schuld gemordet; ohne mich wäre nicht das Weib Deiner Liebe einem ungewiſſen Schickſale preis gegeben, in eine fremde Welt hinausgeſchleudert worden. Ich weiß das alles! meine blinde Leidenſchaft hat Dich um Dein Glück betrogen, und was ich für Dich that, iſt nichts in der Wagſchale Deines Geſchickes gegen das, was Du verloren; denn leicht war es mir, Dich aufzufinden, um Deinen Verfolgern Dich zu entziehen, da eine Hand voll Gold hinreichend iſt, ein Geheimniß dieſer Art mit Nacht zu decken und ſich der Verſchwiegenheit der Mitwiſſenden zu verſichern. Ich zog mit Dir in dieſes freundliche Thal, wo Niemand uns ſucht; ich heilte Deine Wunden und hoffte, daß meine Liebe, mein Bemühen, Dich glücklich zu machen, einſt Früchte tragen und Dich mit Deinem Schickſale verſöhnen würde, aber alles iſt vergebens! Nur mit den Bildern der Vergangenheit beſchäftigt, nennſt Du Dich mein Geſchöpf, meinen

Sclaven, um nicht mit mir einen Weg wandeln zu dürfen, um mich empfinden zu laſſen, daß nicht Dein eigener Wille Dich unter meinem Dache gefeſſelt.«

Beide Hände vor das Geſicht drückend, ſchwieg ſie eine Zeit lang; doch als Olivedo immer noch kein Wort des Troſtes für ſie fand, begann ſie wieder mit gepreßter Stimme: »Ich weiß, Tamira's Schickſal bekümmert Dich; aber habe ich Dir nicht ſchon oft geſagt, daß, wäre es möglich, ſie wieder zu finden, kein Preis mir zu hoch ſein würde, ihren Beſitz zu erkaufen; daß ſie als meine Schweſter, als meine Gebieterin in dieſer Hütte herrſchen ſollte, wenn ich dadurch nur einen Blick des Dankes und der Zufriedenheit von Dir erlangen könnte.«

»Es iſt in der That nicht allzu ſchwer, ſolche Anerbietung zu machen,« entgegnete endlich Olivedo mit kaltem Spott, »da ein Meer zwiſchen Tamira und Deiner Hütte liegt.« — Köcher und Bogen umhängend, wanderte er dann den Bergen zu, ohne die tief Verletzte mehr eines Blickes zu würdigen.

Lange ſah Nabaly ſprachlos ihm nach, erſt als er unter den fernen Bäumen verſchwand, fand ſie wieder Worte, und tief aufathmend ſprach ſie: »So hart war er noch niemals gegen mich! Wird es mir je gelingen, das Bild Tamira's aus ſeinem Herzen zu verdrängen?«—

Gedankenvoll ſtützte ſie das Haupt in die weiße Hand, und ſaß noch in tiefes Sinnen verſunken auf derſelben Stelle, als längſt ſchon der Mond das ſchöne Thal mit magiſchem Glanze übergoß, und nur das Lied der einſamen Nachtigall noch die feierliche Stille der Nacht belebte. Aber die Nachtigall verſtummte, der Mond ſank unter und die Sonne vergoldete die Gipfel der Berge, ohne daß Olivedo zurückkehrte. In Todesangſt harrte Nadaly vergebens auf das Erſcheinen des Heißgeliebten; die Sonne ging unter, die Sterne funkelten kalt und theilnahmlos am blauen Himmelszelt, der Mond trat wieder glänzend hinter leichten Silberwolken hervor — und Er war noch nicht da! Eine lange, lange Nacht der Erwartung ging vorüber, der neue Tag beleuchtete Nadaly's Schmerz und Verzweiflung, und unfähig, länger in unthätiger Ruhe zu bleiben, durchſtreifte ſie ſelbſt die Wälder, tauſend Mal ſeinen Namen rufend. Doch nur das Echo gab ihr Antwort, und ermüdet kehrte ſie endlich mit Untergang der Sonne zur Hütte zurück, wo ſie, freudig überraſcht, Olivedo vor der Thür derſelben erblickte, der mit Ungeduld ihrer zu harren ſchien.

»Vergib, meine theure Nadaly! wenn ich Dir Angſt verurſachte,« rief er ſchon in der Ferne ihr entgegen, indem er beide Arme zu liebevollem Empfang

nach ihr ausbreitete; »vergieb, meine Nadaly, meine gute Nadaly!« und zum erſten Male ſchloß er mit glühender Leidenſchaft ſie an ſein ſtürmiſch pochendes Herz, und ſeine Lippen ſuchten die ihrigen. Nadaly glaubte zu träumen, das Paradies mit allen ſeinen Wonnen ſchien ihr die Pforten geöffnet zu haben, um für die langen Leiden hoffnungsloſer Liebe ſie ſchadlos zu halten. Doch war der Uebergang vom Schmerz zur namenloſen Freude zu ſchnell, um nach der Quelle dieſer ſo unerwarteten Umwandlung forſchen zu können, und wie der Todtmüde nach eingetretener Ruhe augenblicklich in tiefen Schlaf verſinkt, ſo überließ auch ſie ſich dem ungewohnten Glück, ohne für einen andern Gedanken mehr Raum zu finden.

»Nun iſt die Gelegenheit gekommen,« nahm Olivedo endlich das Wort, indem er Nadaly ſchmeichelnd neben ſich auf die Bank hinzog, »wo Du durch ein großes Opfer mir Deine Liebe beweiſen kannſt.«

»Sprich, mein Olivedo!« entgegnete Nadaly, noch immer in ſüßen Träumen verloren.

»Kannſt Du das nicht errathen?« begann Olivedo um Worte verlegen, »ich dachte, dies wäre ſo leicht! Tamira iſt gefunden,« ſetzte er zögernd nach einer Pauſe hinzu.

Wie durch einen Donnerſchlag aus tiefem Schlaf emporgeſchreckt, ſtarrte Nadaly mit weitgeöffneten Augen den Sprechenden an.

»Doch fordert der Sclavenhändler, der von den Tuneſen ſie gekauft, einen hohen Preis für ſie,« fuhr dieſer, froh das verhängnißvolle Wort ausgeſprochen zu haben, muthiger fort: »wenn ich bis morgen die verlangte Summe nicht erlege, ſo wird ein Anderer ſie kaufen.«

Mechaniſch zog Nadaly einen kleinen goldenen Schlüſſel aus der Bruſt und legte ihn in Olivedo's Hände.

»Es iſt ein hoher Preis!« wiederholte dieſer noch einmal, nach der Hütte gehend. Nach wenig Minuten kam er mit einem ſchweren Beutel voll Gold zurück, und ſeiner Ungeduld nicht länger Meiſter, ſprach er: »Es iſt weit nach der Stadt, leicht könnte ich morgen zu ſpät kommen; auch iſt es beſſer, wenn ich vor Anbruch des Tages mich ſchon auf den Rückweg befinde, da man, trotz des Turbans, an der Sprache mich erkennen könnte, daß ich nicht zu den Bekennern Mohammed's mich zähle; ich will daher heute noch gehen.«

Nadaly nickte bejahend mit dem Haupte. Noch einen Kuß drückte er auf ihre marmorkalte Stirn und eilte dann, von Sehnſucht der Liebe beflügelt, den Bergen zu, wo bald die Schatten eines Roſenwaldes den Glücklichen in ihr träumeriſches Dunkel aufnahmen.

Sprachlos, einer Bildſäule gleich, ſtarrte Nadaly dem Entfernten nach, und es ſchien, als ſei ſie das Monument ihres eigenen Grabes geworden. Erſt nach langer Zeit belebten ſich ihre verſteinten Züge, und mit wildaufflammender Leidenſchaft ſtrömte das heiße Blut der Orientalin wieder aus dem Herzen, den Gliedern Bewegung und der Zunge Sprache verleihend. »Oeffne dich, Erde, und verbirg mich vor mir ſelbſt in deinem Schooße!« rief ſie, die Hände zuſammenſchlagend, »erbarme dich, Meer, und ſende mir eines deiner Ungeheuer; damit es mich von dem qualvollen Daſein befreie! Darum alſo mußte ich zum erſtenmale einen Augenblick auf den Zenith des Lebens mich getragen fühlen, um in die endloſe Tiefe grauenhafter Verzweiflung hinabzuſtürzen? Ha, Olivedo! wie wenig haſt du mich erkannt, wenn Du glauben konnteſt, daß eine flüchtige Schmeichelei — nur von Eigennutz in das Leben gerufen, von welcher Dein Herz nichts wußte — hinreichend ſei, mich für die Schmerzen zu bezahlen, die ich erleiden werde, wenn ich Dich täglich in den Armen des geliebten Weibes ſehen muß! — Wer ſagt, daß ich muß?«

Sie verſank in tiefes Nachdenken und dunkle Entſchlüſſe ſchienen ſich in ihrer Seele emporzuringen, denn ein ſchrecklicher Kampf malte ſich in den bleichen, zer-

ſtörten Zügen, und die Flamme der Leidenſchaft loderte bald, einen Gedanken feſthaltend, hoch auf, bald war ſie, in hoffnungsloſem Schmerz hinſterbend, dem Verlöſchen nahe. Da durchzuckte ein Blitzſtrahl ihre Seele, den einzigen Ausweg beleuchtend, welcher vielleicht noch übrig blieb, und Ruhe breitete ſich nun wieder über ihr ganzes Weſen; aber es war nicht die Ruhe eines ergebenen Gemüthes, ſondern die Grabesſtille kalter Verzweiflung nach einem feſtgefaßten Entſchluß.

Nachläſſig gekleidet, ohne Perlen, ohne Schleier, nur das bleiche Geſicht von den aufgelöſten Locken umflattert, ſaß Nabaly vor ihrer Hütte und zeichnete mit einem Stäbchen unbeſtimmte Figuren in den Sand, als Olivedo an der Seite Tamira's zurückkehrte. Aber lange ſchien ſie die Kommenden nicht bemerkt zu haben, denn erſt als dieſe beinahe vor ihr ſtand, erhob ſie ſich, die neue Gefährtin zu begrüßen. Tamira ſchlug den Schleier zurück, um die großmüthige Befreierin in die Arme zu ſchließen, was Nabaly duldete, ohne die Herzlichkeit zu erwiedern, indem ſie ihr mit kurzen Worten in die Hütte folgen hieß.

»Hier wirſt Du hinfort wohnen,« ſprach ſie, die Thür eines zierlich eingerichteten Gemaches öffnend, »und

meine beiden Sclavinnen werden auch Dich bedienen.« Dann aber eilte ſie, ihren vorigen Platz vor der Hütte wieder einzunehmen, wohin ihr jedoch Olivedo ſogleich folgte.

»Nadaly!« ſprach er, »weshalb biſt Du nicht gekleidet? Ich hatte mir ſo viel Freude verſprochen, Euch neugierig gegenſeitig betrachten zu ſehen, und Du konnteſt ſo ſchmucklos, ſo nachläſſig Deiner neuen, reizenden Freundin entgegentreten?«

Nadaly warf einen flammenden Blick auf ihn, dann aber ſprach ſie mit gleichgültigem Lächeln: »Deine Eitelkeit iſt beleidigt, Olivedo; und die Wunden derſelben fühlt ihr Männer immer tiefer als die Wunden des Herzens, das iſt alles! mir hat es gerade ſo gefallen.«

Verſtimmt ging Olivedo in die Hütte zurück, wo das Glück, Tamira zu beſitzen, ihn bald alle Stürme vergeſſen ließ, welche vielleicht dem Frieden dieſes kleinen Raumes noch drohen konnten, ehe die Macht der Gewohnheit wieder alles in das Gleichgewicht zu fügen im Stande war; Nadaly aber zeichnete wieder, ſcheinbar ſorglos um das, was um ſie vorging, Figuren in den Sand, und nur ein leichtes Lächeln zeigte zuweilen, daß andere Gedanken ihren Geiſt beſchäftigten, als ihr emſiges Spiel auf den erſten Blick vermuthen ließ.

Zwei Tage des ſüßeſten Glückes waren für Olivedo wie zwei Secunden verfloſſen; Nadaly, obwohl ſie

die meiſte Zeit außer der Hütte ſich aufhielt, ſchien dennoch ſo ruhig, um hoffen zu laſſen, daß ſie bald in dieſes neue Verhältniß ſich finden werde, wodurch dann ſein Himmel, völlig wolkenlos, ihm ein Leben voll Wonne verſprach. Aber es ſollte anders kommen, denn auch bei heiterſtem Sonnenſchein können Gewitter in der Ferne ſich aufthürmen, ohne daß der Blick des Sterblichen ſie ſogleich gewahrt, und es bedarf dann nur eines Sturmwindes, um die unheilvollen Wolken über ſein Haupt zu treiben, wenn er dieſelben noch weit entfernt glaubt.

Ein Wolf hatte den Weg in dieſes friedliche Thal gefunden, und mehrere Lämmer aus Nadaly's Heerde waren ſchon ein Opfer ſeiner Raubgier geworden, weshalb die Nothwendigkeit gebot, eine Jagd anzuordnen, bei welcher dem grauſamen Feinde das Entrinnen unmöglich gemacht werden mußte. Olivedo verabredete ſich mit mehrern benachbarten Fellahs, und es wurde ein Tag beſtimmt, um dieſes Unternehmen in Ausführung zu bringen. Die Freude, nach ſo langer unthätiger Ruhe einmal eine Beſchäftigung des Mannes würdig zu finden und ſeinen eigenen Muth wieder erproben zu können; die Hoffnung, als Sieger über das Unthier zu den Frauen zurückzukehren, ſchwellte Olivedo's Bruſt mit unendlicher Wonne, und leicht war daher ſein Abſchied von Beiden, als er mit frühem Morgen

zum Kampfe gerüſtet, in Begleitung der Sclaven, die Hütte verließ, um zur fröhlichen Jagd zu eilen. Nicht ohne ein Gefühl der Angſt ſah Tamira den Geliebten ſcheiden; doch als ſie in die Hütte zurückkehren wollte, trat Nadaly zum erſten Male mit Freundlichkeit ihr entgegen, und es ſchien, als ob mit Olivedo's Abweſenheit eine ſchwere Laſt von ihrer Bruſt entſchwunden ſei.

»Dieſer Tag wird Dir wohl lang werden,« begann Nadaly, nachdem Beide das Innere des Hauſes betreten und ſich auf Polſtern niedergelaſſen hatten; »doch auch heute wird die Sonne untergehen, denn Glück wie Jammer — alles findet ſein Ende, es gibt keinen Stillſtand in der Welt! — Wir wollen uns heute die Zeit mit Erzählen vertreiben, nicht wahr? weiß ich doch nicht einmal, wo — und auf welche Art Du Olivedo kennen lernteſt.«

Keinen beſſern Stoff hätte ſie wählen können, um Tamira's Beredtſamkeit zu erwecken, denn der Liebende fühlt immer ſich glücklich, wenn er ſeine ſüßeſten Erinnerungen in ein theilnehmendes Herz niederlegen darf. Mit einiger Befangenheit fing ſie an zu erzählen, wie der Geliebte zum erſten Male auf dem Wege nach ihrem

Landhauſe ihr erſchienen ſei, ohne auf ſie, die Tiefverſchleierte, ſonderlich zu achten; wie er dann öfter ihr begegnet und eine vertraute Sclavin ihn neugierig zu machen gewußt, bis endlich die erſte Zuſammenkunft Statt fand. Vergeſſend, daß ihre Zuhörerin auch ihre Nebenbuhlerin ſei, malte Tamira nun mit glühenden Farben die Tage ihres Glückes, ihrer Liebe, und die Zeit flog für ſie mit ſchnellem Fittig dahin, denn die Erinnerung iſt oft noch ſüßer als die Gegenwart. Doch auch der Liebe Wermuthsbecher hatte ſie bis zur Neige leeren müſſen, als Halil, ihr Gatte, das zärtliche Verſtändniß entdeckte und ſie zum Tode verdammte. Schon hatte der Fluß in ſeine kalten Arme ſie geſchloſſen, als Olivedo's Freund ſie rettete und auf ein Schiff bringen ließ, wohin er mit dem verwundeten Geliebten folgen wollte. Allein die Stunde der Abfahrt kam, ohne daß eine Spur von Beiden zu entdecken war, und da ſie nicht den Muth hatte, ſich wieder an das Land ſetzen zu laſſen, ſo mußte ſie mit Angſt und Verzweiflung ſehen, wie die Anker gelichtet wurden, und das Schiff, von den Wellen des Meeres getragen, ſie vielleicht auf ewig von allem trennte, was allein das Leben ihr werth gemacht. Nach wenig Wochen fiel ſie jedoch in die Hände eines Raubſchiffes von Tunis, wo ſie, an einen Sclavenhändler verkauft, von ihrer Gefährtin getrennt

wurde, da eine ſchwere Krankheit, welche ſie befiel, es demſelben unmöglich machte, ſeine theuer bezahlte Beute mit den Uebrigen auf den Markt zu führen. Erſt nach langer Zeit war ſie wieder ſo weit geneſen, um ihrem Gebieter über das Meer nach ihrem Vaterlande folgen zu können, wo dieſer ſie für einen höhern Preis anzubringen hoffte, und wo der Zufall ſie ſo unerwartet mit Olivedo, der auf der Jagd ſich verirrt und mit ihr in einem Hauſe übernachtete, zuſammentreffen ließ.

»Du haſt viel gelitten,« ſprach Nadaly, als Tamira ihre Erzählung beendet hatte, »doch Dir leuchtete ein Stern bei allen Stürmen des Schickſals, das Bewußtſein: geliebt zu werden!« — In die Kiſſen des Divans gelehnt, verſank ſie in düſteres Hinbrüten, in welchem ihre Seele gegen einen laſtenden Gedanken zu kämpfen ſchien; doch als Tamira verſicherte: um den Preis ihres Glückes nicht zu viel gelitten zu haben, da ſprang ſie, von wilder Leidenſchaft erfaßt, empor und verließ, in Verwünſchungen ihres Lebens ausbrechend, das Gemach.

»Arme Nadaly!« flüſterte Tamira ihr nachſehend, »wann werden die Stürme Deines ungleichen Gemüthes ſich legen, um in das Unabänderliche ſich zu fügen? Wie konnteſt Du hoffen, daß Olivedo das Weib je lieben würde, das, mit der Brandfackel in der Hand,

erſt ſein ganzes Glück zerſtörte, um ſich zu ſeinem Her-
zen Bahn zu machen! Arme Nadaly, Du wirſt ewig
dafür leiden müſſen!«

Erſt zur Mittagszeit erſchien Nadaly wieder, und
über ihren Zügen lag jene Ruhe verbreitet, welche immer
auf einen ſchweren Kampf der Seele zu folgen pflegt.
Die Speiſen blieben von ihr unberührt, und nur Sor-
bet nahm ſie zu ſich, als wolle ſie die verzehrende
Gluth ihres Gemüthes damit löſchen.

»Du biſt mir noch die Erzählung Deines Lebens
ſchuldig,« begann Tamira, das peinliche Schweigen un-
terbrechend; »da wir nun eine gemeinſchaftliche Bahn
wandeln, braucht wohl kein Schleier zwiſchen uns die
Vergangenheit zu decken.«

Ein ſonderbares Lächeln ſpielte um Nadaly's Lip-
pen, und die Neige ihres Sorbets leerend, entgegnete
ſie: »Mein Leben war bisher nur ein dunkler Schatten;
doch nichts währt ewig in der Welt, auch das tiefſte
Dunkel muß endlich den Strahlen der Sonne weichen!
Meine Mutter ſtarb früh, und die andern beiden Frauen,
welche mein Vater noch hatte, bezeigten keine Luſt, mir
die Heimgegangene zu erſetzen, vielmehr gaben ſie ſich
alle erdenkliche Mühe, mich ihren Haß auf eine recht
empfindliche Art fühlen zu laſſen. Ich litt viel — doch

ſollte ich noch mehr leiden. Eines Tages wurde mir angekündigt, daß man einen Mann für mich ausge= ſucht habe; ſchweigend nahm ich dieſe Erklärung auf, doch bebte ich bei dem Gedanken einer Heirath, denn ich hatte keinen Grund zu glauben, daß meine Verfol= gerinnen bei der Auswahl mein Glück ſonderlich berückſich= tigt. Doch wie groß war mein Erſtaunen, meine Freude, als man einſt morgens durch das Fenſtergitter einen Mann von ausgezeichneter Schönheit mir zeigte, der in Begleitung ſeines Bruders bei meinem Vater im Hofe ſtand. Mein Herz, von der Flamme der Liebe ergriffen, träumte nun Tag und Nacht von ihm, und ich konnte die Zeit kaum erwarten, wo ich das Haus der Qual verlaſſen durfte, um ihm auf ewig anzuge= hören. Endlich erſchien der Hochzeitstag; mit großem Prunk wurde ich in das Haus meines Erwählten ge= bracht. Mehr als zwanzig Mal mußte ich nun — jedesmal anders gekleidet — an ihm vorübergehen, und ich bebte vor Wonne, als ich ſein ſchönes Auge auf mir ruhen ſah und hörte, wie er gegen ſeinen Bruder meine Haltung und Würde mit Bewunderung lobte. Doch wer beſchreibt mein Entſetzen, als endlich die entſchei= dende Stunde kam, und nicht er — ſondern ſein Bru= der, eben ſo häßlich wie dieſer ſchön — der mir be= ſtimmte Gatte war. Unfähig, mit Geduld in den ſchreck=

lichen Irrthum, in welchem man vorſätzlich mich erhalten hatte, mich zu fügen, brach ich in laute Klagen aus, was mein Loos nur um ſo mehr verſchlimmerte, denn der gewaltſam aufgedrungene Gatte glaubte nun, hierdurch bitter gekränkt und beleidigt, mich mit aller Strenge ſeines Rechtes behandeln zu müſſen. Eine grauenvolle Zeit zog langſam an mir vorüber; ein herrſchendes Fieber befreite mich endlich von meinem Peiniger, und da auch ſein Bruder ein Opfer deſſelben wurde, ſo beſchloß ich, mein Leben hinfort in ſelbſtſtändiger Ruhe zu genießen. Doch was iſt des Menſchen Vorſatz ohne den Willen Allah's? — Von der Terraſſe meines Gartens erblickte ich Olivedo, und der Funke, welcher ſonſt für den Bruder meines Gatten in meinem Herzen geglüht hatte, loderte nun für ihn zur hellen Flamme empor. Die Kälte, womit er alle bedeutungsvollen Geſchenke aufnahm, welche ich durch meine vertraute Sclavin ihm zuſtellen ließ, fachte das Feuer meiner Leidenſchaft nur um ſo heftiger an, und ich ſollte abermals die Erfahrung machen, daß es für mich kein Glück der Liebe auf Erden gibt. Durch den falſchen Bericht einer treuloſen Sclavin glaubte ich ihn in dem Netze Radinens, der Frau meines Bruders. Um wenigſtens durch Rache meine brennenden Wunden zu kühlen, zeigte ich dieſem die nächtliche Zuſammenkunft an, wo ich dann

zu ſpät meinen ſchrecklichen Irrthum erkannte. Durch reiche Goldſpenden gelang es mir bald, den Aufenthalt Olivedo's aufzufinden; ich pflegte den Schwerverwundeten, zog dann, um vor aller Nachſtellung ſicher zu ſein, mit ihm in dieſes weit entfernte Thal, und hoffte alles von der Zeit und ſeinem Dankgefühle. Ein Jahr verging unter ſchwankenden Hoffnungen; ſchon fing die Zeit an, ihr Recht auf die Bilder der Vergangenheit geltend zu machen, da erſchienſt Du — und ein Blick, ein Hauch Deiner Lippen war hinreichend, das ganze Gebäude meines Glücks auf ewig in Trümmer zu ſtürzen!« — Nadaly bedeckte das Geſicht mit beiden Händen, und alle Qualen der Erinnerung ſtürmten mit neuer Gewalt durch ihre Seele; doch nach wenig Augenblicken ihre Faſſung wieder erringend, ſprach ſie mit ruhiger Stimme: »Ich wollte Dich morden, Tamira, Dein Tod ſollte wenigſtens das Glück der Rache mir verſchaffen, da das Reich der Liebe hartherzig ſeine Pforten mir verſchließt; aber ſchon laſtet Nadinens und ihres Geliebten Blut auf meiner Seele! Um die Schuld nicht zu vergrößern, hat Gott mich gewürdigt, mir den Gedanken einzugeben, ihn allein zwiſchen Dir und mir richten zu laſſen. Eine der Sorbetſchalen war vergiftet! Du oder ich — gleichviel! nur Eine von uns ſieht Morgen die Sonne aufgehen!«

»Hülfe, Rettung!« ſtöhnte Tamira erbleichend, indem ſie ſich, vom Schrecken gelähmt, vergebens bemühte den Divan zu verlaſſen.

»Bleib!« ſagte Nadaly mit Eiſeskälte, »das Gift wirkt ſo ſicher, daß keine Rettung möglich iſt!«

»Ha, ſchreckliches Weib!« rief Tamira, »ſo kalt kannſt Du mit Leben und Tod ſpielen, daß Du ruhig erwarten willſt, welche von Beiden der Zufall zum Opfer auserſehen hat?«

»Nicht Zufall, Gott wird richten zwiſchen mir und Dir!« ſprach Nadaly feierlich, »ſein Ausſpruch allein kann entſcheiden, ob mein Weg der des Lichtes — oder der Finſterniß iſt.«

»Hülfe, Hülfe! Rettung!« jammerte Tamira die Hände ringend, »hört denn kein lebendes Weſen meinen Angſtruf, um mich von dieſem entſetzlichen Weibe zu befreien!«

Da erſchien gleich einem rettenden Engel Olivedo, von der Jagd heimkehrend, an der Thür der Hütte; Tamira flog ihm entgegen, und mit wenigen Worten war er von dem Vorgefallenen unterrichtet. Schrecken, Wuth und Beſorgniß um das Leben der Geliebten malten ſich wechſelnd in ſeinen Zügen, und ſein Dolch, noch rauchend vom Blute des Wolfs, blitzte im Augenblicke über Nadaly's Haupte.

»Erſpare Dir die Mühe und Deiner Seele die Schuld eines Mordes,« ſprach ſie bitter lächelnd, »Gott hat entſchieden! denn mich traf das Loos des Todes, und ich fühle ſchon die Gluth meines Herzens von ſeinem kühlenden Hauche erlöſchen.«

Sprachlos ließ Olivedo die Arme ſinken.

»Vergib mir das Verbrechen, Dich mit flammender Leidenſchaft geliebt zu haben!« hauchte Nadaly in die Kiſſen des Divans ſinkend, »der Tod iſt kalt — kälter als Marmor, mit eiſiger Hand verſcheucht er die Nebel, welche das Auge umflorten, daß es die Wahrheit nicht erkennen konnte, und ein weiter Weg eröffnet ſich vor meinen Blicken, von welchen der verſöhnte Schatten Nadinen's aus der Ferne mir zuwinkt! Ich muß fort — fort aus dem Leben der glühenden Qual in den kühlenden Strom der Vergebung!«

»Gott iſt groß!« ſprach Tamira, die Entſeelte mit einem Schleier bedeckend; »er wird die Pforten des Paradieſes ihr öffnen, da ſie im Leben ſo ſchwer gebüßt hat!«

»Amen!« tönte eine feierliche Stimme dazwiſchen, und Beide wandten ſich gegen die Thür, an welcher ein junger Mann erſchienen war, ohne daß ſie es bemerkt hatten.

»Wie? Karlos! biſt Du dem Grabe entſtiegen, um Zeuge der Vergeltung zu ſein?« rief Olivedo die Erſcheinung anſtarrend.

»Nicht dem Grabe,« ſprach Karlos, »denn Gott ließ einen menſchenfreundlichen Araber, der mich in todtenähnlichem Zuſtande auf der Straße gefunden, zum Werkzeuge meiner wunderbaren Rettung werden. Lange, lange Zeit lag ich in ſeinem Zelte, im Kampfe mit der Natur; allein, meine Jugend und das beſtändige Nomadenleben in freier Luft trug endlich den Sieg davon, und ich genas von meiner ſchweren Wunde.«

»Und Nadine?« fragte Olivedo, nachdem er den todtgeglaubten Freund mit ſtürmiſcher Freude an die Bruſt geſchloſſen hatte.

»Lebt nur in meinem Herzen!« entgegnete Karlos mit einem Seufzer. Eine Thräne ſchmerzlicher Erinnerung verdüſterte ſein ſchönes Auge, doch die Freude, den langentbehrten Freund wieder gefunden zu haben, drängte den Kummer um die Verlorene in des Herzens Tiefe zurück, und Olivedo noch einmal innig umarmend, ſprach er:

»Nach ſo ſchweren Stürmen des Schickſals liegt abermals ein chriſtliches Schiff im Hafen, bereit die Anker zu lichten, um in die Heimath mich zu tragen; wirſt Du allein mich ziehen laſſen?«

»Nimmermehr!« rief Olivedo hocherfreuet, wenn nur Tamira mir gern folgt.«

»Dein Vaterland wird auch das meine ſein!« ſprach Tamira, ſich liebevoll an den Mann ihres Herzens ſchmiegend; und während die Gruppe in ſtiller Wonne ſich umſchlungen hielt, gleitete der Schleier, welcher Nadaly bedeckte, langſam zur Erde, und das heitere Lächeln, das nun ihre Züge verklärte, zeigte: daß ihr Geiſt, mit den irdiſchen Schmerzen verſöhnt, ſegnend über ihrer ehemaligen Leidensſtätte ſchwebte. —

Schon erhebt ſich die dunkle Nacht, um, in graue Dämmerung gehüllt, auf die andere Seite der Welt ſich zu legen, wo neuer Schlaf ihre ewig müden Augen erquicken ſoll. Doch kann ich noch einen großen Waſſerſpiegel erkennen, auf deſſen ſchimmernden Wellen ein Schiff dahin gleitet — nur wenige Minuten, und es verſchwindet meinem Blick im fernen Oſten, wo eben das erſte Wölkchen vom Strahl des Morgens ſich röthet. »Glück in die Heimath! mein Traumbild iſt vorüber.«

Plinganſer.

Hiſtoriſche Erzählung.

Plinganſer.

Hiſtoriſche Erzählung.

Maximilian Maria Emanuel, der Sohn Kurfürſts Ferdinand Maria von Baiern und der ſchönen Adelheide von Savoyen, beſtieg ſchon als achtzehnjähriger Jüngling im Jahre 1679 den Thron ſeiner Väter. Schön von Geſtalt und gewandt in allen Künſten damaliger Zeit, hatte er ſchon als Kind durch Wißbegierde, Folgſamkeit und ein gewiſſes geſetztes Weſen angenehme Erwartungen erregt. Sobald er eigener Herr geworden, entwickelte ſich unter den Schmeicheleien der Höflinge der volle Ungeſtüm jugendlicher Leidenſchaften, welcher ſein Leben mit Unruhen, Baiern aber mit Unglück erfüllte. Durſt nach Ruhm und Vergnügen beherrſchten ſein allzu erregbares Gemüth. — Vom Schimmer des Glückes zu oft unausführbaren Dingen entflammt, ſah man ihn mit unglaublicher

Schnelligkeit, von ſeinem Unſtern niedergeſchlagen, aus der vollſten Freude in namenloſen Schmerz über=gehen. Weich und gutmüthig, aber auflodernd und unbeſtändig, mit Ahnungen einer glänzenden Zukunft, fand er, kaum zum Jüngling gereift, vor ſich die offenen Schranken einer Laufbahn, welche ſeiner kühnſten Phantaſie unnennbare Spielräume wies. Ein in dreißig Jahren aufgeblühtes Land, gefüllte Zeug=häuſer, geübtes Kriegsvolk, volle Schatzkammern be=rechtigten zu großen Entwürfen. Der junge Fürſt ſchien mit Ungeduld die Zeit zu erwarten, wo er als würdiger Enkel ſeiner glorreichen Ahnen auftreten konnte.

Es war die Zeit, da Frankreichs Uebergewicht in den Schaalen der europäiſchen Mächte den halben Welttheil mitten im Frieden in kriegeriſcher Span=nung hielt. Kaiſer Leopold, mit ſeinen eigenen Unter=thanen in Ungarn zerfallen, mußte unthätiger Zu=ſchauer vom Uebermuthe der Franzoſen ſein, in wel=chem ſie Deutſchlands Gerechtſame über Elſaß und Lothringen — verſpotteten. Ihrem eigenmächtigen Schalten nur fruchtloſe Unterhandlungen und Wer=bungen um fremde Bündniſſe entgegenſetzend, ſuchte er auch den jungen, nach Ruhm dürſtenden Maximilian Emanuel zu gewinnen. Doch auch Ludwig XIV. über=

häufte ihn zu gleicher Zeit mit Schmeicheleien und Geſchenken und wählte deſſen ältere Schweſter, Maria Anna, zur Gemahlin ſeines Thronerben. Ihn noch enger an Frankreich zu feſſeln, ward ihm Verbindung mit Annen, des Herzogs von Orleans Tochter, angetragen: aber ſeine Räthe, die edlen Rechberg, Törringer und Preiſinge, warnten ihn vor Frankreichs Liebkoſungen, deren Ziel Deutſchlands Unterjochung und Habsburg's Untergang ſei. — Der Kurfürſt ſchwankte lange, bis eine perſönliche Zuſammenkunft entſchied. Leopold that von Linz aus eine Betfahrt gen Altötting zum Gnadenbilde der Mutter Gottes, dem berühmteſten neben denen zu Loretto und Einſiedeln. Auch Maximilian Emanuel eilte dahin, um dem frommen Oberhaupte des Reiches ſeine Verehrung zu bezeigen. Leopold, welchen Staatsklugheit nicht weniger als Andacht zur heiligen Stätte geführt hatte, überhäufte den jungen Kurfürſt mit ſchmeichleriſcher Güte und äußerte Vergnügen an der Hoffnung, ihn als Eidam und Gemahl ſeiner Tochter Antonia umarmen zu können. Von dieſem Tage an athmete Maximilian Emanuel nur für Oeſterreich. — Es ward mit demſelben ein enger Bund geſchloſſen und ein Heer aufgeboten zu deſſen Schutz. — Kara Muſtapha ſtand mit ſeiner ganzen türkiſchen Macht

vor Wien und Schrecken herrſchte in der Stadt wie im ganzen Reiche. Doch der heldenmüthige Johannes Sobiesky war gekommen, Oeſterreich zu retten. Zu ihm ſtießen viele Fürſten Deutſchlands mit ihren Völkern; auch Maximilian Emanuel, mit großem Gefolge baieriſchen Adels, führte ihm 8000 Fußgänger und 500 Reiter zu. Vereint fochten die Helden am großen Bluttage der Entſcheidungsſchlacht, da die Kaiſerſtadt befreit wurde. Und als die fürchterliche Niederlage und Flucht der Osmanen nach ſchwerem Kampfe nicht mehr zweifelhaft war, warf ſich Maximilian Emanuel, vom Wonnegefühl des Sieges gehoben, mit Freudenthränen im Auge an Sobiesky's Bruſt. — Mit innerlicher Freude ſah Leopold den Feuereifer des jungen Fürſten. Er lohnte ihn mit der Hand ſeiner Tochter Maria Antonia. Durch dieſe Vermählung öffnete ſich für Maximilian eine entfernte Ausſicht auf den ſpaniſchen Thron, denn Antonia war mütterlicher Seits die Enkelin Karl's II., Königs von Spanien, der damals keine näheren Erben beſaß. Freilich hatte ſie in geheimen Verträgen feierlich ihren Rechten an die ſpaniſchen Reiche zu Gunſten Leopold's und deſſen männlichen Nachkommen entſagen müſſen, doch war ihr und ihren einſtigen Söhnen aus dem großen Erbe nicht nur der Beſitz der ſpaniſchen Niederlande

verheißen, ſondern auch, ſollte Leopold's Mannesſtamm ausgehen, ſelbſt die ſpaniſche Krone.

Wenige Tage nach der Hochzeitfeier riß ſich Maximilian Emanuel aus den Armen ſeiner jungen Gemahlin, um dem türkiſchen Feldzuge beizuwohnen. Nur Krieg erfüllte ſeine vom Ruhme erglühte Seele. Mochte ihm auch Wankelmuth in ſeinen Neigungen oder verſchwenderiſche Liebe der Freuden vorgeworfen werden — auf dem Schlachtfelde, im dichteſten Kugelregen fand man immer wieder das unerſchrockene, Wittelsbachiſche Heldenherz.

Zwei Feldzüge that er noch in Ungarn unter dem Oberbefehl Herzog Karl's von Lothringen, und da dieſer erkrankte, machte er den dritten als Oberfeldherr aller kaiſerlichen und Reichsheere. Er ſah die belagerte Veſte Ofen fallen, deren Schloß er an der Spitze ſeiner Baiern erſtürmte, ſah den blutigen Tag von Mohacz und Siklos und leitete die Belagerung und den Sturm von Belgrad.

Noch beſtand zwiſchen Deutſchland und Frankreich ein zwanzigjähriger Waffenſtillſtand, von welchem kaum fünf Jahre verfloſſen waren, als Ludwig XIV. denſelben, durch einen Todesfall veranlaßt, brach. — Karl, der Enkel des unglücklichen Friedrich's von der Pfalz, ſtarb kinderlos; Philipp Wilhelm, Pfalzgraf zu

Neuburg an der Donau, hatte das nächſte Anrecht zu den Pfalz-Landen am Rhein. Allein der König forderte den größten Theil hiervon für Charlotte von Orleans, des Verſtorbenen Schweſter.

Der Streit ward Sache des deutſchen Reiches. Noch ehe der Krieg erklärt, Deutſchland gerüſtet war, drangen die Franzoſen über den Rhein und Mord, Brand und Verheerung bezeichnete ihre Spur. Auch Maximilian Emanuel zog gegen Frankreich gleich anderen deutſchen Fürſten, als ihm vom Könige Karl von Spanien die Statthalterſchaft in den Niederlanden übertragen wurde. Mit Freuden übernahm der junge, ehrgeizige Fürſt dies Anerbieten, da er hierinnen ſchon die erſte Stufe zur ſpaniſchen Krone ſah. Zwar ſtarb ſeine Gemahlin Antonia, allein ſie hinterließ ihm einen Sohn, Joſeph Leopold, welcher dieſelbe — vermöge eines Teſtaments Karl's II. von Spanien, einſt tragen ſollte. Kaiſer Leopold hatte den ſpaniſchen Thron ſeinem Sohne Karl zugedacht und klagte daher den Kurfürſt ſchwerer Treuloſigkeit an. Maximilian dagegen hielt ſich durch keinen Vertrag an den Kaiſer gebunden, da dieſer noch keine Bedingung erfüllt, welche der Ehe-Contract mit der verſtorbenen Antonia feſtgeſtellt hatte.

Unerwartet erkrankte jedoch der ſechsjährige Prinz

und ſtarb ſchon am ſiebenten Tage zu Brüſſel. Alles ſtand nun jählings verändert. Spanien war hinfort kein Gedanke mehr für Maximilian und Kaiſer Leopold zum rachſüchtigen Haß gegen ihn gereizt. Philipp von Anjou beſtieg nun den ſpaniſchen Thron und Maximilian wurde für die franzöſiſche Partei gewonnen. Dreißigtauſend Mann Oeſterreicher ſtanden an der Grenze Baierns, zum Einbruch bereit. Graf Styrum drang mit neuntauſend Kriegern in die Pfalz.

Im Lande herrſchte großer Schrecken. Thereſe, Sobiesky's Tochter und Maximilian's zweite Gemahlin, glaubte ſich in München nicht ſicher und eilte nach Ingolſtadt. Doch Villars führte ihm ein Hilfsheer aus Frankreich zu. Mit abwechſelndem Glücke ward gefochten, bis endlich Maximilian Emanuel in Tyrol eindrang; doch mußte er ſich bald wieder zurückziehen und ſah ſich in Baiern eingeſchloſſen; vom Inn, vom Lech, von der Donau und von der obern Pfalz her bedrängt. Der Sieg ſeiner Baiern bei Nördlingen verſchaffte ihm jedoch abermal das Uebergewicht und er zog nach München, um neue Kräfte zu ſammeln, den Krieg mit Nachdruck zu führen.

Fortuna hatte ihm aber den Rücken gewendet, ſchon bei Schellenberg erlitt er eine Niederlage, bei Blindheim verlor er Alles.

Seiner Gemahlin die Staatsführung überlaſſend, floh er bis auf beſſere Zeiten nach Frankreich. Eben ſo groß, als einſt des Kaiſers Furcht geweſen, war nun ſeine Rache. Von allen Seiten fielen ſtreifende Scharen in Baiern ein. Die Kurfürſtin, bedrängt von den Räthen und dem Jammer des Volkes, unterhandelte mit dem Kaiſer, der ihr jedoch beinahe nichts von ihren Forderungen als das Rentamt München zugeſtand. Die Werke um München mußten geſchleift, die Waffenvorräthe der Zeughäuſer, Städte und Feſtungen dem Kaiſer ausgeliefert werden. Nur eine Leibwache von vierhundert Mann ward der Fürſtin zu behalten vergönnt.

Sobald die Feſtungen beſetzt, die Scharen aufgelöſ't waren, wurde Baiern wie ein mit dem Schwerte bezwungenes Land behandelt, das Volk entwaffnet und öſterreichiſche Verwaltung eingeführt.

In tiefes Sinnen verſunken, ſaß Walburga Wolfsramsdorf an ihrem Fenſter zu München, den Lärm auf der Straße überhörend, welchen eine ſtreitende Menſchenmaſſe verurſachte, da ihr Geiſt bei dem Verfaſſer eines Briefes zu verweilen ſchien, der offen auf ihrem Schooße ruhte.

TAYLOR INST. - OXFORD -

»Sieh nur, Baſe Walburga!« unterbrach der kleine ſechsjährige Michael das Schweigen »wie die Kaiſerlichen wieder mit den armen Leuten umgehen. Erſt gewinnen ſie ihnen das Geld ab, dann theilen ſie Schläge aus. Siehſt Du, der Große mit dem wilden Barte? der hat eigentlich angefangen. Da! jetzt hat er auch einen Hieb bekommen, das war Recht! Ach, wäre ich nur groß, ich wollte den Kaiſerlichen ſchon den Spaß vertreiben.«

»Es geht wieder einmal arg her!« ſprach Michael's Mutter im Eintreten »der alte Kirchmayer hat ſich geweigert, auf die Geſundheit des Kaiſers zu trinken, nun haben ſie ihn geſchlagen, daß ihm der Kopf blutet. Ja, wahrhaftig!« ſetzte ſie, an das Fenſter tretend, hinzu »ſie ſchleppen ihn fort! Armer Mann! du wirſt die Treue an deinem Fürſten nun ſchwer büßen müſſen!«

»Kann denn die Kurfürſtin gar nichts thun, um die drückende Lage ihrer Unterthanen nur in etwas zu mildern?« fragte Walburga.

»Sie hat Alles gethan,« entgegnete Frau von Wolframsdorf »was in ihrer Macht ſtand! Wie ſehr hat ſie ſich vor dem Kaiſer erniedrigt, ſie die Tochter des großen Sobiesky, der Wien von den Türken befreiet! Wie ſehr hat ſie ihn gebeten und was hat ſie

errungen? Ihre Geſundheit iſt nun erſchüttert; unvermögend, den Jammer länger mit anzuſehen, wird ſie noch vor Ende der Woche nach Venedig zu ihrer Mutter gehen.«

»Mit ihr ſcheidet der Schutzgeiſt Münchens,« ſprach Walburga »und kein Schimmer des Troſtes wird uns mehr bleiben.«

»Mutter, werden die kleinen Prinzen Karl, Albrecht und Philipp auch mit fortgehen?« fragte nach einer Weile der kleine Michael.

»Nein, mein Kind!« entgegnete Frau von Wolfsramsdorf »die bleiben hier, denn ſie werden von den Kaiſerlichen bewacht als Gefangene. Hat Anna Dir geſchrieben?« wandte ſie ſich an ihre Schwägerin Walburga »wie erträgt man denn das kaiſerliche Joch in Burghauſen?«

»Zwölftauſend Baiern ſollen ausgehoben werden, unter den Fahnen Joſeph's in Italien und Ungarn zu fechten: der jungen Mannſchaft ward geboten, ſich auf den Muſterplätzen zu zeigen, damit die Auswahl getroffen werde. Dieſer Befehl machte das Maß der Verzweiflung voll. Die jungen Männer flohen aus den Dörfern und verbargen ſich in Wäldern und Gebirgen. Keiner will unter die Fahnen des Unterjochers von Baiern. Nachts ſchleichen ſie zu ihren Hütten,

Nahrung zu holen. Zurückgebliebene werden von den Kaiſerlichen mit Gewalt gefangen genommen, miß-handelt und in den Kerker geworfen oder nach Tyrol geſchleppt. So ſchreibt Anna« ſchloß Walburga ihre Rede.

»Das Ziel ihrer Wünſche und Hoffnungen wird ſich unter dieſen Umſtänden auch in immer weiter Ferne verlieren!« meinte Frau von Wolframsdorf.

»Und doch« entgegnete Walburga »athmete noch keiner ihrer Briefe ſo viel Hoffnung wie dieſer; die ſonſt ſo ruhige und beſcheidene Anna iſt von einem ſeltenen Geiſte angeregt. Eine geheime, nur mühſam verhehlte Freude blitzt zuweilen gewaltſam hervor, während ſie vergebens gegen ein unangenehmes Ge-fühl zu kämpfen ſcheint.«

»Und noch immer keine Nachricht von Wendt?« fragte Frau von Wolframsdorf weiter.

»Keine!« ſagte Walburga ſeufzend.

»Unbegreiflich iſt dieſe Vernachläſſigung!« fuhr Frau von Wolframsdorf fort, »nur ein Gleichmuth von der ſeltenſten Art iſt vermögend, ſolch kaltſinnige Behandlung zu ertragen.«

»Ich bin nicht kindiſch, Bernhardine!« verſetzte in gereiztem Tone Walburga, »bei dieſen Unruhen im Lande hat Wendt zu ſehr ſeiner Pflicht zu leben,

um Zeit zu finden — Liebesbriefe zu ſchreiben, was überflüſſig iſt, da er ſtündlich zurückkehren muß.«

»Geſtehe es nur,« lenkte Bernhardine ſcherzhaft ein, »daß, wenn er gewollt, er auch Zeit gefunden hätte; aber ſo ſind die Soldaten, ſiegreich in einem Land, ſind ſie zu verwöhnt, um nicht auch ein armes Weiberherz als ſichere Beute zu betrachten. Dein Bruder hat mir in unſerm Brautſtande auch manchen Kummer verurſacht; das iſt Siegermanier in einem eroberten Lande.

Walburga verſuchte zu lächeln, aber eine Thräne drängte ſich durch die dunklen Wimpern, denn der Stachel hatte die wundeſte Stelle ihres Herzens getroffen. Sie nahm eine Stickerei zur Hand; auch ihre Schwägerin hatte ſich an das andere Fenſter zur Arbeit geſetzt. Beide Frauen ſchwiegen und nur Michael's Stimme, der eine ganze feindliche Armee aus einer Schachtel auf den Tiſch ſchüttete, um ſie gegen bairiſche Soldaten aufzuſtellen, unterbrach die lautloſe Stille.

Walburga kam früh verwaiſ't zu ihrem Oheim, dem Herrn von Prielmaier, der Pfleger in Burghauſen war, wo ſie mit deſſen Tochter Anna erzogen

wurde. Lebhaftigkeit des Geiſtes und ſtolzer Sinn zeichnete ſie ſchon in der Kindheit vor Anna's freundlicher Sanftmuth aus, ſo, daß der adelſtolze Vater oft Walburga's Benehmen ſeiner Tochter als Muſter empfahl, wenn er glaubte, daß dieſe durch zu große Vertraulichkeit mit ihren Untergebenen, ihrer Würde etwas vergebe. Doch trotz der völligen Ungleichheit des Charakters liebten ſich beide Mädchen mit Innigkeit und Anna's milde Güte warf einen Lichtſchein in die oft düſtere Seele Walburga's.

In der Frühmeſſe, welche ſie täglich beſuchten, heftete ſtets ein junger Menſch, der Vorbereitungſchule zu Burghauſen angehörend, ſeine dunkelglühenden Blicke mit Leidenſchaft auf Walburga; es war Georg Plinganſer, ein Bürgerſohn aus Pfarrkirchen bei Landshut. So lächerlich und anmaßend ihrem ſtolzen Geiſte anfangs die Huldigung eines ſo weit unter ihr ſtehenden Menſchen vorkam, ſo ſchlich ſich doch bald ein warmes Gefühl für ihn in ihrem jungen Herzen ein, welches Nahrung in der eifrigen Fürſprache Anna's fand, da dieſe ſchon längſt mit ſeinem Freunde und Begleiter, dem ſchönen Albrecht Meindel, Blicke gewechſelt, welche unbefangen ſagten, was ſich der ernſte Georg und die ſtolze Walburga ſelbſt lange nicht eingeſtehen mochten. Bald ſahen ſie ſich durch Anna's

Vermittelung auch außer der Kirche und ein kurzer Frühling reiner Liebe blühte für ſie auf. Walburga's Bruder hatte als baieriſcher Oberſt gegen Oeſterreich gefochten, war nach der unglücklichen Schlacht bei Blindheim dem Kurfürſten Max Emanuel nach Frankreich gefolgt und forderte jetzt, wo Baiern durch Oeſterreicher beſetzt war, ſeine Schweſter auf, zu ſeiner Frau nach München zu ziehen, bis er einſt wiederkehren könne. Auch Georg und Albrecht mußten auf die Hochſchule nach Ingolſtadt und ſo war nach kurzer Zeit der ſchöne Traum beglückter Liebe zerfloſſen. Mit tiefem Schmerze ſchied Walburga von Annen, der liebenswürdigen Geſpielin der Kindheit und Vertrauten der erſten Liebe; mit größerm Schmerze von Georg, der ihr durch die Trennung nur noch einmal ſo theuer geworden war. Zu München angekommen, fand ſie ſich bei ihrer Schwägerin in einem ganz neuen Kreiſe. Ihre einfache Vergangenheit zu Burghauſen lag in nichtigem Staub der Bedeutungloſigkeit; der Geiſt der großen Hauptſtadt wehte ſie an und ſie beſaß nicht Kraft genug, ihren Erinnerungen einen Standpunkt anzuweiſen. Immer tiefer ſank ihr voriges Leben im Vergleich mit den neuaufgegangenen Sonnen der Gegenwart; immer mehr erſchrak ſie bei dem Gedanken, daß Georg ſie aufſuchen, daß er ſein Gefühl für ſie

verrathen möchte, was von ihrer Umgebung ihr nie verziehen worden wäre. In immer dunklere Schatten hüllte ſich ſein Bild, bis es beinahe in Nebel entſchwand, und nur in einſamen Stunden tauchte es noch auf und es erklang in ihrem Herzen ein Nachhall eines ſchönen Akkordes ſelig entſchwundener Zeit. — Ein Brief Anna's, welcher ihrer Schwägerin in die Hand kam, hatte dieſe von ihrem Verhältniſſe zu Georg unterrichtet, jedoch keineswegs ihre Billigung erhalten; Bernhardine unterſtützte daher aus allen Kräften die Werbung des kaiſerlichen Oberſten von Wendt, um Georg's Eindruck dadurch gänzlich in Walburga's Herzen zu verlöſchen, welches dem ſchönen, von kriegeriſchen Ehren glänzenden Manne auch bald gelang. Die Verlobung wurde gefeiert und eine lichtvolle Zukunft lag vor Walburga's Blicken. Doch Bernhardine trug zu tiefen Groll gegen Alles, was kaiſerlich war, im Herzen, um dauernd Gefallen an dieſer Verbindung zu finden. Mit Liſt ſuchte ſie Walburga's ſchwächlichſte Seiten zu verwunden, um ſie in Mißtrauen gegen ihren Verlobten zu erbittern, während ſie mit heuchleriſcher Gutmüthigkeit gegen dieſen Walburga's finſtere Launen entſchuldigte, um ihn auf deren Fehler aufmerkſam zu machen. Als dieſes keine Früchte zu tragen ſchien, ließ ſie ihn ein früheres Ver-

hältniß, eine Liebe aus der niedern Sphäre eines Bürgers, ahnen, bis endlich die gewünſchte, höflich kalte Spannung zwiſchen beiden eintrat, welche ſo ſchwer eine herzliche Verſöhnung mehr emporkommen läßt.

Nur zu gut war Walburga heute von der Wahrheit in Bernhardinens Worten überzeugt, aber ſie fühlte auch die Bitterkeit, mit welcher dieſe ihr eine Wunde zu ſchlagen ſuchte.

»Da ſtehen die Baiern,« ſagte Michael am Tiſche ſpielend, »und hier der Oberſt Wendt mit ſeinen Leuten; nun hauen die Baiern ein und Wendt wird gefangen zum Angerthore hereingebracht; dabei werden die Trommeln geſchlagen und Trompeter reiten voraus.«

Und wirklich hörte man den dumpfen Schall einer Trommel; immer näher kam es, bis endlich Wendt an der Spitze ſeines Regiments mit klingendem Spiel der Hauptwache zuzog. Mit ſtolzer Haltung die Frauen im Vorüberreiten grüßend, warf er einen fragenden Blick auf Walburga, die es ihrer Ehre in Bernhardinens Augen ſchuldig zu ſein glaubte, ihm mit kaltem Stolz zu begegnen, während ihr Herz nie ſo viel Gefallen an ihm fand, als wenn er als kommandirender Oberſt, von allen militäriſchen Ehren umgeben, zu Pferde ſaß. Bernhardine hingegen winkte mit herzgewinnen-

der Freundlichkeit ihm zu, während ſie im Herzen dem Unterdrücker ihres Vaterlandes den Untergang ſchwur.

Die Sonne war längſt untergegangen und der Abend ſenkte mit bläulichem Fittig ſich auf die Flur, als zwei junge Männer mit raſchen Schritten an einer Gartenmauer zu Burghauſen auf und nieder gingen. Sie ſprachen wenig und leiſe mit einander, jedoch ſah ſich der eine immer in ängſtlicher Erwartung nach einem kleinen Pförtchen um, das offen und nur angelehnt war. Aber es wurde ſchon ganz dunkel, und immer noch ſchien ſich ſeine Hoffnung nicht erfüllen zu wollen. Endlich öffnete mit leiſem Knarren ſich die Thüre und eine weiße Geſtalt flog in ſeine Arme. Sie ſetzten ſich unter einen Baum, der, ſeine Aeſte weit ausbreitend, ſie vor Späheraugen ſchirmte, und erzählten ſich viel, denn ſie ſahen ſich nach der Trennung einer ganzen Jahresfriſt zum erſten Mal wieder. Der Begleiter dieſes Glücklichen hatte die ganze Zeit mit verſchränkten Armen ſeitwärts geſtanden und mit ſtiller Wehmuth die Scene betrachtet, als er aber den erſten Sturm der Freude vorüber glaubte, geſellte auch er mit ehrerbietigem Gruße ſich zu ihnen.

»Ach, Plinganſer, Ihr!« ſeufzte das Mädchen, »Ihr wißt doch ſchon?«

»Daß Walburga die Braut eines Oeſterreichers und für mich verloren iſt!« ergänzte der Angeredete. »Ja, für mich iſt nun einmal kein Glück auf dieſer Erde!«

»O, ſprecht nicht alſo!« entgegnete das Mädchen in ſanften Schmeicheltönen, »Ihr könnt noch recht glückliche Tage erleben. Zudem bedarf das Vaterland Eures Armes. Bei Eurem Unternehmen darf nicht Kleinmuth im Herzen wohnen.«

»Wie? Ihr wißt —« fragte Plinganſer mit forſchendem Blicke.

»Seid unbeſorgt,« ſprach Anna, »Albrecht kennt mich und weiß, daß ich ein Geheimniß bewahren kann. Nicht wahr,« wendete ſie ſich halbſcherzend zu dieſem, »von mir iſt kein Verrath zu erwarten?«

»Nein, bei Gott!« rief Albrecht, »Du ſeltenes Mädchen, in dem ſich Herz, Geiſt und Schönheit gleich die Wage halten, nimmer könnte ich Dich einer Untreue fähig halten! Wie wäre es möglich, daß hinter dieſen freundlichen Zügen, in dieſem reinen Gemüth Liſt und Falſchheit wohnen könnte.«

»Schönheit iſt eine Gabe, die oft auf verderbliche Wege führt, ſagt Pater Franziscus,« entgegnete Anna, indem ihr Blick an Georg haftete, denn ſie fühlte, wie tief ſein ohnehin verletztes Gemüth dieſes Lob verwunden mußte. Oft hatte auch er glückliche Stunden

verlebt, mancher Abend war den vier Liebenden mit Planen der Zukunft dahingeſchwunden; Alles mahnte ihn nun ſchmerzlich an das vergangene Glück, und eine trauernde Sehnſucht zog in ſeinem Herzen ein nach ihr, deren ſchöne Hülle ein ſo kaltes, fühlloſes Herz umſchloß, das ihn, um einen Feind des Landes willen, ſo ſchnell vergeſſen konnte.

»Man möchte mich vermiſſen, ich muß fort!« ſagte Anna, Abſchied nehmend, »Morgen um dieſe Stunde.«

»O, bleibe noch!« bat Albrecht, »wer kann in dieſer ſturmbewegten Zeit noch über morgen entſcheiden?«

Vieles wurde noch verabredet und beſtimmt, von manchem ſüßen Liebeswort begleitet, bis Anna endlich ſich losriß und durch den Garten in das Haus eilte.

Als ſie in das große Wohnzimmer trat, brannten die Lichter ſchon. Ihr Vater ſaß mit dem Hauptmann der öſterreichiſchen Beſatzung und mehreren Freunden um den Tiſch, in tiefem Geſpräch begriffen, ihr Eintreten nicht beachtend.

Leiſe ſchlich ſie ſich auf ihren Platz am Fenſter und hörte mit klopfendem Herzen den Reden des Hauptmannes zu, der ſich hoch und theuer vermaß, alle rebel-

liſchen Bauern, die er mit Waffen in der Hand treffen würde, hängen zu laſſen.

Albrecht und Georg hatten die Hochſchule zu Ingolſtadt verlaſſen, um ſich an die Männer anzuſchließen, die zur Vertheidigung des bedrückten Vaterlandes die bewaffnete Hand erhoben. Mit Schmerz nahmen die treuen Baiern das öſterreichiſche Joch auf den Nacken, als Max Emanuel, gänzlich geſchlagen, nach Frankreich flüchtete, und trugen mit verzweifelnder Geduld des ſiegenden Feindes ſtolzen Uebermuth. Als aber die Oeſterreicher junge Mannſchaft ausheben wollten zum Kriegsdienſte, als ſie zu einer fremden Fahne ſchwören ſollten, da rief die Liebe zu Fürſt und Vaterland, welche ſich ſtets noch beim bairiſchen Volke bewährt hat, die jungen Männer zuſammen; mit Waffen aller Art überfielen ſie die Kaiſerlichen und erſchlugen ſie oder trieben ſie zurück. Abgedankte Kriegsleute geſellten ſich zu ihnen, immer größer wurde der Haufe und der allgemeine Wahlſpruch war: Lieber baieriſch ſterben, als kaiſerlich verderben. Georg Plinganſer ſollte nun zum Führer gewählt werden; daß Albrecht von ſeinem Freunde unzertrennlich war, wußte Anna und träumte ſich alſo ſchon das Glück, ihn als Oberſt an der Spitze

ſeiner Leute in die Stadt einziehen zu ſehen, als ſie nun mit ſo viel Geringſchätzung von dieſem Unternehmen reden hörte.

Herr von Prielmaier, ein adelſtolzer Mann, hing wohl auch insgeheim an ſeinem rechtmäßigen Herrn, allein, wie Viele ſeines Standes, fürchtete er ſich, ſein Vermögen auf das Spiel zu ſetzen. So gab es auch Viele, deren Stolz es verſchmähte, mit Bürgern und Bauern gemeine Sache zu machen, und die es alſo vorzogen, unthätig ſich dem Geſchicke zu fügen. Auch Prielmaiers Freund, Herr von Wiedmann, Rentmeiſter zu Burghauſen, dachte ſo, und ſie errötheten nicht, mit heuchleriſcher Demuth dem kaiſerlichen Hauptmanne gegen Fürſt und Vaterland zu Willen zu reden.

Nur Pater Franziscus, ein Auguſtiner-Mönch, Beichtvater und Freund des Hauſes, machte eine Ausnahme, da er, durch ſeinen Stand bevorrechtet, es verſchmähete, den Unterdrückern Weihrauch zu ſtreuen. Mißbilligend hatte er daher zu den Reden Prielmaiers und Wiedmann's das Haupt geſchüttelt und brach endlich voll Unmuth auf.

»Ei, meine Tochter! warum ſo in tiefen Betrachtungen verſunken?« ſprach er, zu Anna tretend.

»Ich?« fuhr dieſe aus trübem Sinnen auf.

»Schon ſeit mehrern Wochen« fuhr Franziscus in

ſeiner Rede fort, »habe ich in der Kirche bemerkt, daß Euere Gedanken abweſend, von dem Heiligen abgezogen, mit weltlichen Dingen beſchäftiget ſind.«

»Vergebt, wenn ich gefehlt!« ſeufzte Anna, »ein Geheimniß, das auf meiner Seele laſtet — Ihr ſollt es noch erfahren —«

»Wie? ein Geheimniß vor mir, Euerem Beichtvater?« eiferte der Pater leiſe, »wißt Ihr nicht, daß auch Euere hochſelige Frau Mutter mein Beichtkind war, wie viel ſie auf mich hielt; daß ſie ſterbend Euch meiner Obhut anvertraute!? Von mir wird ſie Euch fordern, von mir, wenn ich einſt gereinigt aus dem Fegfeuer in das Himmelreich eingehen werde.«

»Könnt Ihr morgen meine Beichte hören?« bat Anna, von einem ſchnellen Gedanken erfaßt.

»Ich werde Euch erwarten!« ſprach Franziscus wieder freundlich, ertheilte ihr nun laut den Segen und verließ, von Herrn von Wiedmann und dem kaiſerlichen Hauptmann begleitet, das Haus.

»Wo warſt Du ſo lange?« fragte Herr von Prielmaier ſeine Tochter, als Alles fort war.

»Im Garten, mein verehrter Vater!« antwortete Anna.

»Ich ſehe es in dieſen ſtürmiſchen Zeiten nicht gern, wenn Du außer der Kirchenzeit das Haus verläſſeſt,«

ſprach der Vater verweiſend, »zumal zur Abendzeit; Geſindel aller Art hauſ't in den Wäldern, Nachts ſchleichen ſie heraus aus ihrem Verſtecke, um Nahrung zu ſuchen, und rauben und ſtehlen. Selbſt Mord und Todtſchlag iſt ihnen nicht fremd; haben ſie doch neulich einen Rottenführer mit ſieben Mann überfallen und erſchlagen, nur mit Mühe, daß Zwei ſich retten konnten.«

»Die ſind auch gar zu hart mit den armen Bauern umgegangen,« entgegnete Anna, »iſt es ein Wunder, wenn ein treues Volk, das ſeinen Herrn in Elend weiß, von den Feinden, die ihn verjagten, geplündert und gemartert, wenn es endlich zu den Waffen greift, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten? Nicht des Siegers Stolz beugt unſern Nacken, nein! der Sieger Uebermuth tritt uns in den Staub.«

»Welch eine Sprache, Mädchen!« rief Prielmaier zwiſchen Zorn und Staunen, »werden auch in Deiner Spinnſtube Welthändel abgemacht?«

»O, zürnt mir nicht!« bat Anna.

Mit väterlichem Wohlgefallen blickte Prielmaier auf ſein geliebtes einziges Kind, das ſo gut und fromm als ſchön — der Troſt ſeines nahenden Alters zu werden verſprach. »Geh',« ſagte er ſanft, »lies mit Mo-

nika den Abendſegen und beſchäftige Dich nicht mit Dingen, die nicht in einen Weiberkopf gehören.«

Anna ſagte dem Vater gute Nacht, nahm ein Licht und ging in ihre Kammer, wo ſie ſich vor dem Bilde der heiligen Jungfrau niederwarf, das aus einem reichverzierten Glasrahmen freundlich herabblickte, um ihr volles Herz vor der Gnadenmutter im Gebete auszuſchütten. —

Von den Grafen Seeau, Mollart, Lamberg und mehrern Oberſten umgeben, ſaß Graf Löwenberg-Werthheim, Oberhaupt der kaiſerlichen Verwaltung in Baiern, zu Landshut, einen Brief in der Hand haltend, welchen er vom Unterſtatthalter zu Amberg, Freiherrn von Taſtung, erhalten hatte. Tiefes Schweigen herrſchte unter Allen, denn das Schreiben enthielt nichts Gutes, das deutete des Grafen taktmäßiges Klirren mit den Sporen an.

»Eilboten müſſen ſogleich an Herbeville geſendet werden!« unterbrach endlich Löwenſtein die lautloſe Stille, »unſere Leute, welche nach Italien ziehen, den Fürſten Eugen gegen Vendome zu verſtärken, ſollen ſogleich zurückberufen werden; denn von Ort zu Ort ſchleichen verabſchiedete baieriſche Soldaten, Bürger

kaufen Waffen auf, dunkle Gerüchte gehen von Ohr zu Ohr, düſterer Trotz, der ein verſtecktes Vorhaben zu bergen ſcheint, zeigt ſich allenthalben beim Volke, welches raſch erſtickt werden muß.«

»Auch mir ſchien Thereſiens Reiſe nach Venedig ſchon lange mit irgend einem politiſchen Zwecke in Verbindung zu ſtehen!« nahm Graf Mollart das Wort, »Sie will nur dem Vorwurf einer Theilnahme an dem heimlichen Treiben dieſer Baiern entgehen.«

»Ja wahrhaftig! einer Luftveränderung wegen, die ihr die Aerzte anempfohlen, wie ſie vorgab, wird ſie wohl nicht Land und Kinder verlaſſen! ſtimmten auch Seeau und Lamberg ein.

»Aber ſie ſollen zittern lernen!« ſprach der Oberſtatthalter, während er die nöthigen Befehle dictirte. Gronsfeld ſollte ſogleich nach München Verſtärkung bringen; alle Häuſer der Bürger und Bauern ſollten unterſucht, vorzufindende Waffen weggenommen und Edelleuten nur eine Jagdflinte und zwei Piſtolen erlaubt werden; auch ſollten alle Feſtungswerke geſchleift, die kurfürſtlichen Güter eingezogen und alle Bedingungen des Ilbersheimer Vertrags gebrochen und wer ſich dem Kurfürſten noch als anhänglich bezeigte, als Verräther behandelt werden. Als Jeder mit ſeiner

erhaltenen Weiſung ſich entfernt hatte, ſtand Löwen=ſtein am Fenſter und trommelte gedankenvoll an den Scheiben.

»Wahrlich!« ſprach er vor ſich hin, »dieſes treue Volk, das mit ſo unerſchütterlicher Liebe an ſeinem Herrn hängt, wäre eines beſſern Schickſals werth.«

»Glaubt Ihr das wirklich?« tönte eine weiche Stimme hinter ihm, »O, habt Dank für dieſes ſchöne Wort!«

»Wie? Verona, Ihr hier?« ſagte der Graf er=ſtaunt, indem ſein dunkles Auge an der freundlichen Erſcheinung haftete.

»Vergebt!« erwiederte dieſe ſchüchtern, «aber die Angſt treibt mich hierher. Mit wildem Fluche auf mein armes Vaterland ſtürmte vorhin der rauhe Graf Lamberg die Treppe hinab, Pferde hörte ich ſchnell aus den Ställen ziehen, Soldaten toben durch die Stra=ßen, ſagt, o ſagt! können denn dem Lande noch tiefere Wunden geſchlagen werden, als es ſchon erhalten hat?«

»Schlagt Ihr doch auch Wunden, die zu heilen Ihr keine Luſt habt!« ſcherzte Löwenſtein ausweichend.

»Gebt mir Wahrheit!« flehte das Mädchen.

»Nun, ſo höre!« ſagte er, die Sträubende um=ſchlingend, »die Baiern rüſten ſich heimlich, uns aus

dem Lande zu vertreiben; in Wäldern verbirgt ſich die junge Mannſchaft mit Waffen, um —«

»Thun ſie das?« fragte Verona mit freudeglänzenden Blicken.

»Um wie Räuber daraus hervorzubrechen und unſere Soldaten zu erſchlagen!« fuhr Löwenſtein in ſeiner Rede fort, »geſtern erſt fiel Hauptmann Arno unter ihren tückiſchen Streichen. Man brachte ihn in der Nacht — doch was iſt das?« unterbrach er ſich plötzlich, »Ihr werdet ja blaß wie eine Leiche? was iſt Euch?«

»Arno iſt todt?« fragte die Erbleichende, vergebens nach Faſſung ringend.

»Ja!« war die Antwort.

»Gott der Gnade! nimm auch mich in deinen heiligen Schooß!« ſeufzte das Mädchen und verließ, ſich die weinenden Augen verhüllend, mit wankenden Schritten das Gemach.

»Das war alſo die Scheidewand zwiſchen dir und meiner Liebe?« rief Löwenſtein mit zornentflammten Blicken, »Arno alſo, der gleißneriſche Thor, hat es gewagt, das Auge zu einem Gute zu erheben, das mir, ſeinem Herrn, gebührt, der ihn vernichten kann?! Wohlan! todt biſt du — du ſollſt es auch bleiben. »Heda!« rief er den Dienern im Hofe zu, die Pferde

geſattelt, die Hunde losgelaſſen, ich will zur Jagd in den Wald.«

Eilig vollzogen die Diener den Befehl ihres Herrn und bald flog er unter dem freudigen Gebelle der Hunde, von zwei Jägern begleitet, durch die Straßen dem Thore zu.

Verona, die Tochter eines bairiſchen Hauptmanns unter Arco's Truppen, war ihrem Vater, nach damaliger Sitte, überall gefolgt, wohin das Loos des Krieges ihn rief. Früh ſchon hatte ſie ihre Mutter verloren, weßhalb ſie mit deſto inniger Liebe an dem geliebten Vater hing, deſſen Stern des Auges ſie war. Mit Angſt ſah ſie jedes Mal ihn zum Kampfe ziehen, heiße Gebete ſtiegen indeſſen aus ihrer Bruſt zum Himmel empor und jubelnd begrüßte ſie ihn, kehrte er glücklich zurück.

Es war an einem ſchwülen Sommertage, als ſie einſt auf den Mauern von Donauwörth ſtand, und, mit trüben Ahnungen erfüllt, die Gegend überſchaute, wo Maximilian Emanuel gegenüber ſo mächtige Feinde, wie Marlborough, Ludwig von Baden und Styrum, ſich ausbreiteten. Vergebens bat ihre alte Baſe, dieſen gefährlichen Ort zu verlaſſen; taub gegen alle Vorſtellungen, folgte ihr Geiſt jeder Bewegung des Fein-

des. Schon war die Sonne im Sinken, als das Zeichen zum Angriff gegeben ward.

»Seht Ihr?« ſprach ein Soldat, welchen ein Schuß durch den Arm, den er bei der Einnahme von Paſſau erhielt, verhinderte, an dem Treffen Theil zu nehmen, »dort ſteht Graf Arco mit ſechszehn baieriſchen, fünf franzöſiſchen Schlachthaufen und ſechszehn Geſchwadren; ſie haben ſich wohl auf dem Schellenberg verſchanzt. Seht, ſeht! Ludwig ſtürmt den rechten, Marlborough den linken Flügel, ganze Schlachthaufen klettern an den Schanzen hinauf; o, daß mein Arm gefeſſelt in der Binde ruhen muß, während mein Kurfürſt ſo ſehr bedroht iſt!«

»Was bedeutet jene Staubwolke!« fragte Verona, nach der Straße von Lauingen zeigend, »ſollte Marſin mit ſeinen Truppen zur Hilfe herbeieilen?«

»Zu wünſchen wäre es!« erwiederte der Soldat, doch iſt es ſchon zu ſpät, niemand hat mehr einen Angriff erwartet; bis die Boten Marſin's Lager erreichen, iſt es hier vielleicht ſchon entſchieden. Seht Ihr? die Briten erklimmen die Höhe! ha, ſie weichen! Ein Anführer ſinkt. Dort im Strahl der untergehenden Sonne breiten die Kaiſerlichen ſich aus, auch ſie weichen. Triumph! der Sieg neigt ſich auf Maximilian's Seite! Seht Ihr nicht? dort drängen ſie ſich

zuſammen, es muß ein General getroffen worden ſein*). — Doch was iſt das? auf dem andern Flügel haben ſie die Wälle erſtiegen; weh uns, Uebermacht bezwingt die Tapferkeit. Ein Theil der Franzoſen und Baiern flieht.«

»Sind es Arco's Scharen?« rief Verona, händeringend.

»Seine Fahnen flattern noch dort im Winde!« erwiederte der Krieger, »doch kommt! nicht rathſam iſt es mehr, hier zu verweilen; die Fliehenden werden bald die Stadt erreichen; Gott verhüte, daß der Feind nicht mit ihnen zugleich eintrifft.«

Mit Gewalt zog er Verona mit ſich fort, doch bis ſie das innere Thor erreichten, ſtürmten ſchon fliehende Franzoſen und Baiern durch die Stadt. Schrecklich war die Verwirrung und Angſt, die durch die einbrechende Dämmerung noch erhöht wurde. Von der tobenden Volksmenge von ihrer Begleiterin getrennt, irrte Verona durch die mit Jammergeſchrei erfüllten Straßen, vergebens ein offenes Haus ſuchend, das ihr Schutz und Obdach gewährte. Getrieben von dem wilden Strome, gelangte ſie endlich auf einen freien

*) Feldmarſchall Styrum, er ſtarb wenige Tage nachher zu Nördlingen.

Platz, wo es noch ſtill und einſam war. Zum Tode ermattet ſank ſie unter einem Baume nieder und horchte auf den fernen Lärmen, der immer näher ſich zu ziehen ſchien. Der Feind mußte in die Stadt gedrungen ſein, denn ſie hörte kämpfen. Mit raſchen Schritten eilte ein Krieger an dem ſchützenden Baume vorüber, doch wenige Schritte und fünf verfolgende Soldaten hatten ihn erreicht. Pardon verſchmähend, vertheidigte er ſich gegen die Uebermacht mit Löwenwuth, doch bald ſank er tödtlich verwundet unter ihren Streichen. Mit wilder Kampfbegier eilten die Sieger von dannen. Grauen erregend röchelte der Sterbende, im Blute ſchwimmend, und eiskalter Schauer drang in Verona's Herz; ſie ſchloß die Augen, um dem ſchrecklichen Anblicke zu entgehen, da ſeufzte der Verwundete noch ein Mal, der Mond trat hinter Wolken hervor und ſie erkannte ihren Vater, der eben vollendet hatte. Mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie an ſeiner Seite nieder, vergebens mit ihrem Schleier die klaffenden Wunden verbindend. Sie fühlte die Leiche unter ihren Händen erkalten, ſeine Seele war entflohen.

Unbekümmert um ihr Schickſal blickte ſie in dumpfer Verzweiflung in das bleiche Antlitz ihres Vaters;

ſein Auge hatte keinen Blick, ſein Mund kein Wort der Liebe mehr für ſie; allein, verlaſſen ſtand ſie in der weiten Welt. Der Schmerz ſchnürte ihre Bruſt zuſammen, die Erde ſchien mit ihr zu wanken, der Mond ſich in ſchnellerem Kreiſe zu drehen und zu rieſenhafter Größe anzuwachſen, bis ſie endlich das Bewußtſein verlor. Ein heftiger Fieberfroſt ſchüttelte ihre Glieder, als ſie aus wirren Träumen erwachte; es war die Morgendämmerung nicht mehr fern. Halberloſchene Wachtfeuer brannten, Patrouillen ſchritten gemeſſenen Schrittes durch die Straßen, in welchen kaiſerliche Soldaten, auf Stroh ſchlafend, umher lagen. Einzelne Gruppen ſaßen und theilten Beute, andere tranken und lärmten. Dicht neben Verona, welche auf einer Pferdedecke lag, würfelten zwei Soldaten auf einer Trommel. »Eilfe mit!« ſchrie der Eine.

»Sieben waren es! Du haſt den dritten Würfel, welcher auf zwei ſtand, umgeſtoßen, daß er nun auf fünf ſteht!« der Andere.

Beide entbrannten in heftigem Streit, der bald in Schlägerei ausartete. »Ich habe das Spiel gewonnen!« ſchrie der Erſte »und ehe ich mein Recht verloren gebe, eher haue ich die Dirne vor Deinen Augen in Stücke!« Schon wollte er den tödtlichen Streich

auf Verona führen, als ein Offizier unter die erbitterten Streiter trat.

»Was gibt es hier?« fragte er mit ernſtem Tone.

Verlegen trugen die Soldaten ihren Handel ihm vor: daß ſie das Mädchen bei der Leiche eines Baiern gefunden, um daſſelbe gewürfelt, wie der Eine im ehrlichen Spiel betrogen und der Andere ſie lieber tödten als ſie durch Unrecht verlieren wollte.

»Ich kenne Euch beide!« ſprach der Offizier finſter, »Ihr ſeid immer die Tapferſten, wenn Beute zu theilen iſt. Morgen ſoll die Sache unterſucht werden, bis dahin bleibt Ihr im Gewahrſam; das Mädchen behalte ich aber unter meinem Schutze.«

Grollend folgte der Eine der ſie abführenden Wache, tückiſch lachte der Andere. »Nun bekömmſt Du ſie doch nicht,« ſagte er ſchadenfroh, »denn, wie auch der Spruch fällt, das Mädchen gibt nun der Hauptmann nicht mehr heraus.«

»Ihr könnt Euch Glück wünſchen, werthe Jungfrau,« ſprach Hauptmann Arno, zu Verona tretend, »daß Ihr aus den Händen dieſer böſen Geſellen erlöſt ſeid; doch frei kann ich Euch zu Euerer eigenen Sicherheit vor unſerm Abzuge nicht geben, ich bitte

Euch daher, mit zu folgen; Ihr werdet der Ruhe bedürfen.«

Von tauſend Gefühlen bewegt, hing ſie an dem Arme ihres Retters, der ſie in ein Haus brachte, das er mit ſeinen Leuten in Beſitz genommen hatte, wo er ihr ein kleines Zimmer anwies, das ſie ohne ſeine Begleitung nicht verlaſſen ſollte.

Arno's Abenteuer war bald unter den Offizieren bekannt geworden; von ſeinen Freunden hierüber befragt, pries er mit Feuer die Schönheit und Anmuth ſeines Schützlings, was um ſo mehr Neugierde erregen mußte, da ein Mädchen, das Arno zur Bewunderung entflammte, kein gewöhnliches ſein konnte. Mit Späherblicken umſchlichen ſie das Haus, jedoch die Vorhänge blieben zugezogen und jeder Verſuch ſcheiterte an der Fürſorge Arno's, der nur zu gut wußte, daß, wenn irgend ein anderer Gegenſtand ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zöge, ſie ſehr bald ſeine Gefangene vergeſſen würden. Nachdem er den ganzen Tag über ſehr oft durch den Dienſt von ihr entfernt war, freute er ſich, den Abend ihr weihen zu können. Eben hatte ſie ihm den Tod ihres Vaters, von dem ſie ſo unerwartet Zeuge geweſen, erzählt, als die Thüre ſich öffnete und General Graf Löwenſtein-Werthheim hereintrat. Verlegen ging ihm Arno entgegen, denn er

konnte errathen, welch' anziehender Kraft er die Ehre dieſes Beſuches zu danken hatte; der General aber ſcherzte ganz unbefangen über dieſes ſo ſchnell entſtandene Verhältniß, lenkte dann den Faden der Unterhaltung auf andere Ereigniſſe des Tages, während er mit geübtem Kennerblicke die Schönheit Verona's muſterte. Dann brach er zum Gehen auf, bemerkte flüchtig, daß dieſes Haus viel zu ſchlecht für ſolch eine ſchöne Einquartierung ſei, und machte, wie von einem plötzlichen Gedanken befallen, Arno den Vorſchlag, die ſchöne Waiſe ſeinem Schutze zu überlaſſen, da er doch weit eher im Stande ſei, Sorge zu tragen, daß ihr weibliche Bedienung zu Theil würde, und ſie dann in irgend einem Hauſe ihres Standes gemäß unterzubringen.

Arno, der ſeinen General zu gut kannte, um ihn nicht zu durchſchauen, wußte aber auch, daß keine Weigerung helfen würde, weßhalb er nach kurzer Ueberlegung zuſagte. Mit einem verbindlichen Compliment nahm Löwenſtein von Verona Abſchied, leicht grüßte er gegen Arno und verſchwand ſo ſchnell, wie er gekommen war.

»Großer Gott, Deine Hand laſtet ſchwer auf mir!« ſeufzte Verona, als ſie endlich allein war, »unter fremden Menſchen, den Feinden meines Vaterlandes, muß

ich hülflos umherirren! — Feinden? — Muß ich auch meinen Retter als ſolchen anſehen?« Sie legte die Hand auf das pochende Herz. »Geſtern noch« ſprach ſie, »hatte ich einen Vater, heute habe ich Niemand mehr in der großen, weiten Welt!« Kaum hatte die Sonne ihren erſten Strahl der Erde zugeſendet, als ſchon, von Löwenſtein's Ungeduld getrieben, eine Sänfte vor Arno's Hauſe hielt, die ſchöne Verlaſſene abzuholen. Sie lag noch vom Schlummer umfangen, der erſt ſpät mit leichten Fittigen die weinenden Augen deckte. Als ſie erwachte, fand ſie ſchon Alles zu ihrem Abgange bereit. So nahe hatte ſie ſich dieſe Trennung nicht gedacht; ſie konnte nicht Abſchied nehmen von ihrem Retter, die Sprache verſagte ihr den Dienſt und bitterlich weinend ſank ſie auf einen Stuhl, als ſie das Haus verlaſſen ſollte.

»Nehmt die Sache nicht ſchwerer, als ſie iſt, theuere Jungfrau,« ſprach Arno, »Löwenſtein iſt mein Gönner und Freund, trotz ſeiner Schwächen voll edlen Sinnes; bedürft Ihr ja eines Schutzes, ich werde Euch ſtets zur Seite ſein!« Ein leiſer Händedruck beſtätigte ihr die Wahrheit dieſer Worte und ſie ſtieg etwas erheitert in die Sänfte. Löwenſtein empfing ſie voll ritterlicher Galanterie und ehrfurchtvoller Zurückhaltung, was ihr einiges Vertrauen einflößte; auch ſah ſie Arno täglich,

da ſein Dienſt ihn zum General rief, wo er jedes Mal ein paar Augenblicke ſie zu ſprechen ſuchte, um zu hören, ob er keinen Wunſch zu erfüllen, keine Klage zu ſtillen hätte. Wenige Wochen nachher entſchied die unglückliche Schlacht von Blindheim über Baierns Schickſal, und General Graf Löwenſtein-Werthheim zog als Oberhaupt kaiſerlicher Verwaltung nach Landshut.

In einer prächtigen Karoſſe, von vier Schimmeln gezogen, ſaß Verona, ihre alte Baſe, welche ihr beigegeben wurde, ihr zur Seite; neben dem Wagen ritt Arno mit zwölf ſeiner Leute, denn ihm hatte der General die Begleitung der Frauen übertragen. Das Gefühl der Dankbarkeit, welches Verona an Arno feſſelte, das ſo gern unter fremdem Namen in Liebe ſich verwandelt, hatte auch in ihrem Herzen den Keim durch das anhaltende Beiſammenſein der Reiſe ſchneller entwickelt und zu einer höheren Flamme umgeſtaltet. Auch ſeine Blicke hingen immer inniger an ihr; der erſte Strahl der Heiterkeit, der ſich ſeit dem Tode ihres Vaters über ihr Geſicht ergoß, als Arno, ihr zur Seite reitend, ſie auf manche herrliche Ausſicht in ein ſchönes Thal oder eine Landſchaft aufmerkſam machte, erhöhete ihre natürliche Schönheit ſo ſehr, daß, ſo bezaubernd er auch die bleiche Leidengeſtalt

fand, er ſich doch eingeſtehn mußte, ſie ſei jetzt einer aufblühenden Roſe zu vergleichen.

Zu Landshut angelangt, erhielt Verona mehrere Zimmer in Löwenſtein's Hauſe, jedoch war ſie hier ſchon in den erſten Tagen genöthigt, einen ſtrengen Ton gegen dieſen anzunehmen, da er jene ſcheue Zurückhaltung, die er im Anfange gegen ſie beobachtet, ablegen zu wollen ſchien. So ſehr ſie daher die Zukunft mit Sorge erfüllte, ſo beglückend goß die Gegenwart ihr Füllhorn mit allen Freuden, welche erwachende Liebe bietet, über ſie aus. Arno wollte nur ruhigere Zeiten abwarten; ſobald der Kriegsſturm, der mit verheerendem Fittig über Baiern wehte, ſich etwas gelegt, wollte er, dem Kriegsdienſte entſagend, ſie heimführen in ſein geliebtes Oeſterreich. So bauten ſie Pläne einer ſchönen Zukunft in glücklichen Stunden, wo ſie ſich unbemerkt ſehen konnten, als Arno, mit einem Trupp ſeiner Leute gegen die aufſtändiſchen Bauern ausgeſandt, von dieſen tödtlich getroffen ſank. Vernichtet war nun all' ihr Hoffen, die Zukunft lag auf ein Mal wie eine zertrümmerte Welt vor ihren Blicken, und nur Schmerz und Jammer tauchten wie Flammen aus den chaotiſchen Trümmern empor.

In Baiern dauerten die Feindſeligkeiten indeſſen fort, des Volkes Muth ward ungeſtümer, Keiner wollte bei Rettung des Vaterlandes zurückbleiben. Zu Kelheim ermunterte ein wohlhabender Metzger, Namens Kraus, ſeine Mitbürger, die Stadt von kaiſerlicher Beſatzung zu befreien. In einer Nacht wollten ſie ſich der Thore bemächtigen, die Kaiſerlichen gefangen nehmen und dann die benachbarten Orte zur Nachahmung auffordern.

Plinganſer hatte ſeine Freunde Dalmay und Meindel hingeſandt, um den Ausgang des Unternehmens zu erfahren, und harrte ſorgenvoll zu Pfarrkirchen auf deren Zurückkunft. Eben hörte er den Hufſchlag der Pferde und wollte an das Fenſter eilen, als Meindel und Dalmay bleich und verſtört in das Zimmer ſtürzten. »Ihr bringt ſchlimme Botſchaft!« ſprach Plinganſer erſchrocken.

»O ſchändlich! gräßlich!« rief Meindel, indem er, das Geſicht mit beiden Händen bedeckend, ſich auf einen Stuhl warf.

»Alles ging gut,« nahm Dalmay das Wort, »ſchon waren ſie, Kraus als Anführer, Meiſter der Stadt und erwarteten nur noch Hülfe der nächſten Orte, um ſich befeſtigen zu können; doch ehe dieſe kam, rückte ſchon der kaiſerliche Oberſt Truchſes aus Ingolſtadt

mit achthundert Soldaten gegen Kelheim. Zu denſelben ſtießen bei vierhundert ansbachiſche Grenadenwerfer und eben ſo viel Schützen aus Baireuth. Die Stadt wurde mit Uebermacht erſtürmt, Alles, was ſich in den Gaſſen zeigte, niedergehauen, ſelbſt Weiber und Kinder. An den Altären floß Blut. Drei Stunden lang währte Rauch, Mord und jede Ausſchweifung des Blutdurſtes. Kraus nebſt anderen beherzten Männern wurde in Ketten nach Ingolſtadt geſchleppt; hier vernahm er ſein Todesurtheil: geviertheilt und in allen vier Rentämtern ſtückweiſe aufgehangen zu werden. Die gefangenen Landleute und Bürger mußten um ihr Leben ſpielen; von Jenen traf das Todesloos den fünfzehnten Mann, von Dieſen den Fünften. Alle wurden ihrer Habe verluſtig geſprochen und die Tauglichen zum kaiſerlichen Kriegsdienſte fortgeſchleppt. Das unmenſchliche Urtheil ward ſogleich vollzogen; Alle ſtarben wie Baiern, mit Stolz und ohne Reue.«

»Schrecklich! gräßlich!« rief Plinganſer, »wie nimmt das Volk dieſe That? Wird nicht Muthloſigkeit ſich nun der Landesvertheidiger bemächtigen?«

»Sie ſind erbitterter als jemals,« entgegnete Meindel, »der Galgen entehrt nicht mehr und das Leben hat ſeinen Werth verloren. Ein Wink von Dir, und

ſie ſtehen bereit, den letzten Blutstropfen zur Befreiung des Vaterlandes herzugeben.«

»Nun, wohlan!« ſprach Plinganſer, »ſo wollen wir das große Werk beginnen. Vor Allem müſſen wir uns der feſten Städte und Brücken am Inn bemeiſtern, um eine Kriegsgrenze gegen Oeſterreich zu gewinnen und die Verbindung zwiſchen Baiern und Wien abzuſchneiden, dann erſt iſt es Zeit, was kaiſerlich iſt im Vaterlande, zu vertilgen. Haſt Du mit Anna noch einmal geſprochen?«

»Sie iſt feſt entſchloſſen!« antwortete Meindel.

»Nun auf, nach Oetting, unſerm Verſammlungsorte!« rief Plinganſer mit Begeiſterung, »das Blut unſerer gemordeten Brüder zu Kelheim ruft zum Himmel um Rache, der Baiern Volk ſchmachtet in ſchmählichen Banden, dieſe zu löſen mit Leben und Blut hoffe ich, ſo wahr mir Gott helfe! Auf! fort nach Oetting! Jeder Tag iſt verloren, der nicht der Rettung des Vaterlandes geweiht iſt. Alles für Baierns Erlöſung! ſei unſer Loſungswort.«

»Alles für Baierns Erlöſung! riefen auch Meindel und Dalmay. Plinganſer reichte ihnen die Hände und die drei Jünglinge ſchwuren, ſich nimmer zu verlaſſen

in Noth und Tod, was auch das Schickſal über ſie verhängen möchte.

Es war ſtürmiſches Novemberwetter, der Wind peitſchte den Schnee gegen die Fenſter, welcher jedoch auf der Erde wieder zerfloß, denn es war mehr naß-kalt als gefroren. Anna ſaß am Fenſter ihres Kloſetts, die Arbeit war ihr auf den Schooß geſunken und ſie ſchien einen innerlichen Kampf zu beſtehen, denn eine brennende Fiebergluth auf ihren Wangen wich oft plötzlich einer Todesbläſſe.

»Werden wir heute Mondlicht bekommen?« unterbrach ſie endlich, zu Monika, ihrer alten Wärterin, gewendet, das Schweigen.

»Kann es Euch nicht ſagen,« entgegnete die Alte, am warmen Ofen die Spindel drehend, »bekümmere mich gar wenig um den lieben Mond. Ja, als ich noch jung und verliebt war, da habe ich manches liebe Mal den Mond angeſeufzt, aber jetzt lieg' ich immer ſchon im warmen Bette, wenn er kömmt; vor mir könnte er ganz verlöſchen, wenn es anders dem lieben Herrgott gefiel, ihm das Lebenslicht auszublaſen.

»Du kannteſt auch die Liebe?« fragte Anna zerſtreut.

»Ich?« rief die Alte lebhaft, »O, mehr wie ein

Mal lernte ich ihre Macht fühlen, aber Alles in Ehren, wie es ſich von ſelbſt verſteht. Mein erſter Liebhaber war ein Schneider, ſein unruhiger Geiſt trieb ihn hinaus in die weite Welt; bei einer Reiſe in das gelobte Land iſt er ertrunken. Ich grämte mich ſehr, nur um mich zu zerſtreuen, gab ich den Werbungen eines Bäckerſohnes aus München Gehör. Doch dieſer« —

»Ich weiß,« fiel Anna in die Rede, »Du haſt mir das ſchon öfter erzählt.«

»Doch dieſer,« fuhr Monika in ihrem Lieblingsthema fort, »iſt mir ungetreu worden und hat eine Andere geheirathet; ich kränkte mich dergeſtalt, daß ich ſchwur, nie mehr den falſchen ſchmeichleriſchen Reden eines Mannes mein Ohr zu leihen.«

»Du haſt es aber nicht gehalten!« pflegte ſonſt gewöhnlich Anna auf die vertrauliche Mittheilung zu erwiedern; dießmal aber wartete die alte Pflegerin, in der Erinnerung einer längſt vergangenen Zeit ſchwelgend, vergebens darauf, denn Anna's Geiſt war mit ganz andern Gedanken beſchäftigt, um auf das hundertmal Gehörte eine Erwiederung zu haben.

»I nun, man hat doch ein Herz, das gerade nicht von Stein iſt!« ſagte Monika, nach einer ziemlich langen Pauſe, ſich ſelbſt antwortend, »Emmeran, Kloſterknecht bei den Franziskanern zu München, war

ſchön von Angeſicht und chriſtlichen Gemüthes, aber er war arm wie eine Kirchenmaus, wir hatten keine Ausſicht, uns jemals heirathen zu können; in meiner Bedrängniß verlobte ich mich zur Mutter Gottes vom Herzogſpital, als die ſich meiner nicht erbarmte, zur Mutter Gottes in der Angerkirche, und als auch dieſe nicht half, wollte ich mich nach Alt-Otting verloben, da kam ich aber zur alten Frau von Wolfsramsdorf in den Dienſt, und da Eure hochſelige Frau Mutter gerade mit Euerm geſtrengen Herrn Vater Braut war, ſo zog ich nach der Hochzeit mit ihnen hierher. Wäre ich aber nur nach Alt-Oetting.«

»War meine Mutter froh an ihrem Hochzeittage?« fragte Anna.

»Ach, das Gott erbarme!« entgegnete ſeufzend Monika, »die Hände hätte man in ihren Thränen waſchen können. Man ſprach ſo allerhand unter den Leuten, ein junger Mann, aus Paſſau gebürtig, ſoll ihr viel zu Gefallen gegangen ſein; aus Gram über ſeine fehlgeſchlagene Hoffnung, hieß es, ſei er Auguſtiner Mönch geworden. Pater Franziskus ſoll ihn wohlgekannt haben, laßt Euch nur von dieſem erzählen. Ei, wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt. Wenn ich nicht irre, ſo höre ich eben ſeine Stimme.«

Wirklich trat Pater Franziskus in das Kloſett.

»Gelobt ſei Gott und alle ſeine Heiligen, daß Ihr kommt!« rief Anna ihm entgegen, »eine unendliche Angſt verzehrt mich beinahe.«

»Seid kein thöriges Kind!« entgegnete der Mönch, »habt Ihr ſchon vergeſſen, was ich Euch unlängſt ſagte?«

Er ſetzte ſich zu ihr an das Fenſter, ſie ſprachen lange leiſe mit einander; vergebens lauſchte Monika mit zurückgehaltenem Athem, ſie konnte nicht ein Wort verſtehen. Nur als der Pater ſich wieder entfernte, glaubte ſie die Worte: »heute Nacht« und »betet für mich!« zu vernehmen.

Die Nacht hatte feucht und kalt längſt ihren dunkeln Mantel über die Erde gebreitet; kein Stern erhellte den Himmel, an welchem finſtere Wolken in dichten Maſſen hinzogen, gleich einem Heere, das einer Schlacht entgegen geht. Nur einzelne Fenſter waren noch erleuchtet; auch Anna hatte noch Licht und ſie trat eben wieder in ihr Kloſett, das ſie leiſe verlaſſen hatte, um an allen Thüren zu lauſchen, ob Alles im Hauſe ſchon ſchlafe. Sie ſetzte ſich an das Fenſter, denn es hatte erſt drei Viertel auf eilf Uhr geſchlagen. Lange ſaß ſie, das Haupt gedankenvoll in die Hand

geſtützt, da ſchlug es halb zwölf und ſie richtete ſich in die Höhe. »Auf denn!« ſprach ſie leiſe zu ſich ſelbſt, »Gott und ſeine Heiligen werden mich beſchützen! es iſt ja für meine Liebe und für mein Vaterland.«

Mit leichtem Schritt verließ ſie das Gemach, ſchlich über den Vorſaal der Treppe zu; ein Ausruf des Schreckens entfuhr ihren Lippen, denn ſie fühlte ſich plötzlich vom Rücken angefallen und feſtgehalten; es war Pluto, der Hund, welcher hier ſein Lager hatte, und, erfreut über dieſen ſpäten Beſuch, an ihr emporſprang. Sie ſtreichelte das Thier, verwies es leiſe zur Ruhe und horchte, ob niemand durch ihren Ruf erwacht ſei; da Alles ſtill blieb, eilte ſie raſch die Treppe hinab, ſchob die Riegel zurück und flog unaufgehalten durch mehre kleine Seitenſtraßen dem Mauthpförtlein zu, das allein nicht von den Kaiſerlichen gehütet wurde. Sie glaubte außen Geflüſter zu hören; mit der äußerſten Kraftanwendung ſchob ſie die ſchweren Riegel deſſelben zurück und ſtürzte dann ſo ſchnell ſie vermochte ihrem Hauſe zu.

Monika, welche das geheimnißvolle Geſpräch mit Franziskus nicht vergeſſen konnte, war mit dem Gedanken an die Löſung dieſes Räthſels eingeſchlafen; Anna's unterdrückter Schrei weckte ſie wieder, doch

glaubte ſie geträumt zu haben. Ein Lichtſchein fiel durch die Spalte der Thüre aus Anna's Gemach in ihre anſtoßende Kammer, was konnte dieſe ſo ſpät noch wach erhalten? — Da meinte ſie, die Angeln der Hausthür leiſe knarren zu hören. Neugierde kämpfte lange mit der Bequemlichkeitsliebe, im warmen Bette zu bleiben; die Erſte ſiegte endlich und ſie trat in Anna's Schlafzimmer. Als ſie dieſes leer fand, eilte ſie hinab und fand die Hausthür offen.

»Heilige Mutter Gottes von Alt-Oetting ſteh mir bei!« rief ſie, vor Schrecken außer ſich, »das Fräulein iſt fort bei Nacht und Nebel!«

»Um Gotteswillen, ſchweig', wenn Du mich nicht verderben willſt!« tönte eine Stimme, denn Anna trat eben bleich und erſchöpft in das Haus. Mit großen Augen ſtarrte Monika die beinahe geiſterhafte Erſcheinung an und ſtammelte endlich: »Um aller Heiligen willen! ich kann nicht begreifen. —«

»Schweig!« herrſchte Anna und zog ſie ſchnell und leiſe mit ſich über Gang und Treppe nach ihrer Kammer. Dort angelangt ſprach Anna: »Wenn Du nur einen Funken Liebe für mich haſt und ich nicht morgen mein Leben im nächſten Fluſſe enden ſoll, ſo ſchwöre mir bei dem Bilde der heiligen Jungfrau, nie

und gegen keinen Menſchen mit einem Worte dieſes Vorfalls zu erwähnen!«

»Gegen keinen Menſchen? bedenkt doch, das Herz müßte mir ja zerplatzen!« klagte Monika weinerlich.

»Beim Andenken an meine Mutter, ſchwöre!« bat Anna.

»Nun ja, ich ſchwöre bei der Heiligen« —

Wildes Geſchrei erfüllte die Luft; als hätte der Schoos der Erde ſich geöffnet und wäre eine wilde Schar Krieger daraus geſtiegen, ſo waren plötzlich die Straßen mit Männern angefüllt, die mit fürchterlichem Geſchrei das Grauen vermehrten, in welchem die Dunkelheit der Nacht Alles umhüllte, daß nur eine ſchwarze Maſſe und blitzende Waffen zu erkennen waren.

Plinganſer, an ſeiner Seite Meindel, war an der Spitze von achthundert Mann durch das Mauthpförtlein in die Stadt gedrungen; allein die Landesvertheidiger, zu ſehr von Rache für Kelheim entglüht, konnten ihre Begierde, dieſe im Blute der Feinde zu löſchen, ſo wenig mäßigen, daß ihr Wuthgeſchrei früh genug zu den Ohren der Kaiſerlichen drang, um ſich ſammeln und vereint ihnen entgegen rücken zu können. Die Beſatzung, kaum zweihundert Mann ſtark, ſtand in geſchloßenen Gliedern und trieb die Eingedrungenen zurück; über dreihundert derſelben, ſchon in andern

Stadtvierteln, wurden vom Rückweg abgeſchnitten und gefangen. Plinganſer und Meindel mußten mit den Uebrigen ſich zurückziehen, um mit anbrechendem Morgen mit erneuter Kraft die Stadt anzugreifen.

Anna lag indeſſen auf den Knieen vor dem Bilde der heiligen Jungfrau und flehte um Schutz für das Gelingen des Unternehmens. Der Hauptmann der kaiſerlichen Beſatzung entbot ſogleich die edelſten Bürger der Stadt zuſammen, um den Verräther zu ermitteln, welcher den Landesvertheidigern das Thor geöffnet hatte. Auch Prielmaier, nicht ahnend, daß ſeiner Tochter Hand dieſe That vollbracht, führte ſeine Pflicht auf das Rathhaus, wo Alles ſich mit ſcheuen Blicken maß; denn Jedes ſuchte ſeine wahre Geſinnung vor dem Andern zu verbergen, da das Intereſſe der Reichern zu ſehr gegen das der von Vaterlandsliebe entbrannten Bürger ſtritt. Erſchöpft hatte Anna ſich auf das Bette geworfen, ein leichter Schlummer hatte kurze Zeit ihre Augen geſchloſſen, als neuer Lärm ſie vom Lager emporſchreckte.

Plinganſer war mit verſtärkter Macht zurückgekehrt; ein mörderiſches Treffen erfolgte in den Straßen. Mit erbitterter Wuth kämpften die Baiern, mit entſchloßener Verzweiflung vertheidigten ſich die Kaiſerlichen; doch ihr Hauptmann ſank tödtlich getroffen und

es blieb ihnen endlich keine Wahl, ſie mußten ſich den Siegern ergeben.

Die aufgehende Sonne beſchien der Baiern erſten Sieg; das erſte Lächeln ſeit langer Zeit ſchwebte über Plinganſer's melancholiſche Züge; für ihn gab es nun wieder ein Glück, eine Hoffnung, die Hoffnung — ſein geliebtes Vaterland zu retten! denn ohne Eiſen verliert der Magnet ſeine Kraft und ohne Hoffnung das edelſte Gemüth ſeine Stärke.

Der erſte Sieg iſt ein freudig erhebendes Gefühl für des Mannes Bruſt, der letzte der Krieger dünkt ſich ein Held zu ſein; ſo auch entflammte der Baiern Muth bei dem erſten Lächeln der Kriegsgöttin und mit Zuverſicht und Vertrauen ſahen ſie nun einer ſchönern Zukunft entgegen.

Ein noch reicheres Füllhorn hatte das Glück über Albrecht Meindel ausgegoſſen. Die Geliebte hatte mit entſchloſſenem Muthe das Thor geöffnet, ihr verdankten ſie das Gelingen ihres erſten Unternehmens. Von Plinganſer zum Oberſten ernannt, hatte er nun Ausſicht, um ihre Hand werben zu dürfen; die erſte Siegestrunkenheit zeigte ihm dieſes Ziel in nächſter Ferne. Doch nicht lange konnte er ſein Glück genießen; denn Plinganſer zog, nicht Raſt ſich gönnend, gegen Waſſerburg, funfzehnhundert Mann Beſatzung

zurücklaſſend; er ſelbſt mußte mit ſechstauſend Mann nach Braunau am Inn; die Stadt wurde mit glühenden Kugeln beſchoſſen, die kaiſerliche Beſatzung, neunhundert Mann ſtark, mußte nach vierzehntägiger Gegenwehr ſich übergeben, und ſo zogen auch hier die Baiern, von Meindel angeführt, ſiegreich ein.

Von innerlicher Unruhe getrieben, ſchritt Walburga in ihrem Zimmer auf und nieder; die Kluft zwiſchen ihr und Wendt ſchien mit jedem Tage ſich weiter auszudehnen, immer fremder werdend, hatte er ſchon ſeit drei Tagen jedes Geſpräch mit ihr vermieden. Bernhardine war am Krankenbette einer Freundin, nur Michael ſpielte zu ihren Füßen; ſo hatte ſie doch wenigſtens den Troſt, ihren Thränen freien Lauf laſſen zu dürfen, ohne ihrem Stolze etwas zu vergeben. Tauſend Vermuthungen folterten ihre Seele mit qualvollem Zweifel, als plötzlich die Thüre ſich öffnete und Wendt in das Zimmer trat.

»Ich bringe Euch gute Botſchaft, Fräulein!« fing er an, »denn Ihr werdet nun bald von einer läſtigen Einquartierung befrei't, indem ich übermorgen mit meinen Leuten aufbrechen werde, um gegen Braunau zu ziehen, da das Volk in gährender Aufrührung iſt und ernſtliche Maßregeln daher erforderlich werden.«

Erbleichend und ſprachlos ſtand Walburga und hielt ſich krampfhaft an einem Stuhle, eine Thräne perlte über ihre Wangen.

»Freilich,« warf Wendt bitter hinzu, »ziehe ich gegen Feinde, worunter ſich manch theurer Jugendgefährte von Euch befinden mag, das muß Euer Herz allerdings in Unruhe verſetzen.«

»Das iſt zu viel!« ſprach Walburga mit Stolz, »gehabt Euch wohl, Herr Oberſt! — Ihr macht das Scheiden leicht!« Sie wandte ſich ab, damit er ihre Thränen nicht ſehen ſollte.

»So lebt denn wohl!« ſagte auch Wendt und ging; an der Thüre blieb er jedoch ſtehen und ſchien auf etwas zu warten. »Und keinen Blick habt Ihr mehr für mich?« unterbrach er nach einer langen Pauſe das Schweigen.

»Bleib' nur da!« ſagte der kleine Michael, »die Baſe macht es immer ſo; biſt Du da, zankt ſie, und gehſt Du fort, ſo weint ſie um Dich.«

»Darf ich glauben, was Michael ſagt?« fragte Wendt.

»Glaubt,« entgegnete Walburga, »daß ich niemals geneigt bin, Beleidigungen zu dulden.«

»Vergebt! ich wollte Euch nicht beleidigen!« ſagte Wendt, die Geliebte an die Bruſt ziehend, »ein feind-

licher Dämon ſucht unſere Herzen zu trennen, und dieſer Dämon heißt Bernhardine!« ſetzte er leiſe hinzu.

»Und dennoch,« gab ſie mit ſanftem Vorwurfe zurück, »ſeid Ihr immer ſchwach genug, ihren Mährchen Euer Ohr zu leihen.

Beide voll Stolz und gewöhnt, jede Aufregung hinter Kälte zu verbergen, gaben Bernhardinen leichtes Spiel, ſie durch ihre liſtigen Ränke zu trennen. Doch diesmal riß der Gedanke an das nahe Scheiden Beide über die ſchroffe Klippe, welche Mißtrauen, Eiferſucht und gemeſſene Kälte zwiſchen ihnen aufgethürmt hatten, hinweg, und ſie fanden ſich wieder in dem Eden glühender Liebe, von beſeligenden Gefühlen über alles Irdiſche empor getragen.

»Und übermorgen ſollſt Du fort!« klagte endlich Walburga, von dieſem Gedanken aus ſüßen Träumen erweckt.

»Bei Gott, nicht ohne Dich!« rief Wendt, die Geliebte umſchlingend, »der Krieg kennt kein Gebot, morgen noch werden wir getraut und dann zieht mein ſtarkes Weib mit mir, die bitteren Stunden, welche das Kriegsleben oft mit ſich führt, durch ihre Nähe zu verſüßen. Oder bebſt Du vor dem Gedanken, die ruhige Heimath mit dem wilden Leben im Felde zu vertauſchen?«

»Meinſt Du, ich könnte ruhig ſein, wüßte ich Dich in drohender Ferne, wo die Angſt, von Phantaſie beflügelt, ſich grauenhafte Schreckenbilder malt, welche die Wirklichkeit weit hinter ſich zurück laſſen?« fragte Walburga.

»Nun denn!« ſprach Wendt, »ſo ſoll morgen ein beſeligendes Ja! Dein Schickſal unauflöslich an das meine knüpfen.«

Die graue Dämmerung ſenkte ſich den andern Tag mit dunklem Fittig leiſe hinab, doch in Walburga's Zimmer brannten feſtliche Lichter, die ihren Glanz auf die bleiche Braut warfen, welche unter den Händen der ſie ſchmückenden Zofe mit ſtarkem Geiſte das körperliche Weh zu bekänpfen ſtrebte, das ſie vor wenigen Stunden befallen hatte.

Wendt trieb zur Eile an und ließ ihr durch ſeinen Diener ſagen, daß er mit ſeinen Officieren, welche ihn als Zeugen begleiten ſollten, bereit ſei. — Auch Walburga wünſchte die Ceremonie beendet, da ein ſchmerzhaftes Leiden ihre Bruſt immer heftiger zuſammenpreßte; doch Bernhardine hatte ſo lange gezögert, ſich anzukleiden, daß faſt eine halbe Stunde über die feſtgeſetzte Zeit verſtrich und ſie noch immer nicht erſchien.

Im Geſpräche mit ſeinen Freunden, ſchritt Wendt

im Zimmer auf und nieder, zuweilen einen Blick auf die große Wanduhr werfend, der ſeine innere Ungeduld verrieth, als endlich Walburga's Zofe meldete, daß Alles bereit ſei. Wendt eilte mit ſeinen Officieren hinab, um in die wartenden Karoſſen zu ſteigen; ſchon wollte er das Zeichen zum Abfahren geben, als Walburga, im Begriff, ebenfalls in ihrem Wagen Platz zu nehmen, leblos zu Boden ſank.

Der Hülferuf Bernhardinens hatte Wendt herbeigelockt; mit ſtarkem Arm trug er die Braut hinauf, das neidiſche Geſchick verwünſchend, das ſo tückiſch ihn von der Schwelle ſeines Glückes trieb. Nur mit Mühe gelang es dem herbeigeholten Arzte, Walburga in's Leben zurückzurufen; kopfſchüttelnd befühlte er den Puls, der ein heftiges Fieber ankündigte, das auch mit aller Gewalt und Stärke mit dem zurückkehrenden Leben ausbrach.

Eine ſorgenvolle Nacht verſtrich, der Morgen brach an und mit ihm die Stunde des Scheidens. Pflicht und Ehre riefen Wendt an die Spitze ſeiner Leute, gegen den Feind; ſein Herz, ſeine Seele blieben hier am Krankenbette der geliebten Braut.

Als er den letzten Kuß auf ihre brennenden Lippen gedrückt, ſah man ihn, hoch zu Pferde ſitzend, die Straßen hinunterſprengen, noch einen Blick warf

er hinauf nach dem geliebten Fenſter, doch ſobald er den Degen gezogen und das Commandowort auf ſeinen Lippen ſchwebte, ſchien jede Regung in des Herzens Tiefen zurückgedrängt und Pflicht und Ehre allein die herrſchenden Gefühle zu ſein.

Nachdem Meindel die Stadt Braunau zur Uebergabe gezwungen, bezog Plinganſer in der Nähe derſelben ein Lager, die Waldungen rings umher verhauend, und erwartete ſo den Angriff des Feindes. Allein Oberſt Wendt, der indeſſen mit ſeinen Leuten angelangt war, erkannte die Vortrefflichkeit der Stellung Plinganſer's zu ſehr, um einen Angriff zu wagen. Ruhig in Schärding gelagert, wollte er erſt die ganze Stärke des Feindes und die am ſchwächſten beſetzten Punkte auskundſchaften, ehe etwas Entſcheidendes unternommen werden ſollte, als ein unerwartetes Ereigniß ſeine Hoffnung von neuem beſeelte. Zwei Soldaten hatten nämlich einen Bürger der Landesvertheidiger gefangen genommen, da er Nachts durch das Dickicht des Waldes ſchleichen wollte, und ihn vor Wendt gebracht. Es war ein alter Mann mit ſilberweißen Haaren, jedoch das Blau ſeiner Augen glänzte mit jugendlichem Feuer unter einer erhabenen,

Ehrfurcht gebietenden Stirn hervor; er hatte Waffen getragen, und nur der Uebermacht war es gelungen, den beſonnen Fechtenden zum Gefangenen zu machen.

»Rebell! Du wagſt es, Waffen gegen Deinen Fürſten und Herrn zu tragen?« fuhr Wendt den Greis an, als er vor ihn gebracht wurde.

»Da ſei Gott für!« entgegnete ruhig der Bürger, »daß ich jemals die Hand gegen meinen gnädigſten Kurfürſten erheben möchte.«

»Der Kaiſer iſt nun Euer Herr!« ſprach Wendt »Du biſt mit bewaffneter Hand ergriffen worden; weißt Du, was Dein Schickſal iſt?«

»Meine Tage hat Gott gezählt!« erwiederte der Greis, »was über mich verhängt iſt, werde ich mit des Allmächtigen Gnade dulden.«

Die Ruhe des Mannes brachte Wendt einen Augenblick außer Faſſung, er fühlte ſich nicht ſtark genug, das Todesurtheil auszuſprechen; um ſich zu ſammeln ging er ſchweigend auf und nieder.

»Dein Name?« fragte er nach einer langen Pauſe.

Johannes Plinganſer! war die Antwort.

Ueberraſcht blieb der Oberſt ſtehen und ſtarrte forſchend die Züge des Mannes an.

»Biſt Du der Vater jenes Anführers der Rebellen?« fragte er weiter.

»Ja, Herr! das Zutrauen ſeiner Mitſchüler auf der Hochſchule zu Ingolſtadt, wo der erſte Gedanke zur Rettung des Vaterlandes in meinem Sohne erwachte, hat ihn an die Spitze geſtellt; bald fanden ſich auch Bürger dazu, das Unternehmen verbreitete ſich durch das ganze Land, mein Sohn iſt der Führer der Landesvertheidiger geblieben!« entgegnete der Greis.

In tiefes Sinnen verſunken ſtand Wendt eine geraume Zeit, doch wie von einem plötzlichen Gedanken erheitert, entließ er Plinganſer's Vater mit einem freundlichen Kopfnicken und befahl, denſelben gut zu verpflegen und in anſtändiger Haft zu halten.

Das ſorgenvolle Haupt in die Hand geſtützt, ſaß Georg vor ſeinem Zelte, als ihm gemeldet wurde: eine Jungfrau verlange ihn zu ſprechen. Verwundert ſtand er auf, um ihr entgegen zu gehen, doch ſchon im nächſten Augenblicke lag ſie zu ſeinen Füßen und ſtreckte die Hände wie bittend zu ihm empor.

»Was kann ich für Euch thun?« fragte Plinganſer, die ſchöne Bittende aufhebend.

»O viel, ſehr viel!« ſagte das Mädchen, »mein Vater ſtarb in der Schlacht bei Donauwörth; ich fiel Löwenſtein-Werthheim in die Hände, der mich ge-

ſangen hielt. Vor zwölf Tagen bin ich ihm entflohen, doch nun verfolgen ſeine Leute mich allenthalben; heute Nacht habe ich, in keiner Hütte mich mehr ſicher haltend, im Walde zugebracht. Erbarmt Euch meiner! ſchützt mich und bringt mich in ein Kloſter; auf der großen, weiten Welt habe ich niemand mehr, dem ich angehöre, und keine Hoffnung als das Grab.«

»Armes Mädchen!« ſagte Georg gerührt, »Eure Bitte ſoll erfüllt werden, ſo weit es in meiner Macht ſteht; ich erwarte ſtündlich meinen Vater, ſeiner Obhut werde ich Euch übergeben, ſobald er ankömmt; und erreichen wir mit Gottes Hülfe München, ſoll Euch auch eine Freiſtatt bei den Eliſabethinerinnen werden.«

»Ach, umſchlöſſen mich doch ſchon die heiligen Mauern, oder noch beſſer die kühle Gruft!« klagte Verona, »denn das Leben iſt mir eine drückende Bürde und die Welt liegt für mich in Nacht verhüllt, wo nur ein eiſiger Nord mich anhaucht.«

Plinganſer ließ ihr ein Zelt bei den Frauen ſeiner Offiziere anweiſen und ging hinaus auf eine Anhöhe, unruhig nach dem Vater ſpähend. Schon ſenkte der Abend ſich herab und deckte mit dunklem Fittig Freund wie Feind, als endlich der Erwartete aus den Schatten des Waldes trat.

»Ich bringe Botſchaft aus dem kaiſerlichen Lager,« nahm nach einer innigen Umarmung der Vater das Wort. — »Auf meinem Wege hierher, von zwei Soldaten überfallen, wurde ich zu dem oberſten Befehlshaber gebracht.« —

»Wie, zu Wendt?« rief Georg erſtaunt.

»Zu Wendt!« fuhr der Vater fort, »Ich hatte mein Leben verwirkt, denn Löwenſtein's Befehl erkennt Jeden des Todes ſchuldig, der mit bewaffneter Hand ergriffen wird. Doch Oberſt Wendt ſchenkte mir die Freiheit unter der Bedingung, Dich zur Unterwerfung zu überreden. Aus Schwaben, Franken und von Italien ziehen Kriegsvölker herbei zur Unterjochung Baierns; nicht Sieg, nur doppeltes Elend und Schmach würden die Landesvertheidiger über das Land bringen durch hartnäckigen Widerſtand, der doch nur von kurzer Dauer ſein würde; da hingegen ein freiwilliges Niederlegen der Waffen des Kaiſers Gnade nach ſich ziehen und das Loos der Baiern mildern würde. So lautet mein Auftrag, ſchloß der Greis.«

»O über den ſüßen Honigſeim!« lachte Georg bitter, »das Beiſpiel hat es uns ja ſchon gelehrt, wie viel kaiſerliche Huld und Gnade, Unterwerfung eingebracht! Wendt's Herzen thut es am Ende leid, uns verderben zu müſſen, und ſein guter Rath kömmt

nur, um ſich den Schmerz zu erſparen, das arme Volk wie zu Kelheim unter dem Schwerte des Henkers verbluten laſſen zu müſſen!«

»Du verkennſt ihn vielleicht,« ſagte der Vater, »mein Leben lag in ſeiner Hand.«

»Ich ihn verkennen?« rief Georg. Ein Meer von Gefühlen wogte in ſeiner Bruſt; lange ging er ſchweigend mit verſchränkten Armen auf und nieder.

»Ihr möget recht haben, Vater!« begann er endlich, »gewöhnt, einen zweifachen Feind in Wendt zu ſehen, kann mein Urtheil in ſeiner Perſönlichkeit etwas zu hart ſein. Ich hatte mir geſchworen, im erſten Treffen ſein Herz zum Ziel meines Schwertes zu ſuchen; er hat Euch das Leben geſchenkt, ich will fortan nur den Feind des Vaterlandes in ihm ſehen.«

»Und Dein Entſchluß?« fragte der Vater.

»Steht feſt wie der Wille des Volkes!« entgegnete Georg, »lieber baieriſch ſterben, wie kaiſerlich verderben! iſt das allgemeine Loſungwort. Ohne große Hoffnung zum Siege bietet das Volk ſeine letzte Kraft auf, um wenigſtens rühmlichſt zu ſterben; denn der Baier kann freudig ſeine Treue mit dem Tode beſiegeln, aber nimmer ſie überleben.«

»Erfolgt keine Antwort,« berichtete der Greis weiter, »ſo wird Wendt morgen uns angreifen.«

»Er ſoll uns gerüſtet finden!« rief Georg mit Feuer, »Eurer Obhut, Vater! werde ich morgen die Frauen übergeben; beſonders empfehle ich Euch eine Unglückliche, die ſchutzlos, von aller Welt verlaſſen, ſich zu mir geflüchtet hat, um den Verfolgungen Löwenſteins zu entgehen.«

Er führte ſeinen Vater zu Verona, die in ihrem Zelte im Gebete auf den Knieen lag. Mit freundlicher Wehmuth empfing ſie ihren Beſchützer und der biedere Greis ſprach ihr Muth und Vertrauen ein, da des himmliſchen Vaters Hand Alles zum Beſten lenke, ſo dunkel auch manchmal der Weg ſcheinen möchte.

Georg aber trat hinaus in die finſtere Decembernacht, die kein Stern erhellte. Schweigend gingen die Wachen auf und nieder; Mancher lag ſchlafend in ſeinem Zelte und träumte ſüß von der Heimath goldnem Frieden, den morgen vielleicht eine tödtende Kugel treffen ſollte.

»Wenn auch das Glück uns günſtig iſt,« dachte Georg, »der Tod wird morgen hier ſein Aerntefeſt feiern, manche Gattin zur Witwe, Kinder zu Waiſen machend; die liebende Braut wird vergebens auf den Geliebten harren. »Armes Herz!« ſagte er ſeufzend, »will deine Wunde denn nimmer heilen, da ſie, von jeder Erinnerung berührt, zu bluten anfängt?«

Die Hand auf die Bruſt gelegt, wandelte er durch die Straßen des Lagers und kehrte erſt ſpät in ſein Zelt zurück.

Noch lag die Gegend in düſtern Morgennebel gehüllt, als ſchon einzelne Schüſſe der auf einander ſtoßenden äußerſten Wachtpoſten das Signal zum Angriff gaben; fechtend zogen ſich dieſe zurück, während Plinganſer das Lager abbrechen und ſeine Truppen ſich ordnen ließ. Als der Nebel gegen Mittag ſich zertheilte, ſtanden beide Heere einander gegenüber. Plinganſer hatte ſeine Truppen in mehre Vierecke aufgeſtellt, zwiſchen dieſelben Reiterei eingelegt. Meindel befehligte am linken, er ſelbſt am rechten Flügel. Zwei Schaaren Fußvolk und eine Schaar Reiterei ſtanden im zweiten Treffen, dem vordern zur Stütze. Ein blutiges langes Ringen erfolgte; Plinganſer trieb den kaiſerlichen Feldherrn zurück und von dem Lächeln des Glücks ermuthigt, warfen die Baiern mit vereinter Kraft ſich auf den Feind. Der linke Flügel der Kaiſerlichen gerieth in Unordnung; nun ließ Plinganſer die im Hintertreffen ſtehende Reiterei ſich auf denſelben werfen und im kurzen war die Niederlage der Oeſterreicher allgemein. Die nachdringenden Baiern

waren bald auch im Beſitz von Schärding, welche Stadt mit reichen Kriegsvorräthen und einer Menge kleinen und groben Geſchützes in ihre Hände fiel. Zwiſchen dem Inn und der Iſar konnte nun keine Stadt länger widerſtehen, der Weg lag offen nach München.

Ein heißes Dankgebet für den verliehenen Sieg ſtieg von den Lippen der Landesvertheidiger zum Himmel empor. Nach gehaltenem Gottesdienſte mußten die gefangenen Oeſterreicher ſchwören, nie mehr gegen den Kurfürſten von Baiern, noch deſſen Volk, noch gegen die Krone Frankreichs zu dienen, worauf ſie Plinganſer nach Oeſterreich entließ.

Den erſten freien Augenblick benutzend, flog Meindel nach Burghauſen. Als Oberſt der Landesvertheidiger glaubte er, nach errungenen Siegen, um Anna's Hand werben zu dürfen; Prielmair, der, in des Ausſchuſſes Hand, dem Kurfürſten Treue geſchworen hatte, empfing ihn mit falſcher Freundlichkeit, denn er ahnete nun einen Zuſammenhang vieler Handlungen und Reden ſeiner Tochter, die ihm bisher dunkel oder unbeachtet geblieben; jedoch, obwohl im Herzen eine Gemeinſchaft mit ſiegeriſchen Bauern und Bürgern ver-

abſcheuend, war er doch zu klug, um ſeine wahre Geſinnung zu zeigen und Albrecht nicht mit halb zugeſtandenen Hoffnungen hinzuhalten. Auf den Ausgang des Krieges vertröſtet, ſchwelgte das liebende Paar in den Gedanken der Zukunft; durften ſie ja jetzt ſchon ungehindert ſich ſehen, und ſchien ihnen doch dieſer Umſtand ein Bote einer goldenen Zukunft zu ſein.

Prielmaier aber nahm insgeheim Monika vor, dieſe geſtand, was ſie wußte, und ſein Verdacht ſtieg zur rieſenhaften Gewißheit empor.

Plinganſer zog gegen Paſſau, Meindel aber, von ſeiner Liebe gefeſſelt, erbat ſich von ihm, den Abgeordneten der Landesvertheidiger beigeſellt zu werden, welche mit den Bevollmächtigten der kaiſerlichen Verwaltung eine Zuſammenkunft zu Anzing halten ſollten, da er hierdurch mit Anna's Vater ſich mehr zu befreunden hoffte.

Graf Löwenſtein-Werthheim zitterte nämlich vor den Siegen der Aufſtändiſchen; Zeit gewonnen ſchien ihm Alles gewonnen, daher er Unterhandlungen vorſchlug. Den ſtolzen Prunk der Großen erwiedernd, kamen die Abgeordneten, jeder in einer prächtigen Ka-

roſſe, mit ſechs Pferden beſpannt, eine Ehrenwache von dreitauſend bewaffneten Streitern mit ſich führend.

Die kaiſerlichen Bevollmächtigten forderten, daß ſich die Aufſtändiſchen mit Niederlegung der Waffen unbedingt der Gnade des Reichsoberhauptes hingeben ſollten, da von Italien und dem Rheine her ſchon Heere in Bewegung ſeien; Sieg gegen Uebermacht wäre nicht zu erwarten, ſondern nur unabſehbares Elend.

Die Boten der Landesvertheidiger entgegneten: Niemand ſollte an des Volkes Rückſchritt denken, Jeder ſei zum Aeußerſten bereit und wünſche ſich lieber ſchnellen Tod als länger gemartert zu werden. Des Volkes Begehren aber ſei: Räumung des Vaterlandes von den Kaiſerlichen, Uebergabe der Feſtungen und Zurückſtellung des weggeführten Geſchützes. — Die Staatsführung ſolle dem Kurprinzen und den Ständen überantwortet ſein, bis zur Wiederkunft des rechtmäßigen Landesherrn oder ſeiner Gemahlin, und zum Unterpfande alles deſſen die Kette der tyroliſchen Grenzveſten an Baiern übergeben werden.

Die Verſchiedenheit der gegenſeitigen Forderungen geſtattete kein Annähern; inzwiſchen wünſchten die Kaiſerlichen einen Waffenſtillſtand von neun Tagen. Was auch Meindel dagegen einwenden mochte, von Priel-

maier und Wiedmann überſtimmt, wurde ihnen der=ſelbe zugeſtanden.

Sobald Albrecht von Anna und ihrem Vater Ab=ſchied genommen, eilte er, Plinganſer das Reſultat der Zuſammenkunft zu berichten.

Georg ſaß eben und ſchrieb an den Kurfürſt Ma=ximilian Emanuel, welcher damals in Paris ſich befand, als Meindel eintrat.

»Was habt Ihr ausgerichtet?« fragte er, die Feder hinwerfend.

Albrecht erzählte mit möglichſter Schonung für Prielmaier den Verlauf der Unterhandlung.

»Wie?« rief Georg, von Zorn entbrannt, »dieſe gleißneriſchen Menſchen, welche dem Ausſchuſſe der Lan=desvertheidiger Treue in die Hand geſchworen, können ſich ſo ſehr vergeſſen, ihre wahre Geſinnung unter ſolch dünnem Schleier zur Schau zu tragen? Eine Friſt von neun Tagen genügt den Feinden, Kriegsvolk aus der Ferne herbeizuziehen und alle Verſuche zu vereiteln, während die Baiern in derſelben Zeit zu allen Unter=nehmungen gelähmt blieben? Nimmermehr! Bei einem Volke, welches Feſſeln brechen will, muß den Mangel ſchulgerechter Kriegsübung die Flamme der Be=geiſterung erſetzen, dieſe nicht im trägen Hinzaudern verlodern.«

Meindel ſeufzte, denn er ſah am Himmel ſeiner Liebe ein drohendes Gewitter ſich aufthürmen, das die Saat aller ſeiner Hoffnungen zu vernichten drohte.

Plinganſer aber ließ noch an demſelben Tage die Oeſterreicher bei Neu-Oetting angreifen, ſie ſchlagen und ihnen die Stadt entreißen.

Walburga war wieder zum erſten Mal in der Kirche zu unſerer lieben Frau geweſen, der heiligen Gnadenmutter für ihre Geneſung dankend, als eine Menge Neugieriger über den Markt dem Thale zuſtrömten. Sie kommen! geſchlagen flüchten ſie ſich wieder nach der Hauptſtadt! — hörte ſie einzelne Stimmen im Vorübergehen. Ihr Herz pochte hörbar, denn eine Ahnung ſagte ihr, daß Wendt mit ſeinen Truppen hierunter verſtanden ſein müſſe. Mit getheilten, ſtreitenden Gefühlen zwiſchen Liebe und Vaterland eilte ſie nach Hauſe, nicht einig mit ſich, was ſie wünſchen, was ſie hoffen ſollte. Da tönte der Schall ferner Trommeln an ihr Ohr; mit bebender Hand riß ſie das Fenſter auf und ſchaute erwartungvoll über die bunt wogende Menge der Straße zu, woher ſie kommen mußten.

An der Spitze ſeiner Truppen, den Zügel des Pferdes und den Degen in der Linken haltend, ritt Wendt, die verwundete Rechte mit einer Binde umſchlungen. Dieſer Anblick ließ das Vaterland in des Herzens Tiefen ſinken, und die Liebe, Königin im Reiche desſelben, nahm ſogleich von ihrem ungetheilten Throne Beſitz. Mit unendlicher Freude flog ſie ihm entgegen, und er umſchlang mit dem linken Arme die liebende Braut und preßte ſie an das freudig klopfende Herz. Der kleine Michael drängte, mit dem Schwerte des Oberſten ſpielend, ſich zwiſchen ſie, da auch er, an den Freuden der Baſe Walburga mit kindlicher Anhänglichkeit Theil nehmend, ſeinen Bewillkommnungkuß an den Mann bringen wollte. Nur Bernhardine maß die Gruppe der Glücklichen mit ſcheuen Blicken und meinte, auf eine Aeußerung Wendt's, mit der Trauung habe es nun keine Eile und es ſei ſchicklicher, die Hochzeit mit Prunk und ihrem Stande gemäß auszurichten. — —

Plinganſer, nun Herr der ganzen Straße von Paſſau nach München, dachte darauf, durch einen entſcheidenden Schlag die Hauptſtadt in ſeine Gewalt zu bekommen, um ſo die Kaiſerlichen gänzlich zu vernichten. Geheime Boten gingen nach München, das Nöthige zu verabreden, denn er dachte am Chriſttage mit

ſeiner ganzen Macht daſelbſt einzutreffen, wo mit dem erſten Donner des Geſchützes alle Jünglinge von den Schulen, bei ſechshundert an der Zahl, bewaffnet auf dem Anger ſich verſammelt, die Bürger vor dem Auguſtinerkloſter und die Hofbedienten vor dem Schloſſe ſtehen ſollten, zur Unterſtützung des Angriffes.

Die kaiſerliche Beſatzung unter Wendt's Befehl, obgleich fünftauſend Mann ſtark, wäre unfehlbar ein Opfer dieſes wohlberechneten Planes geworden, wenn ſie Verrätherei nicht gerettet hätte. Dem Pfleger Etlinger aus Starenberg nämlich, der ſich nur gezwungen mit den Landesvertheidigern vereinigt hatte, war es gelungen, zu entkommen; er verrieth an Graf Löwenſtein-Werthheim das Geheimniß der Anſchläge. Sogleich ward die Bürgerſchaft zu München noch einmal entwaffnet, in den entſcheidenden Stunden das Verlaſſen der Häuſer verboten, jede Straße bewacht; und dennoch wäre der Sieg noch möglich geweſen, allein fünftauſend Landesvertheidiger, ungeduldig, die Hauptſtadt zu befreien und die jungen Fürſten von Baiern aus der Gewalt des Unterdrückers zu erlöſen, eilten, ohne den Zuzug der übrigen zu erwarten, unter der Anführung des Hauptmannes Gauthier voraus. Nur fünfhundert trugen Schießgewehre, die Anderen Stangen, Keulen, Meſſer und Senſen; wo ſie durchzogen,

ſchloß ſich das Volk an, es ſtrömte aus Ebenen und Gebirgen herbei. Bei Scheftlarn, vier Stunden von der Hauptſtadt, ordnete Gauthier die lärmende, ungeduldige Menge und brach dann den Abend vor der Chriſtnacht gegen München auf.

Die verhängnißvolle Stunde kam, es ſchlugen tauſend bange Herzen. Eine Stunde nach Mitternacht verkündigte der Donner der Feldſtücke die Ankunft der Landesvertheidiger; in dichter Finſterniß erhob ſich das Gefecht an der Iſarbrücke; die Gegenwehr der Kaiſerlichen wurde überwunden, der Thurm an der Brücke erobert. Nur Wendt's beſonnener Tapferkeit gelang es, ſich zu halten; aber ſchon fingen ſeine Leute zu wanken an, als mit anbrechendem Morgen Feldherr Kriechbaum auf der Straße von Anzing erſchien; — während ſein Fußvolk den Iſarthurm beſchoß, durchſchwammen ſeine Reiter den Fluß. Als die Landesvertheidiger, gegen Wendt's Scharen fechtend, ſich im Rücken angegriffen und von den Münchenern verlaſſen ſahen, geriethen ſie in Furcht; ſie flohen, großen Verluſt leidend und vom Feinde verfolgt, der Straße nach Sendling zu. Auf der Anhöhe von Sendling ſtellten ſie ſich noch einmal auf; der Kirchhof war ihre Veſte, die Mauer ihre Bruſtwehr; Andere fochten hinter Hecken und Hütten verſteckt. Der Feind, an Zahl und

Kriegskunſt überlegen, umzingelte das Dorf und drang ein. Gauthier widerſtand mit der größten Tapferkeit, bis er getroffen zu Boden ſank; fallend noch ermunterte er die Brüder, zu fechten bis zum letzten Blutstropfen. Ihres Führers beraubt, flohen einige in wilder Verwirrung, die Anderen ſetzten den ungleichen Kampf mit Verzweiflung fort, den Tod für Baiern und ſein Fürſtenhaus rühmlicher achtend als das Leben unter fremder Gewaltherrſchaft. Sie ſanken fechtend, Mann an Mann, wie Heldenbrüder fallen ſollen.

Schon war indeſſen der Vortrab von Plinganſer's großer Hauptmacht bis Anzing herangerückt, als Flüchtlinge und Verwundete demſelben dieſes Tages Unglück verkündeten. Solche Botſchaft erfüllte die ländlichen Scharen mit Furcht, daß ſie faſt gänzlich auseinander gingen.

Weit umher lagen die Felder mit Todten und Verwundeten bedeckt; ſechshundert Verſtümmelte wurden von den Siegern ſogleich in die Stadt gebracht, den Bürgern von München zum abſchreckenden Beiſpiele. In winterlicher Kälte und Näſſe hingeworfen, ächzten die Blutenden elend auf den Straßen, ohne Verband und Erquickung.

Wendt ritt, Befehle ertheilend, durch die Stadt. Ein Weib ſtürzte aus ihrem Hauſe, mit verzweifelnder

Angſt in den Blicken, und hielt ſeines Pferdes Zügel an. »Wenn meine Liebe nicht in tödlichen Haß ſich verwandeln ſoll, ſo erbarmt Euch dieſer Unglücklichen!« rief ſie, ſich an das Pferd klammernd.

»Wie, Walburga! Ihr in des Krieges blutigem Schauſpiel?« ſagte Wendt erſtaunt, »Ich bitte, entfernt Euch! Das Weib gehört nicht unter die Menge, wenn die Furie des Krieges die blutige Fackel ſchwingt!«

»Nicht eher, bis Ihr gewährt habt!« bat Walburga in höchſter Angſt.

»Ich werde thun, was Menſchlichkeit gebietet!« ſagte Wendt und gab ſogleich Befehl, die Verwundeten in die Krankenhäuſer zu ſchaffen. — Mit einem dankbaren Blicke eilte Walburga in das Haus zurück.

Dieſe Niederlage beugte keineswegeſ den Muth der Landesvertheidiger ganz, die Häupter derſelben traten ſogleich in Braunau zuſammen; noch einmal wurde in öffentlicher Kundmachung der Aufſtand des baieriſchen Volkes gerechtfertigt, daß dieſer Kampf für die Rechte des Fürſtenhauſes und des Landes Baiern nicht als Empörung gegen des Reiches Oberhaupt anzuſehen ſei. Auch ſtrömten zu Tauſenden wieder die Männer

von Ebenen und Bergen heran, unter den vaterländiſchen Fahnen zu ſtreiten.

Inzwiſchen die Landesvertheidiger zur Einnahme und Beſetzung Landau's und Dingolfings Anſtalten trafen, verloren ſie Vilshofen. Das Landvolk ſcharte ſich Augenblicks zuſammen, den Oeſterreichern die Stadt wieder zu entreißen; aber von München eilte Oberfeldwachtmeiſter Kriechbaum mit einigen tauſend Soldaten denen in Vilshofen zum Beiſtand. Meindel brach ſogleich mit einigen tauſend Mann dahin auf; allein Kriechbaum war ſchon bis Vilshofen vorgedrungen und, einverſtanden mit der Beſatzung daſelbſt, bereit, die Landesvertheidiger anzugreifen. Meindel führte vier Stücke mit ſich und nahm vortheilhafte Stellung auf einer Anhöhe bei Aitenbach, im Rücken Waldung, auf der Stirnſeite den Bach. Ihrer ſiebentauſend ſtanden da, in begeiſterter Begierde zum Gefecht entbrannt; der Kampf begann, in feſtgeſchloſſenen Reihen ſetzten die Kaiſerlichen über den Bach und ſtürmten den Hügel hinauf, allein Meindel empfing ſie wie eine eherne Mauer; drei Mal wiederholten die Oeſterreicher den ſtürmiſchen Angriff und drei Mal wurden ſie von Meindel zurückgeſchlagen. Doch endlich ſiegte Uebermacht; die Landesvertheidiger, zu ſchwach, länger zu widerſtehen, mußten weichen. Die Kaiſer=

lichen erſtiegen die Höhen, brachen den letzten Widerſtand und vollendeten ihren letzten Sieg durch Niedermetzelung der Flüchtlinge; bis Sonnenuntergang ward gemordet, ſchrecklicher als bei Sendling, Gnade weder verlangt, noch gewährt; die Leichname der Todten bedeckten bei Aitenbach das Mordfeld eine Stunde Weges weit.

Auch dieſe Niederlage war nicht vermögend, den Muth der Landesvertheidiger zu beugen, und ſie forderten, erbitterter als jemals, den Untergang der Oeſterreicher. Nicht die wurden beklagt, welche auf den Gefilden von Sendling und Aitenbach in ruhmwürdiger Treue für Fürſt und Vaterland gefallen waren, ſondern die, welche ſie überleben mußten. Alle dem Schwert Entronnene ſammelten ſich zu neuen Kämpfen; friſche Schlachthaufen zogen herbei, fröhlich wie zum Feſtſpiel; denn Alles ſtand entſchloſſen, dem Feinde eine große Wüſte voll Gräber zu hinterlaſſen, aber nicht den Ruhm, jemals der Baiern Treue wankend gemacht zu haben. Als aber von allen Seiten gleichzeitig kaiſerliche, würtembergiſche, pfälziſche, fränkiſche und wolfenbüttel'ſche Kriegsvölker in Baiern einrückten, als nun die Landesvertheidiger überall bedrängt und übermannt, Stadt um Stadt fallen ſahen, da mußte ſelbſt Plinganſer's Heldenherz dem letzten Schimmer

von Hoffnung entſagen. Noch ſtand Meindel verſchanzt im Walde bei Waſſerburg, der Letzte auf dem Felde des Unglücks und der Ehre. Da er ringsum Alles gewichen und verloren ſah, da ſelbſt Georg das Schwert brach, mit welchem er ſein Volk nicht hatte retten können, entließ er ſeine Getreuen ſchmerzvoll, um mit ſeinem Freunde das unglückliche Vaterland bis auf beſſere Zeiten zu fliehen.

Ein trüber Geiſt hatte ſich ſeit der Schlacht von Sendling Walburga's bemächtigt; lebhaft ſtanden die ſchauderhaften Bilder von jenem unglücklichen Tage vor ihrem innern Auge und es ſchien ihr ein Vergehen, über die blutigen Trümmer einem Feinde des Vaterlandes die Hand zu reichen. Doch Wendt's Ueberredungskunſt war es gelungen, dieſe trübe Stimmung ſo weit zu bannen, daß der Hochzeittag auf den zwanzigſten Februar feſtgeſetzt wurde. Er hatte die Bitte um Zurückberufung nach Wien bei ſeinem Kaiſer eingereicht, da er hoffte, die lärmenden Freuden der Kaiſerſtadt würden am erſten vermögend ſein, jene traurige Erinnerung aus dem Gedächtniſſe ſeiner Braut zu verwiſchen.

Walburga ward zu einem Feſte bei den Eliſabethinerinnen geladen, deren Aebtiſſin eine ferne Verwandte

von ihr war, da eine junge Novize eingekleidet werden ſollte.

Schon war es ſpät am Nachmittage und Walburga kehrte noch immer nicht zurück. Bernhardine ſcherzte über das Ausbleiben der Geliebten; doch Wendt, von mancherlei ernſten Gedanken der Zukunft erfüllt, warf ſich in einen Stuhl, das Haupt ſinnend in die Hand geſtützt, und achtete wenig auf ihre Neckereien. Aber da ſie plötzlich verſtummt war, ſah er in die Höhe und begegnete Bernhardinen's Blicken, die ganz nahe über ihn gebeugt, mit ſeltſam weichem Ton ihn fragte, ob ihm etwas fehle. Ueberraſcht von dieſer ungewohnten Annäherung, dankte er, ihr forſchend in die Augen ſehend, was ſie zu dieſer Aufmerkſamkeit veranlaßt habe. Sie ſchüttelte traurig das Haupt und kehrte ſeufzend auf ihren Platz zurück.

»Ich muß jetzt Eure Frage von vorhin Euch zurückgeben, Frau von Wolframsdorf!« nahm Wendt das Wort, »denn es ſcheint mir faſt, als ob geheimer Kummer Euch belaſte.«

»O, was kümmert es Euch,« gab ſie zurück, »ob mein Herz bricht oder nicht, Euch gilt das einerlei.«

»Ihr irrt,« ſagte Wendt mit Wärme, »die Schwägerin meiner Braut hat ſtets auf meine Theilnahme zu rechnen.«

Bernhardine wandte ſich ab, es ſchien als verberge ſie eine Thräne. Wendt, von dieſem ſonderbaren Benehmen ſeltſam neugierig gemacht, drang mit Bitten und Verſicherungen ſeines theilnehmenden Herzens in ſie, doch immer hartnäckig war ihr Schweigen, bis er endlich keine Schmeichelei ſparte, ihr das Geheimniß zu entlocken.

»Nun, ſo höre denn!« ſprach ſie endlich, »Ich liebe Dich, liebe Dich mit einer Leidenſchaft, die mein Inneres verzehrt, die mich grenzenlos unglücklich macht! Wie ein träumeriſches Kind lag dieſe Neigung Anfangs in meinem Herzen, unſchuldig und arglos; doch ſie iſt zu einer rieſenhaften Größe empor gewachſen, als ein ſchreckliches Ungeheuer umſtrickt ſie mich mit giftigen Armen, und nimmer mich loswinden könnend, muß ich vergehen unter ihrem glühenden Hauche.«

Wendt ſtand ſprachlos ihr gegenüber, er glaubte nun den Schlüſſel zu ihrem bisherigen Benehmen gefunden zu haben und ſein Herz, von dieſer Entdekkung geſchmeichelt, war mit der ganzen Vergangenheit verſöhnt.

»Armes Weib!« ſagte er, ihre Hand erfaſſend.

Bernhardine richtete ſtolz ſich empor. »Nicht Dein Mitleid will ich, es würde mich erdrücken! Dein

Herz, Deine Liebe muß ich ganz und ungetheilt beſitzen, oder untergehen im ſchrecklichen Kampfe.«

Sie riß ſich los und wollte fort, doch Wendt erfaßte ihre Hand von neuem und zog ſie zurück. Geſchmeichelte Eigenliebe hielt die Thore ſeines Herzens beſetzt, die Stimme der Vernunft verhallte außen ungehört und, von trügeriſchem Mitleid hingeriſſen, rief er, ſie an ſich ziehend: »Bernhardine, gibt es denn keinen Weg, Dich zu retten?«

Ihre Lippen begegneten ſich, ein glühender Kuß war das Siegel des verdammlichen Bundes und Bernhardinens Herz jauchzte auf in längſt erſehntem Triumph.

Verona war auf Plinganſer's Verwenden, ihrem Wunſche gemäß, zu den Eliſabethinerinnen nach München gebracht worden, wo ſie nach zurückgelegtem Probejahr eingekleidet werden ſollte. Eine junge Novize, deren Prüfungszeit vorüber war, ſollte eingeführt werden in den Kreis der frommen Schweſtern, und es war ein feſtlicher Tag, zu welchem viele Vornehme Münchens geladen wurden. Die Kirche hatte nicht Raum für die Zahl der Neugierigen, und nur eine ſchmale Gaſſe öffnete die Menge, um den Zug, wel-

cher die Himmelsbraut an ihrem Ehrentage zum Altare begleitete, vorbei zu laſſen. Zwei Novizen folgten der zum letzten Male geſchmückten Gottgeweihten; ſchon hatten ſie die Mitte der Kirche erreicht, als Eine derſelben mit einem lauten Schrei zu Boden ſank. Man brachte ſie auf ihre Zelle.

Walburga, welche ahnete, was dieſen Schreck verurſacht haben mochte, war gefolgt und ſtand Hilfe leiſtend am Lager, als das Mädchen die Augen wieder aufſchlug. Wie aus einem Traum erwachend, ſah ſie die Umſtehenden mit großen Augen an. — »Ein trügeriſches Bild der Sinne muß mich getäuſcht haben, denn die Todten kommen ja nicht wieder!« ſprach ſie endlich leiſe für ſich hin und Thränen rollten über ihre bleichen Wangen. Sie bat die Nonnen, zum Feſte zurückzukehren, da ſie ſich von ihrem Schrecken ſchon erholt habe und lieber allein zu ſein wünſche.

Doch eine Stunde ſpäter ließ die Aebtiſſin ſie rufen und nachdem dieſe lange mit ihr geſprochen, um ſie auf eine große Aenderung ihres Schickſals vorzubereiten, eilte ſie in das Sprachzimmer, wo ein großer, ſchlanker Offfzier außer dem Gitter ſtand und mit freudig ſchlagendem Herzen der Kommenden entgegen ſah.

Meine Verona! Mein Arno! war der gleichzeitige Ausruf der Liebenden; das neidiſche Eiſen trennte

die Glücklichen, die ſich ſo viel zu ſagen und zu fragen hatten.

Arno war ſchwer verwundet nach Landshut gebracht worden, jedoch ſchmerzlicher als ſeine Wunden traf ihn die Nachricht von Verona's Flucht; die Hoffnung, ſie zu finden, trieb ihn früher, als er ſollte, vom Krankenlager auf, ein gelähmter Arm war die Folge hiervon. Alle Nachforſchung blieb fruchtlos, ſelbſt Graf Löwenſtein-Werthheim, der ſich ſpäter mit dem Liebling wieder ausſöhnte, bot Alles auf, ohne eine Spur entdecken zu können.

Ein Zufall führte ihn mit mehren Offizieren zuſammen, welche ihn beredeten, der Einkleidung der Nonne beizuwohnen, wo er ſo unerwartet fand, was er ſo lange vergebens geſucht hatte. Der Wendepunkt ihres Lebens lag nun vor ihnen und die weit geöffneten Thore des Paradieſes zeigten die Ausſicht in einen ewigen Frühling.

Acht Tage nachher ſtand Arno mit der geliebten Braut vor dem Altare der Jeſuitenkirche zu München, wo der Prieſter den Segen über das glückliche Paar ausſprach. Graf Löwenſtein-Werthheim, zu großmüthig, um das Glück Verona's trüben zu wollen, konnte aber doch die junge liebenswürdige Frau, über welche das Glück ſeinen verſchönerten Lichtſchein goß, nicht

ohne eine kleine Anwandlung von Eiferſucht ſehen; doch zu ſehr feiner Weltmann, um ſolch' eine Regung zur Schau zu tragen, ſcherzte er vielmehr über das unerwartete Erſcheinen ſeines kleinen Flüchtlings.

Arno kannte ſeinen Gönner aber zu wohl, um nicht zu wiſſen, daß ſolche Ueberwindung bei ihm nicht von langer Dauer ſei, und daß bald wieder die alten Wünſche erwachen würden, daher er um ſeinen Abſchied bat, um mit ſeiner Frau nach Oeſterreich zu gehen, wo auf ſeinem ſtillen Landgute ein glückliches, ungeſtörtes Leben ihn erwartete.

Der zwanzigſte Februar war nicht mehr fern und die Beſchäftigung mit dem Brautſtaat und ſonſtigen Anordnungen hatte ſo vortheilhaft auf Walburga's Gemüthſtimmung gewirkt, daß ſie wieder recht heitere Stunden hatte. Allein in demſelben Grade als dieſe einem freudigern Gefühl ſich überließ, nahm Bernhardinen's Laune einen finſtern Charakter an. Sie ſchien über einem lichtſcheuen Plan zu brüten; Wendt mochte eine Ahnung davon haben, denn er vermied immer mehr jedes Alleinſein mit ihr.

Eine drückende Laſt lag auf Wendt's Herzen, denn, Bernhardinens Charakter mißtrauend, bereuete er, ihre

Liebe nicht mit Kälte zurückgewieſen zu haben. Mit innerer Unruhe blickte er ſtets in Walburga's Auge, forſchend, ob der Nebenbuhlerin böſer Geiſt kein Gewitter heraufbeſchworen, und athmete freier, als endlich der Vorabend des Hochzeitfeſtes anbrach, ohne daß etwas Störendes vorgefallen war.

Walburga ſaß mit Ordnen ihres Schmuckes beſchäftigt, als Wendt wie gewöhnlich zur Dämmerungſtunde in das Zimmer trat; reizender als jemals erſchien ihm heute die geliebte Braut, denn der Eifer, womit ſie ihre Arbeit betrieb, hatte eine ſanfte Röthe auf ihre bleichen Wangen gehaucht. Bernhardine erſchien nur auf kurze Zeit, indem ſie ihm den Wein ſelbſt kredenzte, worauf ſie ſich aber ſogleich wieder entfernte, große Vorrichtungen auf den morgenden Tag vorſchützend.

Wendt ſetzte den Becher unberührt auf den Tiſch, denn Walburga hatte ihm eine Perlenſchnur zu halten gegeben, welche ſie anders faſſen wollte. »Perlen bedeuten Thränen,« ſagte ſie, »ich ſollte wohl einen andern Schmuck wählen an dieſem bedeutungsvollen Tage!«

»Aberglaube!« entgegnete der glückliche Bräutigam, ihr die Schnur um den Nacken windend. »Sieh einmal, wie beſchämt die Perlen auf die Weiße Deines Halſes blicken!« Er zog ſie vor den Spiegel, ſcherzend

dem Doppelbilde, das derſelbe zurückgab, ſeine Glück-
wünſche bringend.

»Du trinkſt ja heute gar nicht?« ſagte der kleine
Michael zu Wendt; doch dieſer in fröhlichem Scherz
mit der Geliebten, überhörte die Frage.

»Darf ich trinken, wenn Du nicht willſt?« bat
das Kind.

»Ja, ja! nimm nur!« gewährte der Oberſt, indem
er bemüht war, Perlen anzureihen.

Der Schmuck war endlich geordnet und Walburga
dankte mit einem Kuſſe für die Hülfleiſtung, als ſie
plötzlich einen Schrei des Schreckens ausſtieß, denn
Michael war einer Leiche gleich vom Stuhle geſunken.

»Jeſus Maria! was iſt das?« rief ſie in höchſter
Angſt.

»Ach, es wird dunkel vor meinen Augen!« ſagte
das Kind, immer mehr erbleichend, »aber dort, dort
wird es helle und die lieben Engel ſingen im ſeligen
Chor!«

Bernhardine war auf Walburga's Hülferuf herbei-
geſtürzt; ſprachlos, einer Bildſäule gleich, ſtand ſie
wie vernichtet vor dem Ruhebette, auf welches das
Kind gelegt worden war.

»Was will die ſchwarze Frau?« fragte Michael, in Irrſinn ausbrechend; »Walburga, ſchütze mich vor ihr! Siehſt Du die Engel mit goldenen Flügeln, wie Du mir immer erzählt haſt; jetzt ſind ſie da, die guten Kinder zu holen. Bin ich denn auch gut?« Kalter Schweiß bedeckte ſeine Stirn, im Todeskampfe ringend, flüſterte er noch kaum vernehmbar: »Hörſt Du ſie ſingen? aber leiſe, leiſe.« Noch einmal athmete er tief auf und ſeine Seele hatte ſich mit dem Chor der ſeligen Engel vereint.

Bernhardine hatte die Sprache wieder gewonnen. »Gott, Du ſtrafſt ſchrecklich!« rief ſie, in höchſten Jammer ausbrechend. »Michael, mein Kind! wach' auf, wach' auf! klage die Mutter nicht an, daß ſie Dich vergiftet! Dir war es nicht beſtimmt — Du meine Wonne, mein einziges Glück!« Sie warf ſich ſchluchzend auf die Leiche und bedeckte ſie mit ihren Thränen. Eine ſchreckliche Stille herrſchte, wo wenig Minuten zuvor die Freude gewohnt hatte. Mit wilden Blicken richtete ſie ſich empor. »Was ſtarrt Ihr mich ſo an?« fragte ſie mit kaltem Tone. »Ja, ich habe mein einziges Kind vergiftet, weil der Rächer dort oben nicht will, daß der Menſch dem Schickſal vorgreife; zermalmend läßt er das Rad über die Hand gehen, die es zu lenken wagt! Mein Kind hab' ich geopfert, dem Gatten die Treue

gebrochen! Von Gott verſtoßen, bleibt mir nun nichts mehr zu verlieren, nichts mehr! denn ich bin ärmer als die ärmſte Bettlerin! Dich, Wendt, wollte ich verderben, Dich! denn ich haßte von jeher den Unterdrücker des Vaterlandes in Dir! Alle Kunſt bot ich auf, den Bund mit Walburga zu zerſtören; einmal gelang es mir ſchon, die hochzeitlichen Kerzen mit einem Pulver, das ich der Braut gegeben, zu verlöſchen, hoffend, eine baieriſche Kugel möge Dich treffen! Doch Du kamſt wieder; ich heuchelte Dir Liebe, da ich ſo mein Ziel mit einem mindern Vergehen zu erreichen glaubte, und auch dieſes ſchlug fehl. Mit doppeltem Haſſe nun im Herzen, wollte ich nicht umkehren auf halber Bahn, und ſo habe ich denn das Schrecklichſte vollbracht! Aber,« lachte ſie wild auf, »eins iſt mir doch gelungen, ſeine Treue hat er mir doch geopfert! Ja, ja, Walburga! ſieh mich nicht mit ſo giftigen Blicken an; Dein Bräutigam hat auch mir Liebe gelobt, wollte auch mein Bild in ſein Herz aufnehmen! Laß Dich trauen mit ihm, morgen — heute noch, ſein mitleidiges Herz wird Dir Gefährtinnen geben, Du wirſt ihn nicht lange allein beſitzen!« In ein ſchallendes Gelächter ausbrechend, ſtürzte ſie fort.

Gedankenvoll ſaß Wendt am andern Tage bei der geſchmückten Leiche Michaels; vergebens hatte er Walburga in einem Schreiben beſchworen, ihm zu verzeihen, da nur Ueberraſchung und Mitleid ihn zur Untreue hingeriſſen hatten; ſein Brief kam unerbrochen zurück, denn ihr ſtolzes, reines Gemüth konnte ſich nicht verſöhnen, nicht mehr glauben an des Mannes Liebe, der ſie ſo zu hintergehen im Stande war. Und dennoch liebte er ſie nie wahrer und inniger als gerade jetzt, wo er ſie auf ewig verlieren ſollte. Noch einen Verſuch wollte er wagen, indem er ſelbſt in das Eliſabethiner-Kloſter ging, welches Walburga zum Aſyl gewählt hatte; doch mißglückte auch dieſer, da die Aebtiſſin ſelbſt im Sprachzimmer erſchien und ihm erklärte: daß Walburga ſich entſchloſſen habe, für immer als Koſtgängerin im Kloſter zu bleiben und daß nichts ſie vermögen würde, von ihrem Vorſatze, ihn nicht wieder zu ſehen, abzubringen.

Bernhardine war verſchwunden, das Haus öde und leer glich einer Gruft, und die Lichter, welche die Hochzeit beleuchten ſollten, brannten nun einſam bei einer Leiche. Jeder Hoffnung entſagend, ließ Wendt den kleinen Michael zur Erde beſtatten und verließ dann München, um in der großen Kaiſerſtadt,

wo nicht Vergeſſenheit, doch betäubende Ruhe aus dem Born der rauſchenden Zerſtreuungen zu ſchöpfen.

Die Gegend lag in Schnee gehüllt, ein kalter Oſtwind machte das Athemholen beſchwerlich, als zwei Männer, in dichte Mäntel vermummt, wie drei Monate früher, an einer Gartenmauer zu Burghauſen auf und nieder gingen. Es war ſchon ziemlich dunkel und noch immer warteten ſie vergebens, bis endlich ganz leiſe das Pförtchen ſich aufthat und eine weibliche Geſtalt erſchien, ſich ſorgſam nach allen Seiten umſehend. Die Männer hatten eben um die Ecke der Mauer gebogen und ſie konnte Niemand erblicken.

»Gott! wenn ſie nicht kämen!« ſeufzte das Mädchen und legte die Hand auf das Herz, da der Gedanke ihr den Athem benahm; doch in dieſem Augenblicke kehrten die beiden Männer zurück und ſie flog mit einem leiſen Ausrufe der Freude auf ſie zu.

»Nun, welche Botſchaft bringſt Du?« nahm Albrecht nach einer herzlichen Umarmung das Wort.

»Mein Vater iſt unerbittlich,« klagte Anna, »in den Mauern des ſtrengſten Kloſters ſoll ich die Schuld,

einen Mann, der keinen Adel hat als den ſeiner Seele, geliebt zu haben, büßen.«

»Nun denn,« entgegnete Albrecht, »ſo will er es nicht anders haben! Alles iſt zur Flucht bereit, wir dürfen nicht länger verweilen, unſer Leben ſteht auf dem Spiele; der Pförtner des Auguſtinerkloſters iſt gewonnen, in drei Stunden geht der Mond unter, halte Dich bis zu dieſer Zeit bereit.«

»Heute noch?« ſeufzte Anna.

»Sollen wir durch längeres Verweilen den Kaiſerlichen noch in die Hände fallen?« gab Albrecht zurück.

»Bedenkt,« nahm auch Plinganſer das Wort, »daß Euer Vater Euch dem Kloſter opfern will! Er wird alſo auf jeden Fall kinderlos ſein; der Unterſchied beſteht nur darin, daß Ihr Euch einen ſchmerzlichen Abſchied und ihm die Reue, ſeines Kindes Glück vernichtet zu haben, erſpart.«

»Ich bin bereit!« hauchte Anna nach einem ſchweren inneren Kampfe und eilte nach kurzem Abſchiede durch den Garten in das Haus zurück.

Auf allen Thürmen hatte es eilf geſchlagen; Anna ſaß händeringend, denn ſie ſollte ohne Abſchied, heim=

lich, wie ein Verbrecher, das Haus verlaſſen. Noch einmal wollte ſie den Vater ſehen, es war ihrem Herzen unmöglich, zu ſcheiden, ohne nicht wenigſtens, ſeiner unbewußt, ihm Lebewohl zu ſagen. Leiſe ſchlich ſie dem Zimmer ihres Vaters zu, das Schloß wich unter ihrer Hand und ſie ſtand an ſeinem Bette. Mit Reue und Schmerz ſah ſie in die geliebten Züge des Mannes, der ihr das Leben gegeben, über welchen ſie nun Jammer und Gram zu bringen im Begriffe ſtand; grenzenloſe Angſt ergriff ſie, und indem ſie vor dem Bette ſich auf die Kniee warf, erwachte der Vater.

»Was willſt Du zu dieſer Stunde?« fuhr er wild aus dem Schlafe empor.

»Verzeiht, eine innere Angſt trieb mich zu Euch!« ſagte Anna.

»Will die Thörin mich nicht auch noch die Nacht mit ihren Bitten beſtürmen, um ihrem elenden Rebellen-Häuptlinge die Hand reichen zu dürfen?« höhnte er. »Fort, ſag' ich Dir, aus meinen Augen! Erſt im Schleier will ich Dich wiederſehen!«

Anna wankte der Thüre zu. — Ein leiſes Zeichen ertönte auf der Straße. Noch einen Blick warf ſie zurück nach der Thüre ihres Vaters, zog von Moni-

ka's Kammer behutſam den Schlüſſel ab und eilte dann raſch die Treppe hinunter.

Plinganſer empfing ſie unten und geleitete ſie zum Auguſtinerkloſter, wo Albrecht mit Franziscus ſchon in der Kirche auf ſie wartete.

»Wenn uns nur die Spur im Schnee nicht verräth!« ſagte Georg unter Weges; doch Anna fand keine Worte, denn die Angſt ſchnürte ihre Bruſt zuſammen. Der Mond war zwar untergegangen, doch war es ſchneehell und Albrecht fürchtete durch ſeine Größe aufzufallen, weßhalb er die Geliebte durch ſeinen Freund abholen ließ.

Auf ein dreimaliges Klopfen öffnete ſich die Kloſterpforte und ſie traten ein; leiſe wandelten ſie durch die matterleuchteten Gänge, wo rechts und links in ihren Zellen die frommen Brüder ſchliefen, der Kirche zu, in welcher Franziscus ihrer wartete. Anna kniete nieder und betete, doch nach kurzer Friſt winkte Franziscus Beiden, vor den Altar zu treten, um die Trauung=Ceremonie zu beginnen. Nachdem er den Segen über ſie geſprochen, führte er ſie in das Refektorium, wo einige Erfriſchungen für ſie in Bereitſchaft ſtanden.

»Nur Muth, Muth!« ſprach der Pater. »Wenn Ihr einige Zeit fort ſeid und ich finde Eueres Vaters Gemüth dafür empfänglich, will ich ihm ſchon in das Gewiſſen reden, daß er Euch verzeihend zurückberuft.

Auch Georg und Dalmay waren derſelben Meinung, daß eine Aenderung in Prielmaier's Geſinnung möglich ſei, und ſo verließ denn Anna ziemlich gefaßt mit anbrechendem Margen an der Seite ihres Gatten und ſeiner beiden Freunde die Stadt, um in Frankreich bei Maximilian Emanuel eine zweite Heimath zu finden, bis beſſere Zeiten ihnen geſtatten würden, in ihr geliebtes Vaterland zurückzukehren.

Zehn ſchwere Jahre zogen über Baiern dahin; erſt nach Kaiſer Joſeph's I. Tode änderte ſich die Politik der übrigen Mächte, daß ſie mit deſſen Bruder und Nachfolger Karl VI. um die Zurückgabe Baierns an ſeinen rechtmäßigen Beſitzer unterhandelten. Gezwungen, auf die ſpaniſche Krone und Baiern zu verzichten, ward ihm dagegen ein Theil der Niederlande, die Lombardei mit den toskaniſchen Seehäfen, Sardinien und Neapel zugeſtanden.

Als in Baiern die frohe Kunde erſchollt, dem getreuen Lande werde ſein Fürſtengeſchlecht wiedergegeben, ſchien alles Volk in einem Freudenrauſche zu vergehen. Paläſte und Hütten ertönten vom Frohlocken, Greiſe wurden jugendlich, Todfeinde umarmten ſich. Thereſe eilte von Venedig zurück dem Gemahle entgegen, wo ſie ſich in Ulm nach zehn langen Jahren wieder ſahen. Es war ein ſchmerz- und freudenreiches Wiederſehen; kaum noch erkannten die Aeltern ihre Kinder, welche in dieſer Zeit gefangen zu Klagenfurt gehalten wurden. Mit Freude und Wehmuth hielten ſie insgeſammt den zweiten Tag nach ihrer Wiedervereinigung ihren Einzug zu München.

Aus tiefen Wunden hatte das Land geblutet, aber vor dem Glücke der Gegenwart ſank die düſtere Vergangenheit in Nacht, und neuer Muth, neue Hoffnung belebte das Volk, das nun gern ſeine erſchöpften Kräfte aufbot, um Wohlſtand und Glück wieder zu erringen.

In frohem Jubel wogte die bunte Menge durch die Straßen der Hauptſtadt; denn die Verſöhnung Wittelsbachs und Habsburgs zu krönen, vermählte ſich

der Sohn Maximilian Emanuel's, Karl Albrecht, mit der ſchönen Prinzeſſin Wilhelmine Amalie von Oeſterreich. Vergeſſen war der leicht erregbaren Münchener alter Groll, der Baier und Oeſterreicher hieß nun Freund und Bruder, und in einem Hochgefühle ſchlugen die Herzen für die ſchöne Fürſtenbraut.

Auch zu Walburga drang der frohe Tumult; Bernhardine hatte in der Iſar ihr Daſein geendet, und ſie lebte nun ſeit jenem Unglückstage, der ſie von Wendt trennte, in ſtiller klöſterlicher Abgeſchiedenheit von der Welt. Manche Blüthe der Sehnſucht war in ihrem Herzen aufgekeimt, doch, da kein Himmelsthau der Hoffnung ſie erquickte, ſenkte ſie immer wieder verwelkend das Haupt. Walburga ſtand bereits im Sommer ihres Lebens, doch voll und blühend überſtrahlte ihre Schönheit die Frühlingsjahre.

Sie ſtand am Fenſter, ihr Auge überflog die fröhliche Menge, als zwei Männer dem Kloſtergebäude zuſchritten. »Gerechter Gott!« rief ſie zitternd aus, »täuſcht mich mein Blick — «

Sie mußte ſich halten, denn ihre Kniee wankten. Eine Nonne meldete, daß zwei Offiziere ſie zu ſprechen wünſchten.

»Heilige Jungfrau, verleihe mir Faſſung!« fliſterte ſie und eilte dem Sprachzimmer zu.

Oberſt Wolframsdorf, ihr Bruder, der Maximilian Emanuel aus Frankreich nach Baiern gefolgt war, ſtand vor ihr. Die ganze Vergangenheit lag mit erneuerten Farben vor ihr, doch Wolframsdorf, welcher errieth, was in ihr vorging, ſagte nach herzlicher Umarmung: »Laß ruhen, was dahin iſt, ich habe im Exil tragen und dulden gelernt als Mann; ich bringe Dir hier Jemand, dem zehn Jahre Trennung nicht hinreichend waren, Dein Bild aus ſeinem Herzen zu vertilgen. Deine Briefe ſagten mir, ohne daß Du es vielleicht ſelbſt wußteſt, ein Gleiches; und in Eurem Falle, meine ich, müßte man die ſchönen Sommertage nicht lange mit Ceremonieen verzaudern; denn der Herbſt kömmt, ehe man ſich's verſieht.

Schweigend ſtand Wendt zur Seite; unmerklich war die Zeit über ihn hingeſtreift und, noch immer ein ſchöner Mann, war er dem reifen Alter nur wenig näher gerückt.

Zögernd ſtand Walburga, von einer innern Scheu zurückgehalten, da breitete der langgeprüfte Bräutigam die Arme voll inniger Sehnſucht aus und ſie flog an

die ſo ſchmerzlich entbehrte Bruſt, ſelig die Stunde im Herzen preiſend, die ihr den Verſtoßenen wiedergebracht.

Wenige Tage nachher ſprach der Prieſter den Segen über den ſo oft zerſtörten Bund, und Walburga ſaß in ſeliger Wonne an der Seite ihres Gatten beim fröhlichen Hochzeitsmahl, als die Thüre ſich öffnete und eine ſchöne Frau, mit zwei wunderlieblich blühenden Kindern an der Hand, in den Saal trat. Ihr Auge überflog die Reihen der Gäſte und mit einem Ausrufe der Freude eilte ſie auf Walburga zu, ſie mit herzlicher Freude umarmend.

»Gott! meine theure Anna!« rief die überraſchte Braut im Uebermaße des Glücks. »Geſegnet ſei nun doppelt der Tag, an welchem, meine Seligkeit zu vollenden, auch meine theuerſte Freundin mir wiedergegeben iſt.

Auch Plinganſer, Meindel und Dalmay waren mit dem Kurfürſten zurückgekehrt. Viel Mühe und Ueberredungskunſt hatte Pater Franziskus an Prielmaier verſchwenden müſſen, um die Verzeihung für ſeine Tochter Anna zu erhalten; allein im Vaterlande geächtet, durfte Meindel es nicht wagen, zu-

rückzukehren, und Anna konnte unmöglich von ihrem Gatten ſich trennen; ſo pries ſie ſich glücklich, als durch Franziskus Einfluß der Vater ihr verzieh und ſie den erſten Brief von ihm erhielt. Jahre vergingen, die Aenderung des allgemeinen Geſchickes führte auch ſie in die Arme ihres Vaters zurück. Eine ergreifende Scene war es, als Vater und Tochter ſich wieder ſahen; Prielmaier, durch Alter und Erfahrung in ſeiner Sinnesart ganz umgewandelt, weinte Freudenthränen an dem Halſe der Tochter, und der Anblick des kleinen Georgs und der vierjährigen Eliſabeth verjüngte ſein Herz und riß ihn zu kindiſcher Freude hin. Sie gingen zuſammen nach München, um die Vermählung Karl Albrecht's und der ſchönen Wilhelmine Amalie zu ſehen, wo Anna ſo unerwartet ihre Freundin Walburga an der Schwelle ihres Glückes traf.

Eine Reihe von Jahren durchlebten ſie nun im Glück, da Wendt, ſeiner Walburga zu Liebe, den Abſchied begehrte und in München blieb.

Plinganſer aber, deſſen ganze Liebe ſich nun dem Vaterlande geweiht hatte, kannte kein größeres Glück mehr, als deſſen neues Aufblühen zu befördern. Nur als eines ſchönen, aber kurzen Traums gedachte er

ſeiner Jugendliebe, und keinem Weibe gelang es, die verwaiſ'te Stelle ſeines Herzens einzunehmen. Von ſeinen Freunden geliebt und ſeinen Mitbürgern hochgeachtet, ſtarb er zu Augsburg als Kanzler und erſter Rath den 7. Mai 1738; zu St. Ulrich ruht ſeine Aſche.

Das Reihergelübde.

Hiſtoriſche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert nach St. Palaye.

Digitized by Google

Das Reihergelübde.

Hiſtoriſche Erzählung aus dem 13. Jahhundert nach St. Palaye.

Prachtvoll ſtieg die Sonne am Himmel empor und ſandte ihre Strahlen über die Erde, die eben im Frühlingsſchmucke gekleidet, gleich einer ſeligen Braut mit tauſend Blüthen und duftigen Blumen unter perlenden Thauthränen der Gluthſpenderin zulächelte. In den obern Zweigen des Waldes wurde es lebendig, denn die kleinen Bewohner deſſelben flatterten von Aſt zu Aſt, dem Schöpfer ihr Morgenlied zu ſingen. Auch der majeſtätiſche Hirſch kam ſtolzen Schrittes von der Quelle, aus welcher er getrunken, und überſchaute das lockende Grün eines weiten Thales von Felſen und Waldung umgrenzt; doch ſein ſcharfer Sinn witterte den verfolgenden Feind und nach kurzem Lauſchen entſchwand er im Dunkel des bergenden Gebüſches.

Auf der Straße von London erſchien ein glänzen-

der Zug Jäger und Jägerinnen, die auf ſtattlichen Roſſen, mit kunſtgeübten Falken und von ſchlanken Waidhunden begleitet, dem Walde zuzogen.

Den Zug eröffneten die Pagen mit den Hunden; ihnen folgten die Falkeniere, die Vögel auf den Händen tragend, und in gemeſſener Ferne kam Eduard III., König von England, mit einer Geſellſchaft edler Damen, Ritter und Grafen, die er zu einem Jagdfeſte und Ritterſpiel geladen, von einem zahlloſen Gefolge von Dienern und Knappen begleitet. Die aufgehende Sonne ſpiegelte ſich in dem Geſchmeide der ſchönen Jägerinnen und durch das ſtille Thal in heiliger Morgenfeier tönte der fröhliche Scherz der jungen Ritter, die ſich bemühten durch verbindliche Galanterie die Damen zu unterhalten. Auf einem milchweißen Zelter ſaß Gräfin Katharina Granfton im einfach grünen Jagdkleide, die goldenen Locken unter ein ſilbernes Netz geſchlungen, aber ihre Schönheit überſtrahlte allen Glanz der übrigen Damen; denn aus den zarten Zügen, aus den ſeelenvollen blauen Augen leuchtete ein ſeltener Geiſt mit ſtrenger Tugend und milder Herzensgüte vereint. Sie ritt etwas ſeitwärts und Graf Robert von Artois trabte auf ſeinem ſtolzen Rappen neben ihr her, ſie, wie es ſchien gegen ihren Willen, in ein tiefes Geſpräch verwickelnd.

»Wahrlich!« eiferte er nach langen Hin- und Gegenreden, »ich kann König Eduard nicht begreifen! Die Krone Frankreichs mit der Krone Englands auf einem Haupte zu vereinigen, iſt ein zu glänzendes Loos, um nicht vor jeden Preis darnach zu ringen. Und ſind ſeine Anſprüche nicht gegründet? war ſeine Mutter Iſabelle nicht die Schweſter Karl's des Schönen, und iſt dieſer nicht wie ſeine beiden Brüder Ludwig und Philipp auf dem Throne kinderlos geſtorben?«

»Ihr vergeßt,« entgegnete die ſchöne Katharine, »daß Frankreichs Zepter noch kein Weib geführt, und daß ein Recht, in deſſen Beſitz die verſtorbene Königin Iſabelle ſelbſt nicht war, auch nimmermehr auf ihren Sohn übergehen kann.«

»Hätte ich doch nicht gedacht, in Euch eine ſo ſtrenge Widerſacherin des Königs zu finden!« ſagte Robert mit lauernden Blicken.

»Das bei Gott nicht!« rief die Britin voll edlen Feuers und ein feines Roth überflog die nur von den zarteſten Roſen angehauchten Lilien ihres Geſichts. »Wüßte ich den Sieg gewiß auf ſeiner Seite, ſo ſollte es mein freudigſter Gedanke ſein, beide Kronen auf ſeinem Haupte zu wiſſen.«

»Er wird auf ſeiner Seite ſein, wenn Gott eine gerechte Sache beſchirmt!« nahm Artois wieder das

Wort, indem er ſein Roß näher an die ſchöne Jä-
gerin drängte; »er wird ſiegen, doch kann kein Ent-
ſchluß in ſeiner Seele zur Reife kommen, und Euch
iſt es aufbehalten, ihn zum Ziele zu führen.«

Katharina maß den Sprecher mit verwunderten Blicken, doch dieſer ließ keine Zeit zum Fragen und mit Zuverſicht fuhr er leiſe fort: »Euch! denn Niemand am ganzen Hofe, die Königin nicht ausgenommen, iſt es ein Geheimniß, daß der König in glühender Liebe für Euch entbrannt iſt; daß nur Euch alle dieſe glänzenden Feſte gelten. Ein Wort von Euch, daß Ihr wünſcht, die Krone Frankreichs auf ſeinem Haupte zu ſehen — «

»Es iſt genug!« rief Katharina mit Stolz, »wählt Eure Worte künftig beſſer, denn ſelbſt im Scherz ſoll Frauenehre dem Ritter heilig ſein.«

Ohne ihn weiter eines Blickes zu würdigen, trieb ſie ihr Pferd zu raſchem Laufe an und eilte, ſich unter die vorausziehenden Damen und Ritter zu miſchen.

Robert von Artois aber biß ſich in die Lippen und murmelte: »Schöne Schlange, Du ſollſt mich nicht wieder ſtechen!«

»Was brummt Ihr da in den Bart?« tönte eine bekannte Stimme hinter ihm und ſeine Blicke begegneten den Augen der Gräfin Montfort, die, immer zu

ſcherzhaftem Streit aufgelegt, ſchon die ganze Zeit gelauſcht hatte, was Robert ſo ernſt mit der Gräfin Granſton verhandelte, ohne ein Wort verſtehen zu können.

»Ich beklagte mein Geſchick bei Frauen,« entgegnete verlegen Graf Artois, »indem die ſchöne Katharine ſo grauſam gegen meine Huldigung iſt, wie Ihr es waret.«

»Macht mir nichts weiß!« entgegnete die Gräfin, ungläubig lächelnd. »Wie? wenn ich ein paar Worte gehört hätte, die mir ſo viel Aufſchluß gäben, um mir das Uebrige leicht zu ergänzen?«

Artois ſah ihr forſchend in's Auge, denn er kannte ihre liſtige Art, Schlingen zu legen, und ſagte mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit: »Wahrlich, Dame! es lohnte ſich nicht der Mühe, über den Sinn meiner Worte zur kaltgemeſſenen Granſton nachzudenken.«

»Nun, Herr Ritter vom ſtrengen Geheimniß!« lachte Gräfin Montfort, »was gilt die Wette, heute Abend ſage ich Euch, von was die Rede war?«

Sie gab ihrem Pferde einen leichten Schlag und ſprengte an dem ganzen Zuge der Jäger vorbei zur Königin vor, deren Vertraute und Liebling ſie war.

Robert Graf von Artois ſtammte von Robert, einem Sohne des heiligen Ludwig's, ab, und hatte eine Schweſter Philipp's von Valois geheirathet. Seinem Bemühen hatte es Philipp hauptſächlich zu danken, daß ihm die Krone Frankreichs auf das Haupt geſetzt wurde, und er behandelte ihn auch als ſeinen Freund — indem er die Verpflichtung des Dankes, welchen er ihm ſchuldig war, nie aus den Augen verlor. Drei Jahre genoß Robert die ungetheilte Gunſt des Königs, und theilte gewiſſermaßen ſein Anſehen mit ihm; denn es geſchah Alles durch ihn — und nichts ohne ſeine Zuſtimmung. Aber ſein unbegrenzter Ehrgeiz ſtürzte ihn bald in einen Abgrund und machte ihn zum Rebellen und Verräther an ſeinem Vaterlande.

Robert hatte unter den vorigen Regierungen die Grafſchaft Artois für die Gräfin Mauhau, ſeine Tante, zurückgefordert; dieſe Sache war ſchon zwei Mal vor dem Gerichtshofe der Pairs wider ihn entſchieden worden. Da er ſich unter dem neuen Könige ſo ſehr begünſtigt ſah, ſo hielt er dies für eine ſchickliche Gelegenheit, ſeinen Rechtshandel wieder zu beginnen. Er zweifelte nicht, daß Philipp von Valois ſeine Anſprüche mit Macht unterſtütze; betrog ſich aber in ſeinen Hoffnungen. Philipp fand nicht für gut, den Lauf der Gerechtigkeit zu unterbrechen; die Pairs unterſuchten

den Prozeß von Neuem mit der größten Aufmerkſamkeit. Da Robert ſah, daß die Gunſt nichts für ihn that, ſo glaubte er die Stimmen durch die Anzahl und das Gewicht der Dokumente lenken zu müſſen und zeigte falſche Urkunden vor. Der Betrug ward entdeckt, und daher verurtheilten ihn die Pairs als Verfälſcher zur Landesverweiſung. Wüthend über dieſen Spruch, fuhr Robert auf den König los und vergaß ſich ſogar ſo weit, Drohungen gegen ihn auszuſtoßen. Philipp's beleidigte Königswürde glaubte nun nicht länger die Feſſeln der Dankbarkeit dulden zu dürfen, und nur durch ſchleunige Flucht entzog ſich Robert ſchwerer Strafe, ſeine Gattin und ſeine beiden Kinder Johann und Karl in der Gewalt des erzürnten Königs zurücklaſſend.

Als Kaufmann verkleidet, entkam er glücklich nach England, wo er mit aller ihm natürlichen Beredſamkeit ſich über den Undank des franzöſiſchen Monarchen beklagte. Bald gelang es ihm, ſich das Wohlwollen Aller zu verſchaffen, und der König von England, welcher bemerkte, wie nützlich ihm dereinſt die Talente und Tapferkeit Robert's werden könnten, bemühte ſich, ihm Zutritt bei ſeiner Rathsverſammlung zu verſchaffen; um ſich denſelben noch mehr zu verbinden, gab er ihm die Grafſchaft Richemont.

Rache gegen Philipp von Valois im Herzen brütend, benutzte Robert von Artois einzig und allein die Gunſt des Königs von England, um ihm ſeine Anſprüche auf die Krone Frankreichs zu beweiſen, und ihn zum Kriege gegen daſſelbe aufzureizen, welche Verſuche aber immer an Eduard's Unſchlüſſigkeit ſcheiterten. Seine ganze Hoffnung hatte ſeine unverlöſchbare Rachgierde auf die ſchöne Gräfin Katharina Granſton geſetzt, die Eduard mit unbegrenzter Leidenſchaft liebte, und welcher zu Ehren er ſpäter den Hoſenbandorden ſtiftete; allein die Gewißheit, mit der er dieſen Plan verfolgte, ließ ihn die ſtrenge Tugend Katharinens verkennen, und er nahm für einen Keim verſchloſſener Liebe für Eduard, was nur die reine Flamme für den König war. Bitter getäuſcht irrte er nun, wenig Theil an den Freuden der Jagd nehmend, in den dunkelſten Gebüſchen des Waldes umher, ſinnend, wie er Eduard zu dem heißgewünſchten Kriege gegen Frankreich aufreizen und die ſtrenge Gräfin Granſton zugleich demüthigen könnte.

Das Haupt gedankenvoll in die Hand geſtützt, ſaß er, ſeinen abgerichteten Falken in der Linken haltend, auf einem Baumſtamme, als Fauquemont, ein franzöſiſcher Edelmann, der ſich lange als Parteigänger herumgetrieben und nun gerade in Eduard's Dien-

ſten ſich befand, ein Wild verfolgend, aus dem Gebüſch trat. Der geſpannte Bogen entſank ſeiner Hand und in ſchallendes Lachen ausbrechend, rief er: »Wahrlich, Graf, wer Euch ſo ſitzen ſähe, müßte Euch für einen Pagen halten, dem ſeine Dame den Dienſt aufgekündigt; ſollte es denn wirklich wahr ſein, daß die ſtolze Granſton heute einen Liebesantrag von Eurer Seite — mit Kälte zurückgewieſen, wie die Rede geht?«

»Rühmt ſie ſich deſſen?« fragte Artois bitter lächelnd.

»Das wohl nicht!« meinte Fauquemont, »aber man ſah Euch lange einen eifrigen Wortwechſel mit ihr führen, welchen ſie ſchnell abzubrechen ſchien, denn ſie kam, mit Unmuth in den Zügen, an die Seite ihres treueſten Ritters, des Grafen von Salisbury, geſprengt, der hoch und theuer ſchwur, Euch zum Zweikampfe zu fordern, wenn Ihr gewagt, ſie zu beleidigen.«

»Zur Zeit werde ich ihn zu finden wiſſen!« ſprach Artois. »Vielleicht daß der König mir es Dank weiß, wenn ich ihn von einem nicht unglücklichen Nebenbuhler befreie.«

»Glaubt Ihr, daß der König noch ſeine Hoffnung nicht aufgegeben, dieſer kalten Schneebraut ein Lächeln der Huld abzugewinnen?« fragte Fauquemont.

»O, über den unerfahrnen Neuling in der Liebe!«

lachte Artois, »der die Grimaſſen eines Weibes für baare Münze nimmt! Laßt Eduard plötzlich für ſie erkalten, und ſeht dann zu, ob ſie es gleichgiltig auf= nehmen wird! Sie allein iſt Schuld, daß der König ſeinen Anſprüchen auf die Krone Frankreichs entſagt, da ſie fürchtet, auf dem Felde des Ruhmes möchten ihre Feſſeln die magiſche Kraft verlieren. Ich gab ihr das heute zu verſtehen, deßhalb zürnt ſie mir nun.«

Ein leiſes Geräuſch zog die Aufmerkſamkeit der beiden Ritter auf ſich, lauſchend ſahen ſie auf ein dich= tes Gebüſch, das am Waldwege ſich hinzog.

»War mir es doch, als ob ich ein unterdrücktes Lachen gehört!« nahm Fauquemont das Wort.

»Es wird das Ziſchen einer Schlange geweſen ſein, die in dieſem hohen Graſe ſich häufig aufhalten!« bemerkte Artois.

Indem ließ er ſeinen Falken ſteigen, da ein Vo= gel hoch in den Lüften ſich zeigte. In weiten Kreiſen zog der Falke um ſeine Beute, bis er ſich plötzlich auf ſeinen Raub ſtürzte und mit demſelben zu ſeinem Herrn zurückkehrte.

»Nun, ich wünſche Euch Glück zu dem Fange!« lachte Fauquemont, »es iſt ein Reiher.«

Erröthend wollte Artois die verächtliche Beute zur Erde werfen, doch ein ſchneller Gedanke ſchien

durch ſeine Seele zu ziehen, und mit geheimnißvollem Lächeln verbarg er den Vogel in ſeiner Jagdtaſche.

Ermüdet von der Jagd lag Königin Philippine, Eduard's III. Gemahlin, auf einem Ruhebette, im vertrauten Geſpräch mit der Gräfin Montfort, die zu ihren Füßen auf einem Schemmel ſaß. Das lichtbraune Haar floß in aufgelöſ'ten Locken um ihren vollen, weißen Nacken, was dem mehr anmuthigen wie ſchönen Geſicht höhern Reiz verlieh, als das koſtbare Diadem, das weder zu ihrem Charakter, noch zu dem Ausdrucke ihrer Züge paßte. Eine Thräne, welche ſie zu unterdrücken ſich bemühte, verlieh den ſonſt etwas matten Augen einen feuchten Glanz, welcher, vereint mit dem ſchwermüthigen Lächeln, das um ihre Lippen ſchwebte, ſie zu einem recht anziehenden Bilde machte.

»Ach! Du vergißt, meine theuere Johanne, daß Philipp von Valois der Bruder meiner verſtorbenen Mutter iſt!« flüſterte ſie ſeufzend. »Wenn alſo der Krieg allein die Herſtellung meiner Ruhe bedingt, ſo muß ich ſie mit dem Glücke meines Oheims bezahlen.«

»Ein Männerherz iſt eigentlich mit der Büchſe der heidniſchen Pandora zu vergleichen,« nahm die Montfort das Wort; »denn alles Uebel, das nur zu erfin-

nen iſt, wohnt in demſelben. Mordluſt, Eroberungs-ſucht, Ehrgeiz, Flatterſinn, Wankelmuth, Treuloſigkeit und dann das verderblichſte aller Uebel: der ewige Trieb nach dem Unerreichbaren; treue Liebe kann ihn nicht beſchäftigen, von dieſer treibt ihn die Langeweile zur kalten, herzloſen Buhlerin, die mit Kunſt ſein Herz zu foltern und ſeine Leidenſchaft zu ſteigern weiß, um ihn endlich nach ihrer Laune zu verlachen oder einem Andern aufzuopfern. Wahrlich! der Schönſte iſt nur ein liebenswürdiges Ungeheuer, das die Ruhe, den Frohſinn und das Lebensglück gleich zum Frühſtück verſchlingt, wenn es ſich nur einer Frau nähert.«

»Nimm Dich in Acht!« ſagte die Königin lächelnd, »daß Dein Bild, mit ſo grellen Farben gemalt, nicht aus dem Rahmen ſpringe, um ſeine von Dir geſchilderten Eigenſchaften an der Malerin ſelbſt auszuüben.«

»Nimmermehr!« verſicherte die Montfort. »Eher müßte mein Schimmel ſich in einen Rappen und mein Lieblingsfalke ſich in einen Uhu verwandeln, ehe dieſe Prophezeihung in Erfüllung ginge.«

Die Flügelthüre ging auf, und der König trat in das Gemach.

»Seid Ihr krank, meine Königin?« fragte er, an das Ruhebett tretend. »Nur ermüdet von der Jagd,« gab ſie zurück, und ihr Auge hing an des Geliebten

Zügen, der durch ſeine unſelige Leidenſchaft ſchon ſo vielen Kummer über ſie gebracht, und den ſie doch nicht haſſen konnte.

»Iſt mir doch, als hättet Ihr geweint!« ſagte Eduard, ſich neben ihr niederlaſſend, indem er ihr die weichen Locken aus der Stirn ſtrich. »Warum Thränen? Solltet ihr mir einen Wunſch verhehlen?« Schmeichelnd beugte er ſich zu ihr hin, ihre Hand an ſeine Lippen ziehend. So liebevoll, ſo mild war er lange nicht gegen ſie geweſen; beſeligend zog die Hoffnung in ihrem Herzen ein, das Morgenroth der erſten Liebe möchte wieder an dem Himmel ihres Glücks aufgehen. Vergeſſen war der bittere Kelch des Leidens, und mit neu erwachender Liebe umſchlang ihr Arm den theuern Liebling, einem himmliſchen Traume der Zukunft ſich hingebend, als Eduard auf einmal von ihr ſich losriß und an das Fenſter eilte.

»Das war ihre Stimme!« rief er erbleichend. »Ja, bei Gott! ſie iſt von dem wilden Renner geſtürzt, man trägt ſie ohnmächtig in das Schloß!« Seiner ſelbſt nicht bewußt, ſtürzte er in haſtiger Eile fort, ohne die Königin nur mit einem Blicke mehr zu beachten.

Aus allen Himmeln eines flüchtig geträumten Glückes in die herbe Wirklichkeit gefallen, barg Phi-

lippine ihr weinendes Auge in die Kiſſen des Ruhebet-tes, und fragte mit erſtickter Stimme Johanna Mont-fort, die an das Fenſter getreten war: »Was gab es denn eigentlich, daß der König ſo ſchnell mich verließ?«

»Der Rappe Graf Artois ſcheute vor dem Wild, welches die Knappen im Schloßhofe aufgehäuft,« be-richtete dieſe. »Angeſteckt von des Rappen Scheu bäumte auch das Roß der Gräſin ſich ein wenig, doch zwei Pagen hielten es ſchon am Zügel, und es wird wohl berechnetes Spiel geweſen ſein, daß die Zierpuppe vom Pferde fiel.«

»Stets in ganzer Seele mit ihr beſchäftigt, drang ihre Stimme aus weiteſter Ferne an ſein Ohr!« ſeufzte Philippine. »Ihr Bild durchſtrahlt alle ſeine Träume, ſein ganzes Weſen.«

»Es wird auch wieder verlöſchen!« tröſtete Jo-hanna, »und ſchöner, herrlicher wird dann Euer Bild voll Duldung und wahrer Liebe ſeinen jetzt verblen-deten Augen erſcheinen.« — Die Königin aber ſchüttelte das Haupt und ſanfte Thränen löſ'ten die Gewalt des Schmerzes.

Im feſtlich geſchmückten Saal, von unzähligen Ker-zen erleuchtet, ſaß König Eduard an der Seite ſeiner

Gemahlin im Kreiſe der zum Feſte geladenen Gäſte, welches morgen ein großes Turnier beſchließen ſollte. Die ältern Ritter ſtanden oder ſaßen in Gruppen beiſammen, ſich von der Beute der heutigen Jagd unterhaltend; die jüngern hatten ſich zu den Damen geſellt, und manch lang verhehltes Sehnen fand hier unter dem Schleier der Unterhaltung ein glückliches Ziel. Pagen trugen auf ſilbernen Tellern Wein und Zuckerwerk herum; franzöſiſche Troubadours ſangen Lieder zum Preis der Schönheit der Damen und der Liebe, und es athmete ein Geiſt des Frohſinns und der Heiterkeit im Saale, der dem Beſchauer nicht ahnen ließ, wie viele Herzen unter Sammet und Silberflor in banger Erwartung und Kummer ſchlugen.

»Nun, Herr Ritter vom Verſchwiegenheitsorden!« ſagte Johanne zu Graf Artois, der eben finſtern Blikkes an ihr vorüber eilen wollte, »ſoll ich Euch Euer Geheimniß ſagen?«

»Ich weiß nicht, ſchöne Dame, welch ein Geheimniß Ihr meint?« entgegnete Artois verlegen.

»Es wird das Ziſchen einer Schlange geweſen ſein, welche es im hohen Graſe häufig giebt,« lachte die Gräfin.

Erſtaunt ſah Artois ſie an. »Hört!« ſagte er nach kurzem Sinnen, »Ihr ſeid ja eine Freundin der

Königin und könntet alſo zu einem Unternehmen die Hand bieten, das zu deren Nutzen und Frommen wäre.«

»Ja, wenn man Euch trauen dürfte!« warf Johanne hin.

»Und warum nicht, verehrte Dame?« fragte Artois.

»Weil Ihr ein Mann ſeid und weil ich allen Männern den Krieg angekündigt habe!« war die Antwort.

»Ich bekenne mich ſchon im Voraus beſiegt,« ſagte Artois verbindlich. — »Doch hört!« — Er reichte ihr den Arm und führte ſie zur obern Säulenreihe des Saales, wo ſie lange leiſe und eifrig mit einander ſprachen; endlich kehrte Johanne zur Königin zurück, Artois aber verſchwand unter der Menge der Ritter.

Noch etwas bleich vom Schrecken des kleinen Unfalles bei der Rückkehr von der Jagd, aber deswegen nicht minder ſchön, ſaß Gräfin Katharina Granſton in den Reihen der Damen, wie eine ſeltene Blume in glänzender Farbenpracht unter Roſen und Veilchen; Graf Salisbury, ein Mann von rühmlicher Tapferkeit und angenehmen Aeußern, ſaß an ihrer Seite; doch war dieſer Vorzug, den er ſich ſelbſt verſchafft, auch der einzige; denn noch war es ſeinen eifrigſten Bemühungen nicht gelungen, ihr nur das kleinſte Zeichen

von Gunſt abzuringen, ſo ſehr ſich auch ſein Herz nach der Erfüllung dieſes Wunſches ſehnte. Doch Eduard III. ſah mit ſteigendem Unmuth Salisbury's Annäherung und Werbung um ſeines Lieblings Gunſt, und er ergriff die erſte Gelegenheit, die ſich ihm darbot, um ſeinen Platz zu verlaſſen und ihn mit einem angenehmern, an Katharinens Seite zu vertauſchen. Geſchickt wußte er Salisbury zu entfernen und ſobald er ſich ungehört glaubte, ergoß ſich ſeine glühende Leidenſchaft in einem Strom von Beredſamkeit, in welcher er ſeine Leiden, ſeine duldende Hingebung in die kleinſten ihrer Wünſche mit den lebhafteſten Farben malte.

Lächelnd hatte Katharina ihn angehört, und alles nur für Scherz nehmend, gab ſie denſelben zurück, indem ſie ihm zu verſtehen gab, daß ſie einen viel zu hohen Begriff von Tugend und Ehre ihm zutraue, um glauben zu können, daß er im Ernſt ſolch demüthigende Anträge wagen würde. Für den Augenblick mußte der König das Feld räumen, jedoch erkannte ſeine blinde Leidenſchaft ſich nicht als geſchlagen, und er ſann nur auf neue Mittel und Gelegenheit, die ihm vielleicht günſtiger ſein würden.

Salisbury war indeſſen zurückgekehrt und der König nahm zerſtreut und nur mit Katharinen beſchäf-

tigt ſeinen vorigen Platz wieder ein, als plötzlich die Thüren des Saales ſich aufthaten und ein Zug von Flötenſpielerknaben und Zitterſchlägerinnen ſingend und ſpielend in lieblichem Chor hereinſchritt; ihnen folgte Artois mit zwei Pagen, welche eine verdeckte ſilberne Schüſſel trugen. Ueberraſcht von dieſem neuen Auftritte ſah Alles erwartungsvoll auf Artois, die Löſung dieſes Räthſels mit Ungeduld hoffend. Dieſer aber führte ſeinen Zug mit Geſang und Spiel durch den ganzen Saal, verbeugte ſich drei Mal gegen den König und ſeine Gemahlin, und machte endlich mitten im Kreiſe der Gäſte Halt.

»Ein eigenes Verhängniß« begann er mit voller Stimme, »ließ heute morgen auf der Jagd alle meine Unternehmungen ſcheitern, und mir iſt es nicht gelungen, ein einziges Wild zu erlegen, da daſſelbe wie durch Zauber entrückt meinen Blicken entſchwand, ſobald ich den ſonſt ſicher treffenden Pfeil von meinem Bogen abſenden wollte. Nur einen Reiher, den ich ſelbſt nicht aufſteigen ſah, holte mein Falke frei aus der Luft, ohne meinen Zuruf noch Begehren, und ich erkannte erſt die Beute, als ich ſie aus den Klauen des Thieres löſ'te. Auf dieſen Vogel, welcher bekanntlich das furchtſamſte unter allen Thieren iſt, denn er fürchtet ſich vor ſeinem eigenen Schatten, lade ich nun die

tapferſten und edelſten Ritter ein, irgend ein Gelübde zu thun, das ihres Muthes und ihrer Ehre würdig iſt. Demjenigen aber, welchen ich für den Feigſten in der Geſellſchaft halte, werde ich den Vogel anbieten.«

Bei dieſen Worten nahm er die Schüſſel aus den Händen der Pagen, beugte ein Knie vor dem König und ſagte: »Euch, Sire! gebührt der Reiher, denn Ihr verſchmäht gleichgiltig die Krone Frankreichs, welche Philipp von Valois mit mehr Muth und Entſchloſſenheit als Ihr ſich auf ſein verrätheriſches Haupt geſetzt hat.«

Glühende Röthe überzog das Geſicht des Königs; mit zornflammenden Blicken maß er den Sprecher und die Hand zuckte wie unwillkürlich nach dem Schwerte. Doch in demſelben Augenblicke begegnete er den Blikken Katharina's, die mit geſpannter Theilnahme auf ihm zu ruhen ſchienen, und ſeine Züge wurden milder, die Feuerröthe des Zorns verwandelte ſich in den Roſenſchimmer einer ſeligen Hoffnung und nach kurzer Verwirrung entgegnete er:

»Graf Artois! ob Ihr ein Recht habt, mein Thun und Laſſen zu tadeln, mag zu einer andern Stunde entſchieden werden, wo nicht die Gegenwart der Frauen uns in die Schranken der Ehrfurcht ver-

weiſ't, die kein Ritter der Tafelrunde verletzen wird; jedoch ſchwöre ich bei dieſem Reiher, ehe ein Jahr verfließt, ſoll Philipp von Valois mich mit Feuer und Schwert verheerend in Frankreich ſehen, und ſollte er mir ein zehnmal zahlreicheres Heer als das meinige entgegenſtellen.«

Mit triumphirendem Lächeln nahm Artois die Schüſſel und ſchwur: daß er König Eduard nach Frankreich begleiten und mit dem letzten Blutstropfen ihm ſein Recht erkämpfen helfen wolle; indem er ſich weiter wandte, fielen die Flöten und Zitterſpieler wieder ein, vom Geſang zweier Jungfrauen begleitet.

»Nun, Ritter von Mauny!« ſprach Artois nach geendetem Liede, »gewohnt in Euch ein Bild der Tapferkeit und Ehre zu ſehen, was werden wir von Euch für ein Gelübde vernehmen?«

Der Angeredete, ein Mann von vier und dreißig Jahren, ſchön und kräftig gebaut, ſaß neben der Gräfin Montfort, doch hatten ſeine Blicke beredter zu ſeiner Nachbarin geſprochen als ſein Mund, und er fuhr aus trübem Sinnen empor: »Weiß Gott! mehr mit dem Schwerte und dem Wurfſpieße als mit ſchönen Worten vertraut, kann ich meinen Schwur wie meine Gedanken nicht in den roſenrothen Mantel der Liebe kleiden, und ich gelobe alſo nur: eine franzöſiſche

Stadt, die ganz von Sümpfen eingeſchloſſen und durch gute Thore geſchützt iſt, zu erobern, ſo wie der Erſte auf Frankreichs Grund und Boden zu ſein; komme ich mit Gottes Hülfe unverſehrt wieder und eine gewiſſe Dame, die ich im Herzen wie eine Heilige verehre, thut dann noch, als ob ſie meine Werbung nicht verſtünde, ſo ziehe ich fort in das Land der Ungläubigen und kehre nimmer wieder.«

Ein feines Lächeln ſpielte um die Lippen der Königin, doch ſuchte ſie vergebens den Blicken Johanna's zu begegnen, denn dieſe hatte mit glühender Röthe die Augen auf den Boden geheftet.

Die Muſik wiederholte die letzten Verſe des geſungenen Liedes und Artois trat zum Grafen von Salisbury. »Euch, Graf!« ſprach er mit zweideutigem Lächeln, »wird es nicht ſchwer werden, einen Schwur zu finden, denn Ihr ſeid mit Worten ſchon beſſer vertraut!«

»Morgen beim Turniere hoffe ich Euch zu beweiſen, daß ich es noch beſſer mit dem Schwerte bin!« gab dieſer zurück. »Doch ſchwöre ich nach des Königs Beiſpiel mit nach Frankreich zu ziehen und nicht eher wieder zurückzukehren, bis ich mit ſechs der tapferſten Ritter Frankreichs mich im Kampfe gemeſſen, um meiner Dame, deren Farbe ich trage, würdig zu ſein.«

Bei dieſen Worten ließ er ſich vor der Gräfin Katharina Granſton auf ein Knie nieder; dieſe aber befahl ihm aufzuſtehen und ſagte: »Und ich ſchwöre: keinem Andern als Euch anzugehören, ſo lange ich lebe; Gott ſchütze Euch! bleibt meiner Liebe werth.«

Ueberraſcht ergriff der Glückliche im Uebermaße ſeiner Seligkeit die Hand der Geliebten, um einen Kuß des innigſten Dankes darauf zu drücken. Im Saale aber herrſchte ängſtliches Schweigen, denn Jedes ſchaute auf den König, der leblos, einer Bildſäule gleich, mit kalter Verzweiflung auf die Gruppe ſtarrte; ſeine Leidenſchaft, ſein Schmerz lag unverhüllt vor den Blicken der Königin und ſie konnte die Tiefe ſeiner Liebe überſehen, aber nicht ihr Unglück, das ihr noch größer ſchien als das endloſe Meer.

Artois, welcher glaubte, daß nun der Zeitpunkt ſei, dem Reihergelübde als Werkzeug ſeiner Rache gegen Philipp von Valois unauflösliche Dauer zu geben, ließ ſich vor der Königin auf ein Knie nieder, indem er ſie bat, ebenfalls irgend einen Schwur, welchen ihr Herz eingeben würde, auf den Reiher abzulegen.

»Vaſall!« ſprach die Königin, »gefeſſelt durch Hymens heilige Bande kann ich ohne des Königs Willen nichts geloben, da es in ſeiner Macht ſteht, meinem Unternehmen Dauer zu geben oder daſſelbe zu vernichten.«

»Schwört nach Euerm Gefallen!« ſprach Eduard in dumpfem Hinbrüten, »ich genehmige Euern Wunſch im Voraus und werde ihn nach meinen Kräften in Erfüllung bringen.«

»Nun denn, ſo gelobe ich Gott und der heiligen Jungfrau,« nahm Philippine das Wort, »daß das Kind, welches ich unter dem Herzen trage, das Licht der Welt nicht erblicken ſoll, ehe Ihr mich nicht über das Meer geführt, um Euer Gelübde unverzüglich zu erfüllen. Mit dieſem Dolche will ich mein und meines Kindes Leben enden, ſolltet Ihr, andern Sinnes werdend, Euren Schwur als aufgelöſ't betrachten!«

Mit Triumph im Herzen nahm Artois ſeinen Reiher und entfernte ſich, nachdem er noch viele Ritter zu irgend einem Gelübde der Tapferkeit aufgefordert hatte. Der Geiſt des Frohſinns aber war aus dem Saale gewichen, da des Königs finſterer Unmuth mit Salisbury's Glücke ſtieg, bis er endlich, unfähig den Anblick des verhaßten Nebenbuhlers länger zu ertragen, das Zeichen zum Aufbruch gab.

Die Glocke hatte bereits die Mitternachtsſtunde verkündet; über das Königshaus war Ruhe verbreitet, und alle Augen hatte die Macht der Gewohnheit ge-

ſchloſſen, wenn auch manches Herz, von qualvoller Unruhe gefoltert, ſich in die goldenen Träume des Schlummers wiegen laſſen wollte. Aber im königlichen Garten ward es lebendig; denn wenn die heilig ſtille Nacht ſich herabſenkt auf die Erde, und Bäume und Blumen ſich von den Menſchen nicht mehr beobachtet ſehen, dann neigen ſie die Häupter zuſammen, und erzählen ſich leiſe flüſternd das Treiben der eitlen Menſchen, welches ſie am Tage belauſcht haben; der Abendwind iſt ihr Freund, und geheimnißvoll trägt er die Mittheilungen zu entferntern Bäumen und Sträuchen, welche die freudvolle oder traurige Mähr wieder leiſe unter ſich verbreiten. Oft aber kommt auf rauſchendem Fittig der wilde Sturmwind und will die Bäume zwingen, auch ihn in die Geheimniſſe einzuweihen; dieſe aber wollen keinen ſo wilden Bundesgenoſſen, der heimathslos durch die Räume ſtürmt, und lieber geben ſie brechend ihren Geiſt auf, ehe ſie nur einen Gedanken an ihn verrathen; die Eiche nur ſieht mit unerſchütterlicher Ruhe aus dunklen Augen ihn an, und ſelten hat er noch einen Sieg über dieſe davon getragen.

Auch Katharina Granſton hatte die Augen vergebens geſchloſſen, denn der Schlaf kehrt nicht ein in ein unruhiges Gemüth, da er nicht mit Gram und Kummer die goldene Wiege theilen will. Sie legte

ſich an das offene Fenſter und ſchaute hinaus in die ſtille Nacht, die vom Vollmond mit himmliſcher Klarheit übergoſſen, ihr die Beruhigung des Grabes verhieß, wo einſt auch, von keinem Laut geſtört, ihr Herz den ewigen Frieden gewinnen ſollte. Der Abendwind ſpielte ſchmeichelnd mit ihren Locken, und indem er ſich mit ſüßduftigem Athem an ihre Wangen ſchmiegte, ſuchte er ſie flüſternd zu überreden, in den Garten hinab zu gehen, wo ihre Schweſtern, die Roſen und Lilien, ſehnſüchtig ihrer warteten, um ſie mit ihrem Wohlgeruch zu erfreuen. Katharina konnte nicht länger widerſtehen, — einen Schleier überwerfend, eilte ſie hinab in den Garten, und mit wonnigem Schauer durchwandelte ſie die blumigen Gänge, wo Blüthen und Büſche vom Mondlicht beglänzt, in magiſchen Farben ſchimmerten. Sie ſetzte ſich neben eine Nymphe von Stein, welche Waſſer aus einer Muſchel in einen kleinen See goß, der zu ihren Füßen, das Bild des Mondes abſpiegelnd, glänzte. Kurze Zeit ſaß ſie hier in mancherlei Betrachtungen verſunken, als es ihr däuchte Männerſtimmen zu hören, die, immer näher kommend, ihr kaum ſo viel Zeit ließen, um hinter die Nymphe ſich zu verbergen. Es waren Artois und Fauquemont, welche, im tiefſten Geſpräch begriffen, auf der Bank Platz nahmen, die ſie ſo eben verlaſſen hatte.

»Ich ſehe aber immer nicht ein,« nahm Fauquemont das Wort, »wie Ihr das alles machen wollt, ohne Euch der Gefahr, entdeckt zu werden, auszuſetzen!«

»Das laßt meine Sorge ſein!« entgegnete Artois. »Der Page des Königs, wie die Kammerfrau der ſtolzen Granſton ſind gewonnen; Alles fällt auf dieſe zurück, wird das Unternehmen vor der Zeit entdeckt, und wir wiſſen dann Beide nichts von der Sache; denn es müßte ſchlecht um des Ritters Ehre ſtehen, wollte man die Ausſage ſolch dienenden Volkes für giltiger halten, als die ſeine.«

»Nun gut!« ſagte Erſterer nach kurzer Ueberlegung. »Wird aber Salisbury die Unverletzbarkeit der Perſon des Königs nicht aus den Augen ſetzen, wenn Eiferſucht ſich ſeiner bemeiſterte?«

»Welche Bedenklichkeiten!« fuhr Artois auf. »Habt Ihr Furcht, das Abentheuer zu beſtehen? ja! dann müſſen wir freilich das ganze Unternehmen lieber aufgeben, ehe Ihr durch Eure Angſt und Furcht Euch verrathen möchtet.«

»Furcht?« fragte Fauquemont mit funkelnden Augen und ſeine Hand zuckte nach dem Schwerte. »Wer wagt das Wort mir ungeſtraft zu ſagen?«

»Nun, ich wollte Euch nicht beleidigen!« ſagte Artois mit kalter Ruhe. »Daß Ihr mit Euern Feinden, Mann gegen Mann, Auge gegen Auge beherzt ſeid, weiß die Welt; ein Anderes iſt's auf ſolchem Wege. Ich frage alſo nur, ob Ihr wollt oder nicht?«

»Ich will!« entgegnete Fauquemont beruhigt. »Doch ſagt mir, ob Ihr Eurer Leute gewiß ſeid und wie es kommen ſoll?«

»Nun ſo hört!« flüſterte Artois, näher rückend. »Salisbury ſitzt noch mit ſeinen Freunden im großen Trinkſaale; vor einer Stunde gehen ſie wohl nicht auseinander, bis zu dieſer Zeit liefert mir der Page des Königs Mantel und Hut; mit dieſen vermummt geht Ihr über die offene Galerie und verſchwindet in Katharinens Wohnzimmer, gerade in dem Augenblicke, wo Salisbury über den ſchmalen Gang nach ſeinem Gemache geht, von welchem aus man nach der Galerie ſehen kann. Die Kammerfrau wird Euch ſo lange verbergen, bis ich Euch den Weg frei gemacht habe, denn im nemlichen Augenblicke, wo Salisbury über den Gang geht, komme ich, wie von ungefähr, von der entgegengeſetzten Seite, und ſuche ihn zu beruhigen und ſeinem Zorn und ſeiner Rache eine Richtung zu geben. Morgen bei'm Turnier wird er dann die Heuchlerin mit Verachtung behandeln, und an Euch iſt es,

ſich der Verſtoßenen anzunehmen, ihre Farbe zu tragen und ein Recht auf ihre Dankbarkeit zu gründen, was Euch gar nicht fehlen kann; denn alle Damen des Hofes, von der Königin bis zum letzten Fräulein, haſſen ſie ihres kalten, hochfahrenden Weſens willen, und werden alſo mit Begierde die Gelegenheit ergreifen, die Scheinheilige zu ſtrafen.«

»Mitternacht iſt vorüber, es wird Zeit ſein, an das Werk zu gehen!« erinnerte Fauquemont, und mit leiſen Schritten entfernten ſich die Ritter in den dunklen Laubgängen, Katharinens Augen entſchwindend.

»Was ſoll ich thun, aus dem ſchrecklichen Gewebe der Bosheit zu kommen?« ſeufzte dieſe händeringend. »Welchen Weg ſoll ich wählen in dieſem Labyrinth, damit kein Flecken des Verdachtes meine Ehre trübe?« Die Hände auf der Bruſt wie zum Gebet gefaltet, ſchaute ſie in ſtummer Angſt empor zu den ewigen Sternen, Hülfe vom Vater des Lichtes erflehend; da ergoß ſich mit leiſem Schauer der Gedanke des reinen Bewußtſeins, der Glaube an die rettende Vaterhand, durch ihre Seele, und beruhigt eilte ſie mit leiſen Tritten aus dem Garten.

In fröhlicher Unterhaltung ſaßen noch mehrere Ritter im Trinkſaale, die Mitternachtsſtunde überhörend, beiſammen; indem jeder die Schönheit und Tu-

gend ſeiner Dame als die vorzüglichſte pries, und ſich hoch und theuer vermaß, morgen bei'm Turnier, als der Rühmlichſte im Kampfſpiel, ihrer Liebe werth zu werden. Salisbury wurde als der Glücklichſte von Allen beneidet, da Katharinens Erklärung ihn über allen Zweifel erhoben, während mancher ſeiner Freunde noch ſehr in qualvoller Ungewißheit ſchwebte, ob ſeine Huldigung auch der Dame ſeines Herzens willkommen, und ob ſie ſeine Liebe zu erwiedern geneigt ſei. Am weiteſten aber vom Ziele ſeiner Wünſche entfernt war Gautier von Mauny, welcher düſter und in ſich gekehrt hinter ſeinem Becher ſaß, ohne viel an den Scherzen, Hoffnungen und Verheißungen der Ritter Theil zu nehmen. Jeder hatte eine Schleife, eine vertrocknete Blume oder ſonſt eine Gabe der Geliebten, welche er als Talisman auf dem Herzen trug, vorzuzeigen; Mauny aber, welcher von allen dem nichts aufzuweiſen hatte, war voll Unmuth aufgeſtanden und hinausgegangen, ohne wieder zu erſcheinen. Lange warteten die Freunde vergeblich auf ſeine Rückkehr, doch da Johann von Baumont erklärte, daß Mauny jede Nacht Stunden lang unter dem Fenſter der Gräfin Montfort auf und nieder zu wandeln pflege, ſo ſchieden ſie endlich von einander, ſich gegenſeitig Glück zum morgenden Turnier wünſchend.

Die Bruſt von freudigen Hoffnungen erhoben, ſchritt Salisbury über den Gang ſeinem Gemache zu, in Gedanken ſtille Grüße der Liebe nach den Fenſtern ſendend, wo die Geliebte, vom Arm des Schlafes umfangen, vielleicht in roſigen Träumen ſich wiegte; doch blieb er plötzlich ſtehen — täuſchte ihn ein Phantom ſeiner Einbildungskraft oder war es Wirklichkeit, — er glaubte des Königs rothen Mantel bei'm Schimmer der Lampe, welche die Galerie erleuchtete, zu ſehen. Langſam ſchritt die Geſtalt des Königs näher, der Wohnung Katharinens zu. Sein Blut erſtarrte zu Eis und er fühlte die Hand Graf Artois nicht, der ihn wohlmeinend von dieſem ſchrecklichen Anblick abzuziehen ſuchte.

»Ha! Elender, zieh!« tönte plötzlich eine Stimme von der Galerie herüber, und ein Mann, welcher hinter einer Säule geſtanden, drang mit bloßem Schwerte auf die Geſtalt des Königs ein. »Zieh und vertheidige Dich!« rief er wüthend; auch des Andern Klinge fuhr blitzend aus der Scheide, und das Klirren der mit Erbitterung geführten Schwerter tönte weit durch die Stille der Nacht.

Gleich einem Geſpenſt, das mitternächtlicherweile der Gruft entſteigt, ſtarrte Salisbury regungslos in die blutige Scene, denn des Königs Geſtalt war un=

ter ſeines Gegners Streichen geſunken. Die Leibwache, welche der Lärm herbeigeführt hatte, trug den Verwundeten hinweg, der Thäter aber ſchien, ſeinem Schickſal ergeben, willig zu folgen.

Lange war es wieder ſtill; die Sterne funkelten, unbekümmert um das Treiben der Menſchen, deren Mächtigſter im weiten All ein Sandkorn iſt. Salisbury ſtand immer noch und ſchaute wie ein Träumender in die ſtille Nacht hinaus, in der wieder Alles in tiefes Schweigen verſunken war; milde Lüfte wehten kühlend über ſeine brennende Stirn und eine Nachtigall ſang aus tieffühlender Bruſt mit ſüßen Schmeicheltönen ihm Beruhigung in das wunde, ſo ſchwer verrathene Herz.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, als Philippine unter den Händen der ſchmückenden Kammerfrauen ſich zum Feſte des Turniers vorbereitete. Johanna von Montfort aber ſaß verſtimmt und niedergeſchlagen zu ihren Füßen und keine Bemühung der Königin war vermögend, den ſonſt ſo lebensfrohen Liebling aus dieſer trüben Stimmung empor zu reißen. Mit anbrechendem Tage hatte ſich am ganzen Hofe das Gerücht verbreitet: Ritter Gautier von

Mauny und Fauquemont, Beide insgeheim von Katharina begünſtigt, ſeien auf der Galerie hart aneinander gerathen, wo Mauny den Sieg davon getragen, indem Fauquemont ſchwer verwundet darnieder liege.

Von der falſchen Huldigung ihres Ritters gekränkt, ſaß nun die ſonſt ſo heitere Johanna und konnte dennoch der Sorge um ſein Schickſal ſich nicht erwehren, da er mit bewaffneter Hand den nächtlichen Burgfrieden brach, was der König ihm ſchwerlich verzieh. In bittere Klagen über die heuchleriſche Tugend der Granſton ausbrechend, ſuchte ſie endlich ihrem Unmuth Luft zu machen, da es ihr ſchwer fiel, ihre Theilnahme an Mauny's Geſchick einzugeſtehen und ſie ſich alſo gleichſam ſelbſt zürnte, ihre Gefühle nicht beſſer verhehlen zu können.

»Ich fürchte immer,« nahm die Königin, nachdem ſie die dienenden Kammerfrauen fortgeſchickt hatte, das Wort, »Dein Schimmel möchte ſchon anfangen zum Rappen zu werden, und Dein Lieblingsfalke ſei ſchon zur Hälfte ein Uhu; denn Du ſelbſt haſt ja mit den Verwandlungen Deinen Lieblingen ein Beiſpiel gegeben, da aus der heitern, immer glücklichen Johanna in vier und zwanzig Stunden ein träumeriſches Kind geworden iſt, das in bitterer Laune das Herz jedem

Troſte verſchließt und nur eine Gelegenheit ſucht, um eine ſchickliche Urſache zum Weinen zu haben.«

»Zürnt mir meine Königin?« fragte Johanna, das thränenſchwere Auge empor ſchlagend.

»Ich zürne Dir nicht!« entgegnete Philippine, »aber Du ſollſt Dich faſſen, nicht auf das erſte Gerücht, das leider an unſerm Hofe oft von ſo unreiner Quelle kömmt, Mauny verdammen, von der Zukunft Alles hoffen und nicht durch Deinen Trübſinn Deine Gefühle zur Schau tragen. Glaube mir! oft wenn ich das koſtbarſte Geſchmeide trage, wenn Purpur und Hermelin mich deckt, blutet mein Herz am meiſten und ich möchte glühende Thränen weinen, wo ich mit freundlichem Lächeln ſelbſt meinen Feinden Worte der Huld und Gnade ſagen muß. Hat ein Menſch Urſache, dieſe Granfton zu haſſen, ſo bin ich es; ſie iſt der Engel mit flammendem Schwerte, der mich aus meinem Paradies vertrieb; mit kalter berechneter Kunſt ſucht ſie die Leidenſchaft meines Gemahls zu ſteigern, mit grenzenlos unverhüllter Liebe hängt er nur an ihr, ſie iſt all ſein Denken und Träumen, während ich — die Mutter ſeiner Kinder, die Gemahlin, die Königin — mit dürftig gemeſſener Achtung mich begnügen muß. In der ärmſten Hütte iſt die Gattin des Hirten beneidenswerther als ich, denn ungetheilt beſitzt ſie das

Herz ihres Mannes, der ihre Welt iſt und der mit dem Schickſal für ſie kämpft, dem Glücke ſeine kargen Gaben abringt, um ſie in ihren Schooß zu ſchütten; das Lächeln ihrer Kinder vergällt ihr keine bittere Erinnerung. O, Johanna! was habe ich ſchon gelitten und geweint! und dennoch, wenn ich auch die unglücklichſte Gattin bin, als Königin habe ich meiner Würde noch nichts vergeben, ſie hat meinen Kummer nicht ahnen dürfen.«

»Ich weiß,« rief Johanna, »Ihr habt ein königlich ſtarkes Gemüth, das nur mit Euerer Herzensgüte zu vergleichen iſt! doch glaubt Ihr wirklich, daß meine Theilnahme an Mauny's Geſchick mehr als Mitleid ſei?«

Ein leichtes Lächeln ſchwebte über die Züge der Königin und mit ſcherzhaftem Ton, durch welchen die Trauer ihrer Bruſt im leiſen Nachklang zitterte, ſagte ſie: »Die Zukunft wird lehren, welchen Namen Dein Gefühl verdient.«

Auf einer, vor den Schranken des Turnierplatzes errichteten Tribune ſaß die Königin mit ihrem ganzen Hofſtaate und die ſämmtlich zum Feſte geladenen Damen, das Schauſpiel des Kampfes erwartend. Der König

hatte befohlen, das Turnier zur beſtimmten Stunde zu beginnen, ohne ſeine Ankunft abzuwarten. Die Schranken wurden alſo geöffnet und die Ritter umzogen mit ihrem Gefolge den Platz, ehrfurchtsvoll gegen die Damen grüßend, die mit hochklopfenden Herzen, jede für ihren Verehrer, der ihre Farbe trug, im Stillen um Sieg und Ruhm Gebete zum Himmel ſandten.

Auch Mauny befand ſich wider alles Erwarten unter der Zahl der Ritter, und die Farbe Johanna's tragend, ritt er einen prächtigen Schimmel, deſſen Bruſt mit zierlichen Schellen behängt und mit Stahl bepanzert war. Sein Auge ſuchte die Geliebte unter den Reihen der Damen, und mit freudigem Erröthen begegnete er den Blicken Johanna's, die, froh überraſcht durch ſeine Anweſenheit, ihre heitere Laune wieder gewann. Auch Salisbury trug zwar die Frabe Katharina's, doch fremd und kalt grüßte er die Dame ſeines Herzens und ſchien nicht zu bemerken, daß ſie eine Roſe an der Bruſt trug, die er geſtern auf der Jagd ihr verehrt hatte.

»Nun, haſt Du mit Fauquemont geſprochen?« wandte er ſich fragend an Johann von Baumont, den der Zufall mit ihm gepaart hatte.

»Er wünſcht Dich zu ſprechen, ſo bald das Turnier beendet ſein wird!« gab dieſer zurück.

»Und ſeine Wunde?« fragte Salisbury weiter. Baumont zuckte die Achſel.

Sie hatten die Schranken dreimal umritten und die Trompeter gaben das Zeichen zum Anfange des Turniers. Schon hatten die Ritter zum Kampfe ſich geordnet, als ein neuer Ankömmling, ganz in blauen Stahl gepanzert, auf einem ſtolzen Rappen in die Schranken eintritt. Sein Geſicht verdeckte das Viſir, doch ſchauten ſeine Augen blitzend durch das Gitter deſſelben und ſuchten unter den Damen nach der Gräfin Granſton, deren Farbe er trug. Philippine erbleichte, denn ſie glaubte in dem blauen Ritter den König zu erkennen; doch faßte ſie ſich ſchnell und gleichgiltig überſchaute ſie den Kampfplatz, ohne jedoch den Unbekannten mehr aus den Augen zu verlieren. Der Kampf begann, und das Bild einer Schlacht gebend, fochten ſie bald einzeln, bald im allgemeinen Angriff, da ſie ſich in zwei Parteien getheilt hatten. Der blaue Ritter ſuchte ſtets Salisbury's Gegner zu werden, und es entſpann ſich bald ein Kampf, welcher mehr auf Leben und Tod zu gehen, als einem Waffenſpiel zu gleichen ſchien. Muth, Stärke und Gewandheit auf beiden Seiten, würde den Sieg lange zweifelhaft gelaſſen haben; doch Salisbury, welcher mit erneuter Kraft auf ſeinen Gegner einſprengte, ließ in

plötzlicher Verwirrung den Arm ſinken und von einem kräftig geführten Stoß des blauen Ritters fiel er, aus dem Sattel gehoben, beſinnungslos in den Sand. Ein leiſer Ausruf des Schreckens entfuhr den Lippen Katharina's. Salisbury wurde aus den Schranken getragen und das Kampfſpiel ungeſtört fortgeſetzt; der blaue Ritter aber ſchien ſpurlos verſchwunden zu ſein.

Die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden zog nun Gautier von Mauny auf ſich, da er mit bewunderungswürdiger Tapferkeit beinahe alle Ritter im Kampfe beſiegte. Selbſt Artois gerühmte Gewandheit, mit welcher er die Waffen führte, mußte im Schatten ſtehen gegen die kunſtfertige Leichtigkeit und Stärke, die Mauny vor den Augen der Zuſchauer entfaltete. Der König ſelbſt, der indeſſen angekommen war, mußte ihm den Preis zuerkennen, welchen er aus Johanna's Händen empfing. Mit Jubel begleiteten ihn die Ritter nach geendetem Turniere in das Schloß zurück; und niemand, außer Artois, welcher mit dem zweiten Preis ſich begnügen mußte, und der doch mit Gewißheit auf den erſten gezählt hatte, mißgönnte ihm den Siegeskranz. Johanna aber wurde wieder ſtill und ſinnend, denn alle Fräulein des Hofes prieſen laut die Schönheit, Stärke und Kühnheit des Siegers, welcher wohl der Liebe einer Prinzeſſin werth ſei und dem es nun

gar nicht fehlen könne, ſein Glück bei der ſchönſten und edelſten Dame des Landes zu machen.

Durch den Sturz vom Pferde gelähmt, lag Salisbury auf ſeinem Lager ausgeſtreckt und lauſchte in geſpannter Erwartung auf die Mittheilung ſeines Freundes Johann von Baumont, welcher eben von Fauquemont kam, der Alles mit aufrichtiger Reue geſtanden hatte, wie ihn Artois zu jenem unwürdigen Gaukelſpiele verleitet, durch welches er die ſchöne Katharina als Preis zu gewinnen glaubte; wie er ſelbſt hoffe, daß der König Mauny verzeihen werde, da dieſer, unter dem Fenſter der Montfort wandelnd, — zufällig ihn mit Artois im Geſpräch belauſcht, und wie dieſer als Biedermann in gerechtem Zorn entbrannt und mit dem Schwerte ihn an der Ausführung dieſes Bubenſtückes gehindert und ihn zur Beſinnung gebracht.

»Und ich habe in meiner Verblendung ſie mit kalter Verachtung behandelt!« rief Salisbury verzweifelnd, »nimmer wird ſie mir verzeihen! mir, der im Kampfe unterlegen, der beſinnungslos aus den Schranken getragen wurde, während Andere im Triumphe vom Turnierplatze ritten!«

»Warum ſoll ſie Dir nicht vergeben?« tröſtete Baumont, »war doch der Schein ſehr gegen ſie, und irren iſt ja menſchlich!«

Aber Salisbury ſchüttelte hoffnungslos das Haupt und meinte: »ein Weib könne wohl dem Sieger große Schuld verzeihen, — aber der Beſiegte, dem der Nimbus des Ruhmes fehle, für dieſen ſei ihre Liebe mit ſeinem Falle geſtorben.«

König Eduard, welcher indeſſen die Anſtalten zur Erfüllung ſeines Reihergelübdes mit allem Eifer betrieb, war ſinnreich in Erfindungen, ſeine Gäſte an der Abreiſe zu verhindern; da mit Katharinens Gegenwart immer noch ein Funken der Hoffnung auf ihren Beſitz für ihn glimmte: doch der Schwur Philippinens trieb ihn zur Eile bei Ausrüſtung der Schiffe an, und es nahte ſich nun bald der Tag, an welchem er ſelbſt zum Scheiden gezwungen war, ohne daß all' ſein Bemühen ihn nur einen Schritt weiter in der Gunſt ſeiner Angebeteten gebracht hatte. Mit Kummer erfüllt ſchritt er wenige Tage vor ſeiner Einſchiffung im Garten auf und nieder, ſich einem troſtloſen Schmerze hingebend, als plötzlich der Gedanke in ihm erwachte: durch einen entſcheidenden Schlag ſich aus dieſer tödtenden Ungewißheit zu reißen. Unangemeldet wollte er in das Heiligthum ihres Cloſettes dringen, und mit

freier Erklärung ſein Geſchick in ihre Hände legen, nicht weichend, bis ſie mit Beſtimmtheit ſein Loos entſchieden. Mit Begierde hing ſeine verzehrende Leidenſchaft ſich an dieſen Gedanken der Rettung und bebenden Schrittes eilte er ſein Vorhaben auszuführen.

Katharina ſaß gedankenvoll, das ſchöne Haupt in die Hand geſtützt, am offenen Fenſter, durch welches balſamiſche Düfte über Jasmin= und Roſenbüſche hereindrangen, um ſich mit ihres Athems Wehen zu vermählen; ihr Blick hing an einer kleinen goldnen Wolke, welche die untergehende Sonne von ihrem roſigen Gefolge zurückgelaſſen hatte, doch war auch bald die letzte Feuerlilie verglüht, und ein blauer Duft, Vorbote des glänzenden Sternenmantels, umhüllte die ganze Landſchaft.

Leiſe trat der König in das Gemach, ohne daß Katharina ihn bemerkte, ſeine Bruſt bebte von des Herzens ungeſtümen Schlägen, doch ſeine Zunge lag in den Banden der Ehrfurcht gefeſſelt, welche ihre ſtolze Haltung, ihre reine, fleckenloſe Tugend gebot, und es gereuete ihn einen Augenblick, dieſen kühnen Schritt, welcher Alles gewinnen, aber auch Alles verderben konnte, gewagt zu haben. Schon wollte er ſich ihr nähern, als Katharina, das Fenſter verlaſſend, ihn gewahrte.

In wortloſem Erſtaunen ſtand ſie ihm gegenüber, doch Eduard warf ſich, Alles vergeſſend, zu ihren Füßen hin, und ſchilderte mit der glänzendſten Beredſamkeit, welche je noch ein Herz erweicht, ſeine ſchreckliche Leidenſchaft, die ihn hinabziehe in eine bodenloſe Tiefe, aus der ein ſchwindelnder Abgrund, alle Denkkraft vernichtend, ihn anſtarre; wie er ohne ihre Liebe das kalte, freudenloſe Daſein nicht zu tragen vermöge, wie ihr Beſitz der einzige Wunſch ſeines Herzens, ohne ſie aber das größte Erdenglück für ihn ſich in bittern Spott verwandele, der die volle Nektarſchale mit Wehmuth füllt.

»Katharina!« rief er, vom Sturm der Leidenſchaft hingeriſſen, »nicht Liebe, nur eine Hand des Mitleids reicht mir; damit mein Leben eine ferne Sonne der Hoffnung erhelle, welche meine Nacht erleuchtet und erwärmt. Nur eine kleine Gabe des Mitleids! und alle Tugenden ziehen in dieſem Herzen ein — das ſonſt eine Beute finſterer Geiſter der Unterwelt werden muß!«

»Steht auf, Sire!« entgegnete Katharina mit Hoheit. »Es ziemt Euch nicht vor der Vaſallin zu knieen, denn Euch, wie mich, muß dieſe Stellung erniedrigen! Ihr ſeid vermählt, Salisbury iſt mein Verlobter; jeder Schein von Hoffnung, welchen ich Euch geben würde,

müßte ſelbſt ſündig — nur einem ſündhaften Gefühle Nahrung geben.«

»Salisbury Euer Verlobter, nicht möglich!« rief der König, bitter lächelnd. »Ein Bild des Jammers lag er von der Stärke meines Armes hingeſtreckt im Sande; hat wirklich ein Funke für ihn in Eurem Herzen geglüht, dieſer Anblick mußte ihn verlöſchen.«

»Nach dieſer Anſicht« gab Katharina zurück, »dürfte mir nur irgend eine Schmach wiederfahren, und Ihr wäret von Eurer ewigen Liebe, die Euch verzehrt, auf einmal geheilt.«

Eduard biß ſich in die Lippen, doch beſtürmte er ſie von Neuem, da er den entſcheidenden Augenblick immer noch zu ſeinem Glück zu wenden hoffte. Aber Katharinens reine Tugend verſagte ihm ſelbſt jeden Schein der fernſten Hoffnung.

»Verlaßt mich, Sire!« ſprach ſie mit ſanfter Bitte. »Soll Euer Andenken mir werth ſein, ſo kehrt zurück auf die Bahn der Pflicht, die keines Menſchen Fuß noch ungeſtraft verlaſſen hat! Beglückt die Königin, die mein Daſein verwünſchen muß, und bedenkt, daß Gott die Thränen der betrogenen Liebe zählt; glühend fallen ſie oft erſt auf den Urheber zurück, wenn längſt ſchon Schnee des Alters ſein Haupt bedeckt, und keine Reue iſt dann vermögend, die Schuld aus

dem Herzen zu tilgen, die zu wachſen ſcheint, bis unſere Fackel verlöſcht. Könnt Ihr mir ein Glück bieten, das ein edles, treues Herz brechen, das mit dem Seufzer der ſterbenden Königin beſiegelt würde? Kehrt zurück! Das Bewußtſein, noch zur rechten Stunde gut gemacht zu haben, was Ihr verſchuldet, wird Euch beruhigend über alle Stürme des Lebens tragen, denn mit ſtrenger Wage wird von der Vorſehung, im Guten wie im Böſen, Vergeltung zugewogen, und ich werde ſegnend an dieſe Stunde zurückdenken, wo meine Hand ein edles, aber verirrtes Herz auf den Pfad der Pflicht zurückgeleitet.«

»Liebt Ihr Salisbury?« fragte Eduard.

»Ich achte ihn hoch!« entgegnete Katharina. »Jenes ſtürmiſche Gefühl, das ſo oft zu unbeſonnenen Handlungen hinreißt, das die Menſchen Liebe nennen, iſt mir fremd; Salisbury beſitzt alle Tugenden, welche an einem Manne mir wünſchenswerth erſcheinen, und ich glaube glücklich mit ihm zu ſein.«

Lange ſtand der König zögernd, denn obwohl er ſich nun vollkommen überzeugt hielt, daß jede Bemühung an Katharinens ſtrengen Begriffen von Tugend und Ehre ſcheitern würde, ſo ſuchte er doch die ſeligſte Stunde ſeines Lebens, wo er ohne Zeugen, nur von

den Sternen des Himmels beneidet, ſich allein ihr gegenüber befand, ſo viel als möglich zu verlängern.

»Katharina!« rief er, vom Gefühle des Schmerzes überwältigt, »ich ſchwöre es zu Gott! Euer Wille ſoll das heiligſte Geſetz meiner Zukunft ſein! aber laßt mich einen Troſt mit in den Kampf eines freudenloſen Daſeins nehmen, ſprecht: wenn ich nicht vermählt wäre, wenn Salisbury nicht wäre, würdet Ihr auch dann mich verſchmähen?«

»Ich weiß es nicht!« ſagte Katharina nach kurzem Schweigen.

Der König ließ ſich auf ein Knie nieder und ergriff ihre Hand, ſie an ſeine Lippen drückend; eine Thräne perlte über ſeine Wangen.

»Nichts, auch nicht den leiſeſten Schein von Gunſt hat mein heißes Flehen Euch abgerungen,« ſprach er, »und meine Bewunderung grenzt an meine Liebe; denn ich glaube, daß die Natur Euch aus reinerem Stoffe gebildet, und ein Engel Euch mit ſeinem Hauch beſeelt hat; doch eine Bitte gewährt dem Scheidenden: gebt mir ein Andenken an dieſe bitterſüße Stunde!« —

Katharina nahm eine himmelblaue Schleife von der Bruſt, welche Eduard auf ſeinem Herzen verbarg. Noch ein Mal ſah er flehend zu ihr empor, doch ſie

wandte ſich ab — und den Scheidekuß auf ihre Hand drückend, ſtürzte er fort.

Wie aus einem ſchweren Traume erwachend, ſeufzte Katharina aus beklemmter Bruſt und flüſterte leiſe, als wollte ſie es ſelbſt nicht hören: »Das war eine harte Prüfungsſtunde! Salisbury — ein gebrochenes, aber treues Herz werde ich Dir zum Opfer bringen!« — Sie nahm ihren Platz am Fenſter wieder ein; das Haupt ſinnend in die Hand geſtützt, ſchauete ſie lange in die blaue Ferne hinaus, als ſchon die Sterne anfingen zu erbleichen und ein kühler Morgenwind mit ihren Locken ſpielte.

Die Schiffe waren ausgerüſtet und der Tag zur Abfahrt ſchon beſtimmt, als Gautier von Mauny im Gemach Johanna's von Montfort ſtand und verlegen mit den Franſen ſeiner Schärpe ſpielte, denn er wollte von der Dame ſeines Herzens nicht ohne Abſchied und Hoffnung ſcheiden, und doch fehlte es ihm an Muth und Worten, dieſe Gelegenheit zu benützen. Auf verſchiedene Anreden ſinnend, wurde er plötzlich, ohne zu einem Reſultate gekommen zu ſein, überraſcht, da die Flügelthüre ſich öffnete und Johanna rauſchend aus ihrem Kabinet trat.

»Nun, Ritter! Ihr gedenkt uns zu verlaſſen?« ſprach ſie, nachdem ſie lange auf eine Anrede vergeblich gewartet hatte. »In Frankreich ſoll es ſehr ſchöne Frauen geben!«

»Ja, Dame!« entgegnete Mauny, »deswegen gehe ich aber nicht hin, ſondern um mir Ruhm und Ehre zu erwerben, meiner Pflicht als Vaſall des Königs nachzukommen und mein Gelübde zu erfüllen.«

»Man ſagte doch, der König zürne Euch eines gewiſſen Vorfalls auf der Galerie wegen!« forſchte Johanna.

»Das war freilich ein verdrüßlicher Handel!« ſagte Mauny treuherzig, »doch iſt er ſo auf höfiſche Art beigelegt worden, denn der König wollte dem Einen wie dem Andern nicht weh thun. Nun, Fauquemont hat bereut und Artois kommt mir ſchon noch einmal vor die Klinge.«

Eine Pauſe erfolgte, in welcher ſich Johanna an des Ritters Verlegenheit ergötzte, da er vergebens nach einem Faden der Unterhaltung ſuchte, der ihn auf das gewünſchte Thema bringen ſollte. Mauny aber grollte im Herzen mit ſich ſelbſt, da er von jeher Waffenſpiel, Jagd und Turnier jeder ſanftern Ergötzung im Kreiſe der Frauen vorgezogen hatte, weshalb er nun gleichſam in einer fremden Sphäre ſich befand. Doch ſein

gerader Sinn, gewöhnt den gordiſchen Knoten zu zer=hauen, welchen er nicht zu löſen vermochte, ertrug nicht lange dieſes peinliche Gefühl, und mit keckem Muth ging er auch hier nach kurzer Ueberlegung ſeinem Schickſal entgegen.

»Dame!« fing er, das Schweigen unterbrechend, an, »Ihr wißt, was ſoll ich lange auf Umwegen zum Ziele ſchleichen, Ihr wißt, daß ich Euch von ganzem Herzen liebe und daß es mein heißeſter Wunſch iſt, Euch zu meiner Hausfrau zu machen. Treu bin ich bis zum Tod, das ſchwör ich Euch bei meinem Schwerte, und gut und vornehm, wie es Euerm Stand und Schön=heit geziemt, will ich Euch halten. Die ſchönſten Fal=ken zur Jagd und einen Renner ſollt Ihr haben, der den Vogel im Fluge einholt. Wollt Ihr es nun mit mir wagen und ſeid Ihr mir nicht gram, ſo ſagt mir's rund heraus, denn ich bin nun lange genug auf dem Anſtand geweſen, um das edle Wild meines Herzens zu fangen.«

Erröthend ſtand Johanna dem kühnen Bewerber gegenüber, denn ſolch ſchnelle Wendung kam ihr un=erwartet, da ſie bei ſeiner bisher bewieſenen Schüch=ternheit ihm den Muth nicht zugetraut hätte.

»Ritter!« entgegnete ſie, »ich ſchätze Euch, doch Liebe will erſt verdient werden; der Weg durch das

Leben iſt eine weite und beſchwerliche Reiſe; es iſt alſo für uns Frauen immer eine bedenkliche Sache, einen Gefährten zum langen Weg zu wählen, die wohl überlegt und geprüft werden muß.«

»Sprecht lieber: das Leben iſt eine Jagd, als eine Reiſe,« ſprach Mauny, Muth gewinnend; »denn Reiſen iſt wohl nur mehr mit Beſchwerden und Langweile verknüpft, dagegen die Jagd ein kräftiges Bild des Lebens iſt. Man zieht aus in den freien Wald der Jugend, wo Alles, was unſer Auge ſieht, im Grün der Hoffnung gekleidet iſt; man zielt nach dem Glücke, neckend ſpringt es von Felſen zu Felſen; oder der ſichere Pfeil trifft mit Leichtigkeit einen Edelhirſch, während ein anderer gleichgeübter Jäger, durch ſeinen Unſtern geblendet, nach tagelanger Mühe kaum einen Haſen oder ein Eichhorn erjagt. Endlich wird es Herbſt, die Blätter fangen an zu welken und mit dem fallenden Laube fängt die Jagd an beſchwerlicher zu werden; denn es gilt nun, Wölfe, Bären und wilde Schweine zu fällen; das lachende Grün der Jugend iſt verſchwunden, Sturm, Regen und Kälte treten ein, und man muß jedes Ziel erſt mit unzähligen Beſchwerden erkaufen, bis endlich der ſtarre Froſt des Alters kommt, wo man ermüdet einſchläft. Aber bei all dem iſt das Leben eine Leidenſchaft, die, gleich der Jagd, Niemand

laſſen kann und die immer erfreuliche Seiten hat, wenn man ſie nur zu finden weiß. Wagt es alſo immerhin mit mir, es ſoll Euch nicht gereuen! habt Ihr doch ſchon den Pfeil der Liebe in mein Herz geſendet, ſoll ich verbluten an der Wunde im fernen Frankreich, wo keine Kunde mir wird, ob Ihr noch meiner gedenkt?«

Schmeichelnd ergriff er ihre Hand und blickte mit ſeinen treuen Augen ſie ſo bittend an, daß ſie, unvermögend länger zu widerſtehen, verſprach: die Seine zu werden, ſobald er glücklich ſein Reihergelübde gelöſ't haben würde.

Mit Jubel vernahm er die ſeligen Worte und im Uebermaße des Entzückens glaubte er das Verſprechen durch eine innige Umarmung beſiegeln zu müſſen; eben hatte er der Sträubenden einen glühenden Kuß auf die Lippen gedrückt, als die Thüre ſich weit öffnete und die Königin erſtaunt auf der Schwelle ſtehen blieb.

Erſchrocken fuhr das Paar auseinander; Johanna warf einen zürnenden Blick auf Mauny, der in großer Verlegenheit daſtand und ſich nicht zu entſchuldigen wußte; verwirrt nahm er Abſchied; verſtimmt, kalt wurde er entlaſſen. In Gedanken ſich Vorwürfe machend, ſtieg der Ritter die Treppe hinab, indem er ſich nun zu ſpät ſagte, wie er hätte handeln ſollen,

um die Geliebte aus der Verlegenheit zu ziehen, und wie ſie mit Recht auf ihn zürne. Johanna aber ward von der Königin geſcholten, daß ſie, immer noch ein Geheimniß aus ihrer Liebe machend, die Art und Weiſe Mauny's kennend, ihn nicht ſo ſchnöde hätte ziehen laſſen ſollen, da er leicht in Frankreich eine Dame finden könnte, welche ſeinen geraden Biederſinn mehr zu würdigen wiſſe als ſie.

Zwei Tage nachher ſchiffte ſich der König nebſt ſeiner Gemahlin mit ſeiner ganzen Ritterſchaft ein; noch ein Mal wollte Eduard die Geliebte ſehen, um ſeinem Herzen einen ſchwachen Schein von Troſt zu gewähren, doch Katharina hatte ſich eingeſchloſſen, und ſelbſt Salisbury, welcher reuevoll um Verſöhnung bat, mußte ſich mit dem Abſchiedsgruß durch fremden Mund begnügen. Glücklicher war Mauny; voll Sorge, daß der Mann ihrer Wahl, von ihrem Benehmen abgeſtoßen, ſie nun in der Ferne vergeſſen möge, ſchritt Johanna in den dunkeln Laubgängen des Gartens auf und nieder, als mit freudiger Ueberraſchung Mauny an der Seite ſeines Freundes, Johann von Baumont, auf ſie zutrat. Dankbar pries ſie im Herzen das Spiel des Zufalls, während Mauny's aufrichtige Freude laut ſich in Dankſagungen gegen des Glückes Walten

ergoß. Lange wandelten ſie in den ſchattigen Gängen mit Plänen der Zukunft und Verheißungen gegenſeitiger Treue beſchäftigt, ohne zu bemerken, daß Johann von Baumont, die Entbehrlichkeit ſeiner Unterhaltung einſehend, ſich leiſe entfernt hatte, bis endlich die Trennungsſtunde ſchlug und ſie ſich das letzte Lebewohl ſagen mußten.

Von tauſend Segenswünſchen begleitet, ſegelte die Flotte in das ſpiegelglatte Meer hinaus, und manch liebend Auge verfolgte thränenerfüllt die Fahrt, bis am fernen Horizont der letzte Punkt verſchwand.

Ohne große Widerwärtigkeiten kamen ſie zu Antwerpen an, wo die Königin einem Prinzen das Leben gab, welcher in der Taufe den Namen: Löwe von Antwerpen, empfing. Nach kurzer Erholungszeit brach das Heer nach Frankreich auf. Mauny aber, welcher, ſeinem Gelübde zufolge, der Erſte auf Frankreichs Boden ſein wollte, ſammelte vierzig bis funfzig der tapferſten ſeiner Gefährten, ritt Tag und Nacht durch Brabant, bis er nach Hennegau kam, wo er Raſt machte, um Montaigne, die erſte Stadt auf franzöſiſchem Gebiete, zu überfallen und zu erobern, welches ihm auch gelang; jedoch ging dieſer Ort in Flammen auf, wonach er ſich dann des Schloſſes Thui bemächtigte, das zu Cambrai gehört. Die engliſche Armee

war indeſſen nachgefolgt, und es eröffnete ſich die Kriegsſcene, in welcher mit abwechſelndem Glücke gefochten wurde. Den Sieg an ſeine Fahnen gefeſſelt, ſtreifte Mauny mit ſeinen Anhängern durch Frankreich, nahm Aiguillon, befeſtigte es und vertheidigte ſich mit der glänzendſten Tapferkeit. Umſonſt ſuchte der Herzog der Normandie ihn aus ſeiner vortheilhaften Stellung zu bringen; gezwungen, den Rückzug anzutreten, fielen noch mehrere Ritter in Mauny's Hände; von dieſen hörte er die Fortſchritte Eduard's, den Sieg, welchen er zu Creci davongetragen, und wie er nun ſo eben ſich anſchicke, Calais zu belagern. Mauny, welcher ſehnlichſt wünſchte, nun unter des Königs Panner zu fechten, bot einem der Gefangenen, welcher ein Günſtling des Herzogs der Normandie war, die Freilaſſung an, wenn er ihm von dieſem einen Geleitsbrief verſchaffen würde, mit welchem er ungehindert und allein zum Heere des Königs reiſen könnte; ſollte er aber den Geleitsbrief nicht erhalten, ſo mußte der Gefangene ſich wieder ſtellen. Wirklich erhielt dieſer Ritter das verlangte Schreiben, und Mauny eilte, von Ungeduld beflügelt, nach Calais zu; in Orleans aber nahm man ihn in Verhaft und führte ihn nach Paris, wo ihm Philipp von Valois das Haupt abſchlagen laſſen wollte. Ueber dieſe Verletzung ſeines

Wortes auf das Aeußerſte entrüſtet, eilte der Herzog der Normandie nach Paris, verlangte Mauny's Freilaſſung und drohte, als ihm dieſe verweigert wurde, nicht allein nie mehr die Waffen gegen Eduard zu ergreifen, ſondern auch den ganzen Adel von der Theilnahme des Krieges abwendig machen zu wollen. Dieſe Drohung wirkte; Mauny erhielt nicht allein die Freiheit, ſondern wurde auch noch mit Geſchenken von Philipp überhäuft, welche er aber nur unter der Bedingung annahm, wenn es ſein König erlauben würde.

Mit großem Jubel ward Mauny im Lager Eduard's empfangen, doch wollte dieſer Monarch nicht, daß Mauny die franzöſiſchen Geſchenke behalten ſollte, da er ſelbſt reich und mächtig genug ſei, die Treue und Tapferkeit ſeiner Ritter zu belohnen. Eduard glaubte Mauny nicht beſſer ehren zu können, als wenn er ihm den Oberbefehl bei der Belagerung von Calais übertrug. Beinahe ein ganzes Jahr hielt er dieſe Stadt eingeſchloſſen, als die Einwohner, vom Hunger gequält, endlich ſich zu ergeben und um Gnade zu flehen gezwungen waren. Eduard aber, erzürnt über den langen Widerſtand, verlangte das Blut dieſer Franzoſen; Mauny's Menſchenliebe war ihre einzige Hoffnung.

»Gnädigſter Herr!« ſagte er zu dem König mit

ſeiner gewohnten Treuherzigkeit, »Ihr könntet wohl Unrecht haben, denn Ihr gebt ein ſehr übles Beiſpiel, wenn Ihr dieſe Leute umbringen laßt; denn ſchickt Ihr uns in einen Eurer feſten Plätze, ſo würden wir nicht gern hingehen, weil man uns in ähnlichen Fällen auf gleiche Art behandeln würde.«

Von dieſem Beiſpiele aufgemuntert nahmen alle Ritter die Partei der Einwohner von Calais.

»Ich will nicht gegen Alle ſein!« antwortete Eduard, aber er gab nur unter der Bedingung nach, daß ſechs der angeſehenſten Bürger mit einem Strick am Halſe kommen, die Schlüſſel der Stadt überreichen und für die übrigen die Strafe erleiden ſollten.

Euſtach von Saint Pierre ſtellte ſich mit ſeinen fünf Gefährten, in heroiſcher Aufopferung würdig des alten Roms, den kalten Tod zur Rettung der Einwohner zu leiden. Vergebens beſchwor Mauny den König, durch dieſe Grauſamkeit ſeinen Ruhm nicht zu beflecken, vergebens verwendeten alle Ritter ſich für dieſe ſechs unglücklichen Schlachtopfer, deren Edelmuth rührende Bewunderung erregte. Ihr Tod war beſchloſſen. Da ſtürzte weinend ſich die Königin zu Eduard's Füßen, umklammerte in höchſter Angſt ſeine Kniee, da das Zeichen zur Hinrichtung ſchon gegeben war, und bat ihn, bei dem Leben ſeiner Kinder, dieſe

Schuld nicht auf ſich zu laden. Lange blickte er ſie finſter und ſchweigend an, eine Wolke ſchien von einem Sonnenblick beſſerer Gefühle auf ſeiner Stirn ſich zu zertheilen, und die Königin aufhebend ſprach er: »Wohlan! das Leben ſei ihnen auf Euere Bitte geſchenkt.«

Nachdem er von Calais Beſitz genommen und ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen war, wurde des Herzens Sehnſucht, von dem kriegeriſchen Treiben bisher übertönt, wieder wach, und er verlangte zurückzukehren nach dem geliebten England, das ſeine heißen, aber unerreichbaren Wünſche umſchloß.

Einſame Tage lebte indeß Johanna von Montfort auf ihrem Schloſſe und nur höchſt ſelten, daß ſie einmal einen Ritt durch die nächſte Gegend machte, da ihr nun Alles öde und ausgeſtorben erſchien; denn die ganze Blüthe des Adels und der Ritterſchaft war mit Eduard's Flotte nach Frankreich geſegelt, wodurch alles rege Leben gleichſam aus England entflohen war.

Doch nicht lange dauerte dieſes Stillleben Johanna's, in welchem ihre geſchäftige Phantaſie ſich tauſend Bilder des Wiederſehens und des Glückes entwarf; denn Carl von Suffolk, welcher eine Stiefſchweſter von ihr geheirathet hatte, machte nun An=

ſprüche auf die Grafſchaft Montfort und ſuchte die Abweſenheit aller ihrer Freunde und Verwandten zu benützen, indem er ſie aus ihrem Erbe treiben wollte; doch mit Muth und Entſchloſſenheit griff Johanna zu den Waffen und vertheidigte in eigener Perſon ihr Eigenthum mit vieler Ausdauer und Standhaftigkeit. Sie hatte Boten über das Meer nach Frankreich geſendet, um den König von ihrer bedrängten Lage zu unterrichten und um Beiſtand zu bitten; denn in ihrem Schloſſe Hennebon, von den Feinden belagert, ſah ſie ſich bald von aller Hülfe entblößt und ohne Hoffnung, Entſatz zu bekommen. Doch Eduard ſchickte ſogleich zu ihrer Rettung eine Flotte ab, über welche Mauny den Oberbefehl erhielt. Schreckliche Stürme verzögerten die Ankunft deſſelben, und während er gegen Wind und Wellen kämpfte, brachten die Belagerer die Veſte auf das Aeußerſte. Johanna hatte ihre Getreuen zum Kriegsrath verſammelt und alle riethen zur Uebergabe, da an längere Vertheidigung nicht zu denken ſei. Troſtlos ſchweifte das Auge Johanna's hinaus auf das Meer, welches man vom Fenſter aus überſchauen konnte; indem gewahrte ſie nahende Schiffe am Horizont und bebend vor Freude rief ſie: Seht, o ſeht! es naht die gewünſchte Hülfe!

Neuer Muth beſeelte die Beſatzung, und, die letz-

ten Kräfte aufbietend, hielt ſie ſich noch, bis Mauny mit ſeiner Flotte anlangte. Bald war es ſeinem ſieggewohnten Arm gelungen, die Feinde zu ſchlagen und zu zerſtreuen, und mit unendlicher Wonne empfing Johanna den Geliebten, der zugleich als Retter gekommen war. Wenige Tage nachher ſprach der Prieſter den Segen über den Bund der Glücklichen.

Eine unzählige Menge von Menſchen ſtand am Ufer, als Eduard mit ſeiner Flotte in der Heimath landete. Jedes eilte, ſeinen rückkehrenden Freund, Bruder, Geliebten oder Gatten zu bewillkommnen, und die Lüfte trugen in weite Ferne den frohen Jubel der Wiedervereinigten. Mancher aber ſchlich weinend aus dem Kreiſe der Glücklichen, denn für ihn hatte Freude in Leid ſich verkehrt, da ſein Erwarteter auf dem Felde des Ruhmes ſanft unter grünendem Lorbeer gebettet ſchlief und die Hoffnung des Wiederſehens erſt jenſeits des Grabes winkte. Andere ſchritten gelähmt oder mit verbundenem Kopf durch die Menge, um ihre Lieben herauszufinden, in deren Armen ſie nun Pflege und Heilung hofften. Auch Robert von Artois, durch ſein Reihergelübde der Anſtifter dieſes langjährigen Krieges, blutete aus vielen Wunden, welche er bei

Bannes erhalten hatte, und mußte auf einer Bahre nach London getragen werden, wo er wenige Tage nach der Landung ſtarb. Eduard ließ ihn mit aller Pracht, welche einem Fürſten gebührt, in der Paulskirche begraben, und ſein ſtolzes, rachſüchtiges Herz mußte in der Wohnung des ewigen Friedens ſchlummern, ohne ſein Ziel erreicht zu haben.

Fauquemont hatte das engliſche Heer verlaſſen, um nach dem gelobten Lande zu ziehen, und Salisbury war in Frankreich in Gefangenſchaft gerathen. Doch Eduard, hoffend, durch Großmuth das Herz der ſchönen Granſton zu rühren, verſäumte keinen Augenblick, ihn gegen andere Gefangene auszuwechſeln; allein kurze Zeit nach ſeiner Rückkehr reichte ihm Katharina die Hand und zog ſich mit ihm auf ſein Schloß zurück, bis die Fortſetzung des Krieges ſeine Gegenwart beim Heere wieder nöthig machte. Lange Jahre dauerte der Kampf zwiſchen Frankreich und England noch fort; ſelbſt als Philipp von Valois ſtarb und ſein Sohn Johann den Thron beſtieg. Erſt unter Karl V. ward 1360 zu Bretigny Frieden geſchloſſen; Mauny mußte nebſt mehreren Großen des Reichs den Akt mit unterzeichnen.

Aber keine Zeit war vermögend, die Leidenſchaft für die nunmehrige Gräfin Salisbury aus Eduard's

Herzen zu verlöſchen; die Königin ſtets mit zarter Achtung behandelnd, weinte er ihrem Andenken aufrichtige Thränen, als das Grab in ſeinem ſtillen Schooße die gebeugte Roſe aufnahm; doch ſeine Liebe und Sehnſucht nach der Unerreichbaren glühte in ſeinem Herzen fort, bis auch er den ſtillen Frieden gewann, wo jede irdiſche Leidenſchaft verſtummend ſich auflöſ't in des ewigen Lichtes Seligkeit.

Leipzig, gedruckt bei W. Haack.

60613137

Digitized by Google